P.o.germ.
520
ti-19

# Germania

## Illustrata

BIBLIOTECA

Gei Ypanzen
P. o. germ. 520 t/10

# Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Enthält
die klassischen Dichterwerke
Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, Schwedens u. s. w., sowie des Altertums in Originalausgaben und guten Uebersetzungen, ferner die Briefwechsel unsrer deutschen Dichterfürsten.

Bayerische Staatsbibliothek
<36649742590014

# Grillparzers

# sämtliche Werke.

Fünfte Ausgabe in zwanzig Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

**August Sauer.**

---

## Neunzehnter Band.

Inhalt:

Selbstbiographie. — Beiträge zur Selbstbiographie.
Tagebuch auf der Reise nach Italien 1819.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Vorbemerkung zu Band 19 und 20 . . . . . | 5 |
| Selbstbiographie . . . . . | 9 |
| Beiträge zur Selbstbiographie . . . . . | 169 |
| Zur Selbstbiographie. (1822) . . . . . | 171 |
| Meine Reise nach Italien. (1844) . . . . . | 176 |
| Entwurf einer öffentlichen Erklärung. (1819) . . . . | 181 |
| Entwurf einer Ansprache an die Beamten des Hofkammer-archivs bei der Uebernahme der Direktion. (1832) . | 181 |
| Tagebuch auf der Reise nach Italien. (1819) . . | 193 |
| Triest . . . . . | 198 |
| Venedig . . . . . | 202 |
| Rom . . . . . | 210 |
| Neapel . . . . . | 225 |
| Rückreise von Neapel bis Florenz . . . . . | 238 |
| Rom . . . . . | 243 |
| Register . . . . . | 257 |

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

# Vorbemerkung

## zu Band 19 und 20.

---

Die zwei letzten Bände der Werke umfassen die autobiographischen Schriften Grillparzers. In den ersten beiden Auflagen der Werke war die Selbstbiographie mit den fragmentarischen Reisetagebüchern aus den Jahren 1819 und 1836 und mit einer unter dem Titel: „Beiträge zur Selbstbiographie" vereinigten Gruppe andrer Tagebuchstellen im zehnten Bande enthalten. Schon die dritte Auflage nahm das „Erlebnis" mit Marie Piquot und die „Erinnerungen an Beethoven" aus dem achten Band in den Schlußband herüber. Seitdem hatte Heinrich Laube in seinem Buche „Franz Grillparzers Lebensgeschichte" (Stuttgart 1884) das Tagebuch von der griechischen Reise und die „Erinnerungen aus dem Jahre 1848", Erich Schmidt in dem Jahrgang 1887 der Zeitschrift „Nord und Süd" das Tagebuch von der deutschen Reise aus dem Jahre 1826 veröffentlicht. Die vierte Ausgabe vereinigte alle diese autobiographischen Aufzeichnungen im fünfzehnten und sechzehnten Bande, wobei sich für die Tagebücher wertvolle Berichtigungen und Ergänzungen ergaben: in dem Tagebuch von der italienischen Reise wurde der Anfang und der Schluß, die Hinreise bis Rom und die Rückreise von Neapel bis Florenz, in dem Tagebuch von der französischen Reise der Anfang, die Reise nach Paris, zum erstenmal mitgeteilt; in dem Tagebuch von der

deutschen Reise konnte ein im Original gegenwärtig fehlendes Blatt aus einer älteren Abschrift ergänzt werden; das halb verwischte Bleistiftmanuskript des Tagebuches von der griechischen Reise war von Laube so ungenau wiedergegeben worden, daß die Wiederholung einem ersten Drucke gleichkam. Die Erinnerungen an Beethoven wurden durch die großartige Rede bei der Enthüllung des Grabdenkmals vermehrt und mit ihr erst war für die Sammlung der Werke der richtige weihevolle Abschluß gefunden. Aufgelöst wurde in dieser vierten Auflage der buntgemischte „Anhang zur Selbstbiographie“: das Gedicht „Recht und schlecht“ wurde unter die Gedichte, die satirischen Briefe über die Aufführung des Ottokar unter die Satiren gestellt, die Widmung des Sappho, die Vorrede zum Goldenen Vließ diesen Tragödien angefügt; die mitgeteilten Eingaben, Gesuche und Briefe Grillparzers wurden ausgeschieden, weil sie nur eine kleine und nicht ganz glückliche Auswahl aus der großen Menge ähnlicher Schriftstücke bildeten, die aus äußeren und inneren Gründen vollzählig in die Werke nicht aufgenommen werden konnten. Sie sind inzwischen im zweiten Jahrgang des „Jahrbuches der Grillparzergesellschaft“ (Wien 1892) durch Karl Glossy gesammelt worden. Nur das wichtige Rechtfertigungsschreiben an den Grafen Sedlnitzky über „Die Ruinen des Campo vaccino“ meinte ich nicht ausschließen zu dürfen und reihte es in die Studien zu des Dichters eigenen Werken (jetzt Band 18) ein. In dieselbe Gruppe stellte ich auch schon damals einige Tagebuchstellen aus den „Beiträgen zur Selbstbiographie“, während andre sachgemäß den politischen Studien zugewiesen wurden.

Die gegenwärtige Auflage unterscheidet sich in diesen Bänden von der vorigen außer durch die Richtigstellung einer Reihe von Namen nur durch eine andre Anordnung eben dieser kleineren „Beiträge zur Selbstbiographie“. Neu aufgenommen wurden in diese Abteilung die ersten Ansätze zur Selbstbiographie, die in das Jahr 1822 zurückreichen, ein für die frühere Auflage übersehener, an die Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler anknüpfender Aufsatz über die italienische Reise, der zuerst im Jahrgang 1872 der „Neuen freien Presse“ und dann wieder von Karl Emil Franzos in der „Deutschen Dichtung“ (VI. Band, 1. Heft 1889) veröffentlicht wurde; ferner der Entwurf einer öffentlichen Erklärung

aus der Zeit der italienischen Reise und der Entwurf einer Ansprache an die Beamten des Hofkammerarchivs bei der Uebernahme der Direktion (zuerst gedruckt in dem Buche: „Grillparzer als Archivdirektor" von G. Wolf, Wien 1874). Dagegen habe ich, um die beiden Schlußbände nicht über den Umfang der andern Bände anschwellen zu lassen, nun auch diejenigen Stellen, die sich im allgemeinen auf das künstlerische Schaffen Grillparzers beziehen, den Studien zu des Dichters Werken in Band 18 zugewiesen und die übrigen autobiographischen Notizen chronologisch geordnet. Eine weitere Vermehrung aus den Tagebüchern konnten diese Selbstbekenntnisse jetzt nicht erfahren; sie vollständig in die Werke aufzunehmen, muß einer späteren Zeit überlassen bleiben.

---

Seit dem Abschlusse des Manuskriptes für die vorliegende Ausgabe (im Januar 1892) ist nun ein großer Teil dieser Tagebücher Grillparzers im dritten Jahrgang des „Jahrbuches der Grillparzergesellschaft" (Wien 1893) ebenfalls durch Glossy veröffentlicht worden. Meine Auswahl der in Band 14—19 neu aufgenommenen Aufsätze wurde unabhängig von Glossys Zusammenstellung getroffen und deckt sich nur zum geringsten Teile mit dieser. Da aber fast der gesamte Inhalt der Prosabände ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, so ist die Grenze zwischen den Aufsätzen allgemein litterarischen Charakters und den bloß subjektiven Bekenntnissen eine fließende. Ich habe mehr die ersteren berücksichtigt, Glossy mehr die letzteren. Die Jugendtagebücher habe ich fast ganz aus den Werken ausgeschlossen.

Die Korrektur mußte ich leider auch bei dieser neuen Ausgabe fern von den Handschriften vornehmen, so daß eine nochmalige Kollation des gesamten Textes mit den Originalen während des Druckes nicht möglich war. Dagegen hat mich aber der getreue Hüter dieser Schätze in aufopfernder Weise unterstützt, indem er

nicht müde wurde, die Handschriften immer von neuem für mich einzusehen, meine immer wieder aufsteigenden Zweifel und Bedenken zu heben, meine zahlreichen Bitten und Wünsche zu befriedigen. Ihm ist es zum guten Teile zu verdanken, wenn diese Ausgabe die frühere an Korrektheit übertrifft und so ist mir der Freund auch diesmal wieder ein stiller Mitarbeiter geworden.

Prag, am 4. Juni 1893.

August Sauer.

# Selbstbiographie.

Die Akademie fordert mich (nunmehr zum drittenmale) auf, ihr meine Lebensumstände zum Behufe ihres Almanachs mitzuteilen. Ich will es versuchen; nur fürchte ich, wenn sich das Interesse daran einstellen sollte, zu weitläuftig zu werden. Man kann ja aber später abkürzen.

Ich bin zu Wien am 15. Jänner 1791 geboren. Mein Vater war Advokat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine natürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war, und in den letzten Jahren seines Lebens Krankheit, die gräßlichen Kriegsjahre und der durch beides herbeigeführte Verfall seiner häuslichen Umstände jene Verschlossenheit nur vermehrten, so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und andern keine Rechenschaft geben. Sein äußres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, später einen gemieteten Garten selbst zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe seine einzige Erheiterung aus. Nur auf Spaziergängen, bei denen er, auf unglaubliche Entfernungen, manchmal die ganze Familie, häufig aber auch nur mich, noch als Kind, mitnahm, wurde er froh und mitteilsam. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm bei solchen Spaziergängen am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inseln im Flusse, nach Art der Weltumsegler, selbstgewählte Namen zu geben, so muß ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantasie ihm nicht fremd gewesen sein müssen, ja noch später, in den Jahren meiner Lesewut, konnte ich ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausschließlich Ritter- und Geistergeschichten, zutrug, die dann der ernste Mann, am schwedischen Ofen stehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die späte Nacht hinein las. Neuere Geschichten waren ihm wegen ihres Konventionellen zuwider.

Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte sich mit ihren Kindern, suchte Ordnung herzustellen, die sie, die Wahrheit zu sagen, selbst nicht gar genau hielt, und lebte und webte in der Musik, die sie mit Leidenschaft liebte und trieb.

Ich war der älteste von drei Brüdern, zu denen erst spät, als ich schon ziemlich erwachsen war, ein vierter hinzukam. Man hielt mich für den Liebling meines Vaters, obwohl er mir nie ein Zeichen davon gab. Im Gegenteile unterhielt er sich am liebsten mit dem dritten, der ihn, von Geschäften ermüdet, durch unschädliche Wunderlichkeiten in seinem Entwicklungsgang erheiterte. Der zweite war ihm durch sein trotziges und störrisches Wesen beinahe zuwider.

Ueberhaupt kann man sich verschiedenere Charaktere als diese drei Brüder nicht denken. Von dem zweiten ist schon die Rede gewesen. Der dritte war ein bildschöner Knabe und dadurch von den Weibern verhätschelt. Da nun zugleich meine Mutter, wenn der Lärmen zu arg wurde, kein Mittel wußte, als die Schuldigen zu sich zu rufen und, in Form von Strafe, zu verhalten, an einem „Strumpfband" zu stricken, so hatte der jüngste die Sache ernsthaft genommen und strickte und stickte wie ein Mädchen. Er hatte sich drei Ecken des Zimmers mit gedachten und auch benannten Frauen bevölkert, denen er wechselweise Besuche abstattete. Mein Vater, abends im Zimmer auf und nieder gehend, versuchte ihm auch für die vierte Ecke eine vierte Frau aufzudringen, die aber, da der vorgeschlagene Name den Spott gar zu deutlich an sich trug, der Knabe durchaus nicht acceptierte.

Durch diese Grundverschiedenheit von meinen Brüdern entfernt gehalten, und da unser Vater zugleich sich von jeder Bekanntschaft abschloß, wuchs ich in völliger Vereinzelung heran. Um das Formlose und Trübe meiner ersten Jahre begreiflich zu machen, muß ich sogar unsere Wohnung beschreiben.

Mein Vater, mit der Absicht zu heiraten umgehend, suchte Quartier. Einmal abends bei einem Bekannten zu Gaste, kann er nicht fertig werden, die Wohnung des Wirtes zu loben. Zwei ungeheure, saalähnliche Zimmer; den Zugang bildend ein minder großes, ganz geeignet für die Kanzlei des Advokaten, nach rückwärts noch einige Gemächer, zum Schlafzimmer und sonstigen Bedarf. Seinen aus-

gesprochenen Wünschen kommt der Inhaber der Wohnung mit der Aeußerung entgegen, wie es leicht sei, sich den Besitz alles dessen zu verschaffen. Er selbst habe die Wohnung aufgekündet, und unter den Geladenen befinde sich der Hausherr, mit dem er sogleich sprechen könne. Gesagt, gethan. Die Männer geben sich den Handschlag, und mein Vater hat, was er wünscht. Er hatte bemerkt, daß die Fenster der Wohnung nach zwei Seiten gehen. Was war also natürlicher, als daß die eine Hälfte die Aussicht auf die Straße, den „Bauernmarkt" hat und die andere in den ziemlich geräumigen Hof des Hauses. Bei späterer Besichtigung aber fand sich, daß es mit der Aussicht in den Hof allerdings seine Richtigkeit habe, die zweite Hälfte aber in ein enges, schmutziges Sackgäßchen ging, von dessen Existenz sogar viele Menschen in Wien gar keine Kenntnis haben.

In diesem Hause wurde ich geboren und verlebte meine ersten Knabenjahre. Finster und trüb waren die riesigen Gemächer. Nur in den längsten Sommertagen fielen um Mittagszeit einzelne Sonnenstrahlen in das Arbeitszimmer unseres Vaters, und wir Kinder standen und freuten uns an den einzelnen Lichtstreifen am Fußboden.

Ja auch die Einteilung der Wohnung hatte etwas Mirakuloses. Nach Art der uralten Häuser war es mit der größten Raumverschwendung gebaut. Das Zimmer der Kinder, das so ungeheuer war, daß vier darin stehende Betten und einige Schränke kaum den Raum zu verengen schienen, empfing sein Licht nur durch eine Reihe von Glasfenstern und eine Glasthüre von einem kleinen Hofe auf gleicher Ebene mit dem Zimmer, also wie das Zimmer selbst im ersten Stockwerke. Dieser Hof war uns streng versperrt, wahrscheinlich infolge einer Konvention mit dem grämlichen Hausherrn, der den Lärm der Kinder scheute. Hierher verlegten wir im Gedanken unsere Luft- und Sommerfreuden.

Nächst der Küche lag das sogenannte Holzgewölbe, so groß, daß allenfalls ein mäßiges Haus darin Platz gehabt hätte. Man konnte es nur mit Licht betreten, dessen Strahl übrigens bei weitem nicht die Wände erreichte. Da lag Holz aufgeschichtet. Von da gingen hölzerne Treppen in einen höhern Raum, der Einrichtungsstücke und derlei Entbehrliches verwahrte. Nichts hinderte uns, diese schauerlichen Räume als mit Räubern, Zigeunern oder wohl gar Geistern bevölkert zu denken. Das Schauerliche wurde übrigens durch

eine wirkliche, lebende Bevölkerung vermehrt, durch Ratten nämlich, die in Unzahl sich da herumtrieben und von denen einzelne sogar den Weg in die Küche fanden. Ein bei uns lebender Neffe meines Vaters und mein zweiter Bruder begaben sich manchmal, mit Stiefelhölzern bewaffnet, auf die Rattenjagd, ich selbst konnte mich kaum ein paarmal entschließen, das Gewölbe zu betreten und mir Angst und Grauen zu holen.

Von der Küche ab ging ein zweiter langer Gang in ein bis zu einem fremden Hause reichendes, abgesondertes Zimmer, das die Köchin bewohnte, die infolge eines Fehltritts mit dem auch Schreibersdienste leistenden Bedienten verheiratet war, welche beide dort eine Art abgesonderten Haushalt bildeten. Sie hatten ein Kind und zu dessen Wartung ein halberwachsenes Mädchen, als Magd der Magd. Der Zutritt auch zu diesem Zimmer war uns verboten, und wenn manchmal das schmutzige Mädchen mit dem unsaubern Kinde, wenn auch nur im Durchgange erschien, so kamen sie uns vor wie Bewohner eines fremden Weltteils.

In den ersten Jahren seit dem Erwachen meines Bewußtseins wurde das Traurige unserer Wohnung dadurch gemildert, daß mein Vater gemeinschaftlich mit seiner Schwiegermutter und einem seiner Schwäger ein großes Haus in Enzersdorf am Gebirge kaufte, das Raum genug bot, um drei Familien ganz abgesondert voneinander zu beherbergen. Das Beste daran war ein weitläuftiger Garten, in dem mein Vater, wenn er von Samstag abend bis Montag morgen hinauskam, seiner Gärtnerlust nachhing. Für uns Kinder wurde der Genuß dieses Gartens durch einen — wie es uns damals vorkam — sehr großen Teich gestört, der sich an einem Ende desselben befand und der, obwohl man ihn mit einer schwachen Barriere eingefaßt hatte, doch eine immerwährende Gefahr des Hineinfallens darbot. Da war denn der Gebote und Verbote kein Ende, und an ein Herumlaufen ohne Aufsicht war gar nicht zu denken. Besonders hatte der, der Gartenmauer zugekehrte hintere Rand des Teiches, der nie betreten wurde, für mich etwas höchst Mysteriöses, und ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, verlegte ich unter die breiten Lattichblätter und dichten Gesträuche alle die Schauder und Geheimnisse, mit denen in unserer Stadtwohnung das „Holzgewölbe" bevölkert war. Wir wurden zwar nicht mit Gespenstern be-

droht oder geschreckt, demungeachtet als ich und mein zweiter Bruder einmal in dem gemeinschaftlichen Saale unterm Billard ganz allein spielten, schrieen wir beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbeilief, erzählten wir, wir hätten einen Geist gesehen. Auf die Frage: wie er ausgesehen? sagte ich: wie eine schwarze Frau mit einem großen Schleier. Mein Bruder aber: wie ein „Hörndler" (Hirschkäfer).

Die Freude an dieser Landwohnung wurde nur zu bald gestört. Mein Vater trieb in dem gemeinschaftlichen Garten die Blumenzucht nicht ohne Pedanterie. Nun konnten sich aber meine damals noch unverheirateten Tanten gar keine andere Bestimmung für Blumen denken, als, wie eine hervorkam, sie abzureißen und entweder als Strauß an die Brust zu stecken oder in Wasser und Glas ans Fenster zu stellen. Noch ärger trieben es die schon etwas herangewachsenen und sich einer großen Ungebundenheit erfreuenden Kinder meines Onkels. Sie liefen ohne Umstände in den Beeten herum und zertraten die Pflanzen, ehe noch an Blumen zu denken war. Da gab es denn immerwährende Klagen, das Haus wurde allen drei Parteien verleidet, und man war froh, einen Käufer zu finden. Erst einige Jahre später mietete mein Vater einen Garten in Hernals, wo wir den Sommer über wohnten und mein Vater als alleiniger Besitzer jede Störung von seinen geliebten Blumen abhielt.

Als die Sinnesart meines Vaters bezeichnend, erinnere ich mich noch, daß er einmal uns drei Kindern Peitschen machte. Meine Brüder bekamen ganz einfache, handsame, mit denen sie nach Herzenslust klatschten. Für mich, seinen vorausgesetzten Liebling aber, nahm er einen so dicken Prügel und eine so starke Schnur, daß ich damit durchaus nichts anzufangen wußte, obgleich er selbst, mich im Gebrauch unterweisend, dem ungeheuern Werkzeug weitschallende Klatsche entlockte. Er konnte sich nicht gut in die Weise der Kinder finden.

Sonst weiß ich von Enzersdorf nur noch, daß ich daselbst durch einen alten Schulmeister die Anfangsgründe der Buchstabenkunde, wohl auch des Buchstabierens empfing. Der Mann war äußerst respektvoll, und außer seiner Gestalt ist mir nur noch erinnerlich, daß er das Schmollen und Trotzen mit dem wunderlichen Namen des „Eserlbindens" bezeichnete.

Wahrscheinlich fing schon in Enzersdorf an und setzte

sich in der Stadt fort, was die Plage meiner Knabenjahre gemacht hat. Ehe ich noch den vollkommenen Gebrauch meiner Gliedmaßen hatte, setzte sich nämlich meine für Musik begeisterte Mutter vor, mich in die Geheimnisse des Klavierspiels einzuweihen. Noch gellt in meinen Ohren der Ton, mit dem die sonst nachsichtige Frau in ihrem Eifer die Lage der Noten: ober den Linien, unter den Linien, auf den Linien, zwischen den Linien, in mich hineinschrie. Wenn nun gar der Versuch auf dem Klavier gemacht wurde und sie mir bei jedem verfehlten Tone die Hand von den Tasten riß, duldete ich Höllenqualen.

In die Stadt zurückgekommen, wurde ein eigener Klaviermeister aufgenommen. Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Mederitsch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Kontrapunktisten, der aber durch Leichtsinn und Faulheit gehindert wurde, seine Kunst zur Geltung zu bringen. Bestellte Arbeiten konnte niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Kapellmeister Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in Diensten des letzten Königs von Polen, ging er jedesmal zur Hinterthüre hinaus, wenn der Wagen des Königs am vordern Thore anfuhr, so daß ihn dieser endlich entließ, ohne ihn je spielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Klavierunterricht geben, obwohl es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber sein Unterricht war eine Reihe von Kinderpossen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der schmutzige, der ungeschickte. Wir krochen mehr unter dem Klavier herum, als daß wir darauf gespielt hätten. Meine Mutter, die gegenwärtig war, begütigte er dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde und oft darüber hinaus phantasierte und fugierte, daß ihr das Herz im Leibe lachte. Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß spielen zu lassen, ja einmal komponierte er, der Faule, sogar für mich ein Konzert mit allen Instrumenten, das ich in seiner Wohnung aufführen mußte, bei dem, da ich gar nichts konnte, das Klavier wahrscheinlich nur einzelne Töne und Accorde hatte, indes die Instrumente das übrige thaten. Für einen Spaß konnte er sich sogar Mühe geben, zum Ernste war er nie zu bringen. Und doch war er kein Spaßmacher, mehr kindisch als scherzhaft. Da er nun zugleich in

seinen Stunden sehr nachlässig war, so kam manchmal statt seiner seine Schwester, eine äußerst lange, sehr häßliche, übrigens aber vortreffliche Frau. Im Klavierspiele machte ich auch bei ihr keine bemerkbaren Fortschritte, dafür lehrte sie mich aber während der nur zu häufigen Ausruhepausen nach einer damals wenig bekannten, gegenwärtig aber, wie ich höre, häufig angewandten Lautiermethode buchstabieren und lesen, und zwar, da ich die Buchstaben schon kannte, am Klavier sitzend, ohne Buch. Ich weiß nicht, wie es ging, aber ich konnte lesen, ehe noch jemand eine Ahnung davon hatte.

Nun wurde beschlossen, mich in die Schule zu schicken. Man wählte dazu eine unserer Wohnung am Bauernmarkte gegenüberliegende, alle Vorzüge einer öffentlichen genießende Privatanstalt. Da ich die Hauptsache: fertig lesen, konnte, so ging man über den Mangel der Kenntnisse im Rechnen und der Sprachlehre hinaus und versetzte mich sogleich in die höhere, zweite Klasse. Hier machte ich es nun, wie ich es leider immer gemacht hatte, trieb das, was mich anzog, nicht ohne Eifer, vernachlässigte aber das übrige. Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig. Einen Teil der Schuld trägt aber mein Vater, der nur immer vorwärts drängte und meinte, die versäumten Anfangsgründe würden sich schon nachholen. Später in der lateinischen Schule ging es nicht anders. Nichts aber trägt sich schwerer nach als Anfangsgründe. In dieser Schule habe ich zwischen Lob und Tadel zwei Jahre ausgehalten, lernte ganz gut schreiben, blieb aber in Rechnen und Grammatik zurück.

Den Mangel der letztern ersetzte ich praktisch durch eine unermeßliche Leselust, die sich auf alles erstreckte, dessen ich habhaft werden konnte. Vorderhand waren es die biblischen Geschichten des Neuen Testaments in für Kinder bestimmter Erzählung. Was mir sonst in die Hände fiel, weiß ich nicht mehr.

Eins der frühesten Bücher, die ich las, war das Textbuch der Zauberflöte. Ein Stubenmädchen meiner Mutter besaß es und bewahrte es als heiligen Besitz. Sie hatte nämlich als Kind einen Affen in der genannten Oper gespielt und betrachtete jenes Ereignis als den Glanzpunkt ihres Lebens. Außer ihrem Gebetbuche besaß sie kein anderes als diesen Operntext, den sie so hoch hielt, daß, als

ihr die Anfangsblätter abhanden gekommen waren, sie mit eigener Hand mühselig das Fehlende abschrieb und dem Buche beilegte. Auf dem Schoße des Mädchens sitzend, las ich mit ihr abwechselnd die wunderlichen Dinge, von denen wir beide nicht zweifelten, daß es das Höchste sei, zu dem sich der menschliche Geist aufschwingen könne.

Wenig später fiel mir eine uralte Uebersetzung des Quintus Curtius in die Hände, wahrscheinlich als Derelikt unter altem Gerümpel auf dem Dachboden unserer Landwohnung, das mir der Hausherr, ein Tischler und Säufer von Profession, gerne überließ. Ich weiß nicht, wie oft ich das dickleibige, großgedruckte Buch mit immer neuer Begeisterung von Anfang bis zu Ende durchlas. Was ich nicht verstand, ließ ich in den Kauf gehen, um so mehr, als weder meine Mutter noch das Stubenmädchen mir Aufklärung geben konnten; meinen Vater zu fragen aber hielt mich die Furcht ab, er könnte mir das Buch, wie schon geschehen, als für mich nicht passend, wegnehmen. Vor allem quälte mich das erste lateinisch gedruckte Wort, mit dem der Uebersetzer oder erste Herausgeber das von Curtius verloren gegangene erzählend beifügte. Es hieß wohl Paralipomena oder ähnlich. Stundenlang marterte ich mich, um dem Zauberworte einen Sinn abzugewinnen, aber immer vergebens. Es machte mich unglücklich.

Eben auf dem Lande, wahrscheinlich aus derselben Quelle, geriet ich auf Heiligen- und Wundergeschichten des Pater Kochem, welche sich in meinem Kopfe mit den macedonischen Helden sehr gut vertrugen, nur daß die Thaten dieser letztern mir keinen Wunsch zur Nacheiferung erweckten, indes ich glaubte, die Leiden und Qualen der Märtyrer ebenso gut erdulden zu können, als jene Glaubensmänner. Ich beschloß, Geistlicher zu werden, wobei ich aber nur auf den Einsiedler und Märtyrer mein Absehen richtete. In die Stadt zurückgekehrt, wurde ein Meßkleid aus Goldpapier verfertigt; ich las die Messe, wobei mein zweiter Bruder, der Klingel wegen, bereitwillig ministrierte. Ich predigte von einer Stuhllehne herab, wobei ich freilich als einzige Zuhörerin unsere alte Köchin hatte, die von meinem Unsinn sehr erbaut schien. Sie war auch mein Publikum am Klavier, aber nur für ein einziges Stück, das sie unaufhörlich wieder zu hören begehrte. Es war damals die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in frischem Gedächtnis. Man hatte mir

unter andern Uebungsstücken auch einen Marsch gebracht, von dem man behauptete, daß er bei dieser Hinrichtung gespielt worden sei, in dessen zweitem Teile ein Rutsch mit einem einzigen Finger über eine ganze Oktave vorkam, welcher das Fallen des Mordbeiles ausdrücken sollte. Die alte Person vergoß heiße Thränen bei dieser Stelle und konnte sie sich nicht satt hören.

Meine kirchliche Richtung war übrigens nicht im mindesten religiös. Mein Vater war in der josephinischen Periode aufgewachsen und mochte nicht viel auf Andachtsübungen halten. Die Mutter ging alle Sonntage in die Messe, mit dem Bedienten, der ihr das Gebetbuch nachtrug; wir Kinder kamen nie in die Kirche. Ich erinnere mich noch, daß ich später im Gymnasium, wo jeder Schultag mit einer Messe begonnen wurde, immer wie ein Wilder meine Kameraden ansehen mußte, um aus ihrem Vorgange zu merken, wo man aufzustehen, niederzuknieen oder an die Brust zu schlagen habe.

Bald darauf kam uns die Lust, Komödie zu spielen. Wie sie kam und wer sie anregte, weiß ich nicht. Wir Knaben waren äußerst selten ins Theater gekommen. Von meiner Seite war es das erste Mal, noch als Kind, in eine italienische Oper mit meinen Eltern, denen ein ungarischer Graf, ein Klient meines Vaters, für den Abend seine Loge überlassen hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich schrecklich langweilte und höchstens eine einzige Scene mich belustigte, wo die Leute in einer Laube Schokolade tranken und der Geck des Stückes, der mit dem Stuhle schaukelte, samt Tasse und Becher rücklings über zu Boden fiel. Darauf folgte ein Ballett, dessen Titel: „Die Hochzeit auf dem Lande", mir noch jetzt gegenwärtig ist. Da ging es etwas besser, und vor allem setzte mich in Erstaunen, daß in dem allgemeinen Tanze gegen den Schluß die Tänzer in eine auf halbe Theaterhöhe angebrachte fensterartige Oeffnung mit einem Satze hineinsprangen. Sonst führte man uns Kinder höchstens an Namenstagen ins Leopoldstädter Theater, wo uns die Ritter- und Geisterstücke mit dem Käsperle Laroche schon besser unterhielten. Noch sehe ich aus den zwölf schlafenden Jungfrauen die Scene vor mir, wo Ritter Wilibald eine der Jungfrauen aus einer Feuersbrunst rettet. Das Gebäude war eine schmale Seitenkulisse, und die Flammen wurden durch herausgeblasenes Kolophoniumfeuer

dargestellt; damals aber schien es mir von schauerlicher Naturwahrheit. Vor allem aber bewunderte ich die Verwandlung eines in schleppende Gewänder gehüllten Greises, mit einer Fackel in der Hand, in einen rot gekleideten Ritter, wobei mir als das Wunderbarste erschien, daß der rote Ritter auch eine Fackel in der Hand hielt, was eben die schwache Seite der Verwandlung war und von meinem damaligen Scharfsinn keine vorteilhafte Meinung gibt.

Außer diesen einzelnen Theaterabenden mochten zu unseren dramatischen Gelüsten auch die Erzählungen eines in unserem Hause lebenden verwaisten Neffen meines Vaters beigetragen haben, der in der Kanzlei als Schreiber verwendet wurde und der, um mehrere Jahre älter als wir, da er sich auf solche Art sein Brot selbst verdiente, einer ziemlich großen Freiheit genoß. Wie denn überhaupt mein Vater ein großer Freund von Verboten, aber nichts weniger als ein Freund von Beaufsichtigung war. Dieser Vetter, der nicht frei von einer gewissen Geckenhaftigkeit war, mochte uns nun von seinen Theatergenüssen erzählt haben, ja durch ihn bekam ich vielleicht die ersten Komödienbücher in die Hand, von denen ich mich nur noch auf „Klara von Hoheneichen“ von weiland Spieß erinnere. Mein Vater nahm scheinbar oder wirklich von unseren Kunstbestrebungen keine Notiz, ja ich erinnere mich nicht, daß er unsern Darstellungen auch nur ein einziges Mal einen Blick gegönnt hätte. Die Mutter wurde dadurch gewonnen, daß unser Klavierlehrer Gallus, der die Sache, wie jede Kinderei, mit Eifer auffaßte, sich bereit erklärte, unsere Produktionen mit Ouverture und Zwischenakten in freier Phantasie auszuschmücken. Diese seine Improvisationen, zu denen er, wenn die Handlung bedeutender wurde, sogar melodramatische Begleitungen fügte, verschaffte unsern Absurditäten sogar eine gewisse Celebrität. Einige Musikfreunde nämlich, worunter ein uralter Baron Dubaine, ein vormozartischer Kunstfreund, die nie Gelegenheit hatten, Gallus spielen zu hören, fanden sich nämlich, ohne sein Vorwissen, im Nebenzimmer ein, wo sie durch die fingerweit offengelassene Thüre sein Klavierspiel entzückt behorchten, ohne sich, wie natürlich, um unser Schauspiel, das sie nicht einmal sahen, auch nur im geringsten zu bekümmern.

Daß wir nur Ritterstücke aufführten, versteht sich von selbst, die Geister wurden durch das Mangelhafte unseres Apparats von selbst ausgeschlossen. Es ging nun an eine

Verfertigung von hölzernen Schwertern, mit papierenen Scheiden. Zu den Wämsern und Kollern wurden abgelegte Kleider mit Puffen und farbigen Schnüren ausstaffiert. Ich war sogar so glücklich, die untere Hälfte eines alten Atlaskleides meiner Mutter als Mantel benützen zu können. Meinem jüngsten Bruder fielen die Weiberrollen zu, und er stickte sich Gürtel und Armbänder und Halsgeschmeide aufs prächtigste mit eigener Hand. Der mittlere mußte halb mit Gewalt gepreßt werden, und er fügte sich in die Knappenrollen nur auf die Bedingung, daß ihm in seinen Kleidern die Aermel und die Beinkleider auf halbem Schenkel abgeschnitten wurden, so daß er halbnackt einherging. Aber auch so war er kaum zum Auftreten zu bewegen, sondern warf sich auf sein Bett und mußte durch vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft herabgezogen und auf die Scene gestoßen werden, wo er dann nur an den Gefechten teilnahm. Unser Vetter Albert Koll und ich teilten uns in die Heldenrollen, wo denn immer eine Nebenbuhlerschaft um die Person meines jüngsten Bruders zu Grunde lag, der geraubt, befreit und in jeder Art auf dem Theater herumgeschleppt wurde. Da unser Personal doch gar zu klein war, so nahmen wir mit Vergnügen den Antrag unsers Orchesterdirektors Gallus an, seine kleine Tochter Marie in die Frauenzimmerrollen eintreten zu lassen. Das Mädchen war recht artig und für ihr Alter gescheit, hinkte aber zum Unglück beträchtlich, so daß wir ihr gegenüber unsern Mißhandlungen doch etwas Einhalt thun mußten. Das Amt des Theaterdichters fiel mir zu. Nicht als ob ich ein Wort niedergeschrieben oder den Gang der Handlung anders, als höchst allgemein, vorausbestimmt hätte. Wir improvisierten, eine Scene gab die andere, und das Stück ging aus, wie es konnte und mochte. Nur der Ausgang der Kämpfe wurde festgesetzt, da niemand unterliegen wollte. Ein einziges Mal entschloß ich mich zum Schreiben, als ich Klara von Hoheneichen durch Hinweglassen von zwei Dritteilen des Stückes für unsere Bühne einrichtete, wo denn vor allem der Name des Ritters Adelungen geändert werden mußte, der mir durch seinen Gleichlaut mit dem verhaßten Adelung der Sprachlehre unerträglich prosaisch vorkam. Im Lauf eines einzigen Winters begannen und endeten unsere theatralischen Vorstellungen, wozu die nächste Veranlassung war, daß ein uns sehr entfernt verwandter, älterer Bursche unter dem Vorwand, Helme

und Harnische von Pappe herbeizuschaffen, uns Geld aus unsern Sparbüchsen lockte; wo denn, als der Betrug herauskam, es sogar zu Auseinandersetzungen mit dem Vater des Schuldigen kam, und wir sowohl die Lust verloren, als unser Vater Einsprache that.

Mittlerweile, ungefähr in meinem achten Jahre, hatte ich die deutschen Schulgegenstände zurückgelegt und sollte ins Gymnasium eintreten. Mein Vater aber, der besonders mit Rücksicht auf meine große Jugend dem Besuch der öffentlichen Schule abgeneigt war, beschloß, uns Privatunterricht erteilen zu lassen. Es wurde daher ein Hofmeister aufgenommen. Das war nun einer der wunderlichsten aller Menschen. Ein sonderbares Gemisch von innerm Fleiß und äußerlicher Indolenz. Er kam als Theolog in unser Haus, änderte seine Meinung und studierte Medizin. Als ich ihn nach Jahren wieder fand, hatte er auch diese aufgegeben und die Rechte absolviert, so daß wir, trotz eines Alterunterschiedes von beinahe zwanzig Jahren, in gleicher Eigenschaft als Konzeptspraktikanten bei der Finanzhofstelle gleichzeitig eintraten. Seine Lernbegierde ging über alle Grenzen. So hatte man ihm vorgeworfen, daß er nicht Französisch könne. Nun legte er sich mit solchem Eifer auf diese Sprache und übte sich so unausgesetzt, daß, als wir zusammen bei der Finanzstelle dienten, er alle wichtigern Ausarbeitungen erst französisch konzipierte und dann für den Amtsgebrauch ins Deutsche übersetzte. Die fremde Sprache war ihm geläufiger geworden als die eigene.

Dabei grenzte aber seine Indolenz nach außen beinahe an Stumpfsinn, von dem eine große Blödsichtigkeit den körperlichen Ausdruck bildete. Wir hatten seine Schwächen bald weg, und die Streiche, die wir ihm spielten, grenzen ans Unglaubliche. So liebte er, zum Beispiel, des Morgens lange im Bette zu liegen. Da stürze ich denn eines Tages ins Zimmer mit der Nachricht, es sei eine Frau da, die unsere Wohnung besehen wolle, in der Absicht, sie zu mieten. Mein Gärtner, so hieß er, springt im Hemde aus dem Bette und flüchtet sich hinter einen Vorhang, der eine abgesperrte Verbindungsthüre mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdessen führe ich meinen Bruder herein in den Kleidern unserer Mutter, den ich ersuche, Platz zu nehmen und die Rückkunft unserer Eltern abzuwarten. Da setzt sich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen

den Vorhang gekehrt, in einen Sessel und bleibt ein paar Stunden lange sitzen, indes der arme Hofmeister im Hemde und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angst und der Kälte erduldet.

Wenn es dem armen Teufel zu arg wurde, beschloß er endlich, zu strafen. Die Strafe bestand in dem Verbote, bei Tisch von der vierten Speise zu essen. Nun duldete mein Vater nicht, daß wir uns, aus Vorliebe oder Abneigung, im Essen wählerisch bezeigten. Wenn nun die verbotene Speise kam, schob der Sträfling seinen Teller von sich ab. „Was soll das bedeuten?“ fragte mein Vater. — „Ich danke, ich mag davon nicht essen.“ — „Du wirst essen,“ sagte mein Vater. Und nun ließ sich der Schuldige reichlich herausfassen und aß nach Herzenslust, wobei er triumphierend nach dem Hofmeister blickte, der, aus Furcht vor dem Vater sich nicht zu sagen getraute, daß eine Strafe im Mittel liege, deren volle Bestätigung und Ausführung sonst außer allem Zweifel gelegen hätte.

Wir Brüder hätten uns nicht so leicht emanzipiert. Der Haupturheber war einer jener Söhne meines Onkels, die meinem Vater, in Enzersdorf seine Blumenbeete zertreten hatten. Er besuchte uns manchmal und, um mehrere Jahre älter als wir, wurde er von dem in unserm Hause lebenden Vetter Albert Koll getreulich unterstützt. Sie marterten den armen Gärtner bis aufs Blut. Er aber glaubte alles und ging immer wieder von neuem in die Falle.

Ich selbst muß mir das Zeugnis geben, nur an den unschuldigeren Neckereien teilgenommen zu haben, denn ich achtete ihn, obgleich seine Absurditäten gar zu verführerisch waren.

Meine Achtung gründete sich auf seine Bücher, die er unausgesetzt las und nach seiner Fahrlässigkeit auf allen Tischen liegen ließ. Da war nun ein französischer Telemach und ein lateinischer Autor, wahrscheinlich Suetonius, beide mit deutschen Anmerkungen und ausführlichen Sach- und Namenregistern in derselben Sprache. In diese vertiefte ich mich, so oft ich ihrer nur habhaft werden konnte, und ich kann daher wohl sagen, daß ich von dem guten Gärtner gefördert worden bin, obwohl ich in den Schulgegenständen von ihm rein nichts lernte.

Seine Trägheit ging nämlich so weit, daß er uns nicht einmal die Schulbücher kaufte, obgleich er das Geld dafür

empfangen hatte, das sich bei der späteren Katastrophe unberührt in seinem Schranke vorfand. Er drohte uns täglich mit dem Ankauf dieser Bücher, kam aber nie dazu. Ja, endlich wurde der Müßiggang als eine Belohnung für sonstiges Wohlverhalten oder für geleistete kleine Dienste förmlich zu Recht erhoben. Da er alles umherliegen ließ, seinen Schrank nie versperrte, ja sogar die herausgezogenen Schubladen zurückzuschieben vergaß, so nahmen wir von seinen Sachen ungescheut alles, was uns als Spielwerk eben anstand. Die Entschuldigung war immer: wir hätten es gefunden. Da wurde nun festgesetzt, daß, wer ihm etwas Verlornes zurückbringe, für denselben Tag nichts zu lernen brauche. Ich erinnere mich, daß wir einmal, der eine die eine Schuhschnalle, der andere die zweite und der dritte die Beinkleiderschnalle ihm als gefunden zurückbrachten und dafür alle drei vom Lernen frei waren.

So ging es beinahe ein volles Jahr fort. Endlich aber brach das Schicksal herein. Mein Vater hatte einen lateinischen Brief nach Ungarn zu schreiben und war wegen eines Ausdruckes im Zweifel. Er ging daher in unser Zimmer, das er sonst nie betrat, um sich in meinem Wörterbuche Rats zu erholen. Er findet aber weder Wörterbuch noch Schulbücher. Ein großes Verhör wird vorgenommen, infolgedessen der schuldige Hofmeister das Haus verlassen muß, und ein neuer, ein Tiroler, Namens Scarpatetti, aufgenommen wird.

Die Hauptschwierigkeit war aber nun, daß, nach verstrichenem Schuljahre, die Prüfung vor der Thüre stand. Mein Vater wollte mich, wie er sagte, kein Jahr verlieren lassen. Der neue Hofmeister erhielt daher die Weisung, mit Zuhilfnahme der Schulferien, in sechs oder acht Wochen mir alles das beizubringen, was in einem vollen Jahre hätte gelernt werden sollen. Dem Gefährlichen der Prüfung wurde dadurch begegnet, daß der prüfende Professor ein großer Gartenfreund war. Nun besaß mein Vater sechs oder acht große Oleanderstöcke in Kübeln. Diese wurden meinem Weiterkommen aufgeopfert; die Prüfung ging glücklich vor sich, und ich trat nach versäumter erster in die zweite lateinische Klasse ein, zu der mich eben mein Vater, durch die Erfahrung gewarnt, in die öffentliche Schule zu schicken beschloß.

Da lernte ich denn die neuen Aufgaben nicht ohne

Fleiß, da mir aber die Anfangsgründe nicht geläufig waren, machte ich namentlich in den Schulkompositionen eine Unzahl von Fehlern; der Arithmetik gar nicht zu gedenken, da mir das Rechnen noch von der deutschen Schule her fremd war. Ich wurde daher unter die Höchst-Mittelmäßigen gerechnet, was, statt meinen Eifer anzuspornen, ihn vielmehr auf das Streng-Pflichtmäßige beschränkte.

Dagegen stand mir nun, als einem Halberwachsenen, die Bibliothek meines Vaters offen. Da war eine Sammlung von Reisebeschreibungen, von denen mich besonders Cooks Weltumseglung so interessierte, daß ich bald in Otahaiti mehr zu Hause war, als in unserer eigenen Wohnung. Büffon, dessen allgemeine Naturgeschichte mit seinen Planeten, Kometen und Urrevolutionen mich bald verrückt gemacht hätte. Eine Theaterbibliothek mit allen in Wien aufgeführten Stücken, unter denen von Schiller und Goethe gar nichts, von Shakespeare nur Hamlet und Lear in der Schröderschen Bearbeitung vorkam. In Lessings Nathan störte mich die wunderliche Abteilung der Zeilen, die Verse, und zugleich der matte Ausgang, wo ich vielleicht nicht so unrecht hatte. Tschinks Geisterseher. Die Krone für mich aber war Guthrie und Grays Weltgeschichte in mehr als neunzig Bänden, die ich, ich weiß nicht wie oft, mehr verschlang als las. Von eigentlichen Dichtern war nur Geßner und Ewald Kleist vorhanden. Geßner entzückte mich. Ich habe ihn seit meinen Kinderjahren nicht wieder gelesen, glaube aber, auf Bürgschaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich ist, obwohl ihn eine, aufs Gewaltsame gestellte Zeit nicht mehr anerkennen will. Mit Kleist wußte ich nichts anzufangen. Der Sinn des Verses war mir damals noch nicht aufgegangen.

Diese Leserei reihte sich an eine frühere, in der Büchersammlung meiner unverehelichten Tante, die aus sieben oder acht vereinzelten Bänden bestand. Der erste Band von tausend und einer Nacht in einer uralten Uebersetzung, mir vor allen schätzbar. Ein Band von Goethe mit Götz von Berlichingen, Clavigo und Claudine von Villabella. Daß Götz und der Reiterjunge Georg mich entzückten, kann man wohl denken, dagegen hätte ich Weislingen und Adelheid wohlfeil hergegeben. Im Clavigo ließ ich dem Beaumarchais alle Gerechtigkeit widerfahren. Aus Claudine von Villabella wußte ich nichts zu machen. Noch war Wallensteins Lager

und die beiden Piccolomini da, von denen ich nur das erstere in ganzer Folge, die Piccolomini aber nur stellenweise las, da mir die langen Reden auf nichts hinauszugehen schienen. Meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte sich Gozzis Rabe in deutscher Uebersetzung, den ich Goethes, Schillers und Shakespeares Dramen weit vorzog.

Das Haus unserer mütterlichen Großmutter, in dem jene Tante zugleich mit zwei Schwestern wohnte, war der Zielpunkt aller unserer Besuche. Ich stand in ziemlicher Gunst bei der alten, gescheiten und energischen Frau. Noch erinnere ich mich, daß sie einmal, als meine Mutter über mein abgeschlossenes Wesen klagte, erwiderte: „Laßt ihn gehen, er hat's wie die Geiß zwischen den Füßen," wobei sie, in derber altwienerischer Manier, wahrscheinlich den wertvollsten Teil der Ziege, den Euter, meinte, den diese, halbverborgen, zwischen den Füßen trägt.

In dem Hause meiner Großmutter erneuerten sich auch meine dramatischen Genüsse. Die drei unverheirateten Töchter, zugleich zwei meiner Onkel, von denen der eine ein vorzügliches komisches Talent besaß, und einige Freunde des Hauses führten nämlich auf einem, von spanischen Wänden improvisierten Theater Komödien auf. Da es nur Konversationsstücke waren, so griffen sie mich nicht sonderlich an, und ich gestehe, daß die Mandelmilch und eine gewisse wohlschmeckende Torte, die man in den Zwischenakten herumtrug, eine starke Nebenbuhlerschaft mit dem geistigen Genusse behaupteten. Man drängte sich übrigens zu diesen Darstellungen, die man vortrefflich fand, obgleich meine Tanten einen in der Familie meiner Großmutter verbreiteten Sprachfehler hatten, den auch meine Mutter teilte, und dem auch ich als Knabe unterworfen war. Erst später, als ich von Demosthenes las, daß er einen, vielleicht ähnlichen, Fehler der Zunge dadurch bezwang, daß er mit in den Mund genommenen kleinen Kieselsteinen laut und anhaltend las, wurde ich, indem ich sein Beispiel nachahmte, des Zischlautes bis zum Unmerklichen mächtig.

Ich war mir dieses Sprachfehlers, im Gegensatz meiner Verwandten, die ganz unbefangen plauderten und sogar Komödie spielten, vollkommen bewußt, und vielleicht rührte meine Schüchternheit als Knabe zum Teile daher, daß ich in große Verlegenheit geriet, so oft mich jemand Fremder ansprach, und daher jeden solchen Anlaß vermied. So wie

mir auch mein Name so häßlich vorkam, daß ich mich erst spät entschließen konnte, ihn meinen Stücken auf dem Theaterzettel beisetzen zu lassen.

Diese Vorgänge in dem Hause meiner Großmutter sind übrigens aus einer früheren Zeit nachgetragen. Als Gymnasiast trieb ich meine Studien so, daß ich eben leidliche Fortgangszeugnisse erhielt. Erst in der ersten Humanitätsklasse sollte ich einen nachhaltigern Anstoß bekommen. Unser Professor, ein alter Exjesuit, Namens Walpert, behandelte mich so gleichgültig, wie seine Vorgänger. Da fällt es ihm einmal ein, uns über Sonntag eine rednerische Aufgabe in deutscher Sprache, behandelnd „die Vergänglichkeit der Zeit", zu geben. Daß die Zeit vergehe, wußte ich wohl, was aber weiter davon zu sagen sei, kam mir nicht in den Sinn. Da besucht mich am Sonntag morgen ein Schulkamerade, der einen Hauslehrer hatte und das Schulpensum schon reinlich abgeschrieben in seiner Rocktasche trug. Ich ersuchte ihn, mir es sehen zu lassen. Er aber fürchtete, ich möchte es abschreiben, und ließ mich nur in die Anfangsworte hineinblicken. Da stand nun: Wo ist Cäsar, wo ist Pompejus hingekommen? Mir ging ein plötzliches Licht auf, was sich über die Vergänglichkeit der Zeit sagen lasse. Ich dränge ihn, fortzugehen, setze mich nieder und schreibe in einem Zuge, ohne Korrektur, eine Ausarbeitung, die des nächsten Tages in der Schule als die zweitbeste anerkannt wird.

Die beste oder, nach dem Schulausdrucke zu reden: die erstbeste der Elaborate war die eines gewissen Mailler, der sich nun einmal im Besitze des Vorrechtes befand, in allem der Beste zu sein. Er war der Sohn eines Müllers in Neunkirchen, und da er anfangs seinem Vater in dessen Geschäfte an die Hand ging, trieb ihn erst spät seine Neigung in die Studien. Er war daher viel älter und gereifter als wir, damals schon nahe an seinem zwanzigsten Jahre. Der Hauptvorteil meines Schulerfolgs war nun, daß dieser Matador, der auf den ersten Bänken saß, anfing, von mir, dem Jüngsten der Schule und einem Einheimischen des Berges der hinteren Bänke, Notiz zu nehmen. Wir schlossen uns bald nah und näher aneinander an. Sein Einfluß auf mich war höchst vorteilhaft, besonders da er mein früher unzusammenhängendes Wesen zur Einkehr in sich selbst trieb, nur daß, aus einer mir angebornen Neigung zum Gegensatz, sein Ernst mich in eine Lustigkeit warf, die mir früher

fremd war. Als wir uns daher später mit Poesie abgaben und er ein Trauerspiel aus der römischen Geschichte verfaßte, schrieb ich ein Lustspiel, in dem unsere Professoren mit ihren bis zur Karikatur getriebenen Eigenheiten die Rolle der „unglücklichen Liebhaber" spielten. Wir beide zweifelten nicht, daß er zur Tragödie und ich zum Lustspiele geboren seien.

Vorderhand aber blieb in der Schule alles, wie es früher war. Mein Fleiß wurde nicht größer, mein Meisterwerk war bald vergessen, und Professor Walpert gab sich mit mir allerdings mehr ab als früher, nur daß er durch die wunderlichste Ideenverbindung mich vor allem für die Geographie ausbilden wollte.

So gelangten wir in die letzte Humanitätsklasse, in die „Poesie", wie wir sie nannten. Auch da ging es so ziemlich im alten Tone. Als uns die antiken Versmaße erklärt wurden, war ich zerstreut, wie immer, und die aufgezeichnete offene Hand mit den kurzen und langen Silben, die den Hexameter deutlich machen sollte, kam mir höchst wunderlich vor. Meine erste Probe fiel daher sehr unglücklich aus. Wir bekamen nämlich als Aufgabe zerbrochene deutsche Hexameter, von Zachariä glaub' ich, um sie zusammenzusetzen und wieder einzurenken. Ich, der ich vom deutschen Verse keine andere Vorstellung hatte, als daß sich die Zeilen reimen müßten, setzte die unglückseligen Hexameter nach dem beiläufigen Gleichlaute der Schlußworte zusammen, nicht ohne Rhythmus, aber ohne Spur von Metrum. Zum Ueberfluß kam noch in der diktierten Aufgabe ein Wort vor, dem ich kein Verständnis abgewinnen konnte und dessen Erklärung in der Schule ich überhört hatte. Im Tempel des Schlafes nämlich stand „der Hojahnen" (das Gähnen) Wache. Ich glaubte, falsch gehört zu haben, und machte aus dem Hojahnen unbedenklich Hulanen, wie man bei uns das Wort Ulanen ausspricht, so daß an der Schwelle des Schlafes die Wache der Ulanen postiert war, was allerdings so lächerlich ist, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie ich darauf verfiel. Dieses Gelächter entstand denn auch wirklich des anderen Tages in der Schule, und unser guter Professor Stein erklärte ohne Anstand, daß unter allen diesjährigen Schülern ich das wenigste Ohr für den Vers hätte.

Es kam bald eine Gelegenheit, die ihn eines Bessern überzeugen konnte. Wir bekamen über Sonntag die Auf-

gabe, deutsche Verse, ein Gedicht über einen beliebigen Gegenstand, zu machen. Also ein Gedicht und worüber? In Geßnerischer Prosa hätte ich mich über jeden Gegenstand ausschütten können, aber ein Gedicht und worüber? Ich verbrachte den ganzen Sonntag in fruchtlosem Nachsinnen oder vielmehr in gedankenloser Stumpfheit. Es wurde Abend, und ich hatte noch keine Feder angesetzt. Allein zu Hause geblieben, indes die übrige Familie auf einem Spaziergange war, lag ich im offnen Fenster von meines Vaters Kanzlei und starrte hinaus in die wunderschöne Nacht. Der Mond in seltener Reinheit stand gerade über mir. Da überfiel's mich. Ein Gedicht an den Mond. Ich schrieb augenblicklich die erste Strophe nieder:

Wandle, wandle, holder Schimmer,
Wandle über Berg und Au,
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des stillen Meeres Blau.

Der Anfang wäre gut genug gewesen. Damit war aber auch mein ganzer Ideenvorrat erschöpft. Ich fügte noch ein paar ungeschickte Strophen hinzu und hatte so wenigstens mein Pensum für morgen zu stande gebracht. Unglücklicherweise wurde unser Professor Stein, der Sinn genug hatte, um auch in dem Wenigen die Spuren von Talent zu erkennen, des andern Tages krank gemeldet. An seiner Statt erschien ein Supplent, der nur das Nötigste besorgte, und von meinen Versen war keine Rede. Es sollte aber bald eine andere Gelegenheit kommen, mich in ein vorteilhafteres Licht zu setzen. Bis jetzt hatte ich die lateinische Sprache nur als eine traurige Notwendigkeit betrachtet, aber wir kamen auf Horaz, und da fühlte ich zuerst ein Bedürfnis, das bisher Vernachlässigte nachzuholen. Vor allem aber zog die Aufmerksamkeit des Professors auf mich, daß meine, nicht Sprach-, wohl aber Sinn- und Sacherklärungen immer die richtigen waren. Er fragte mich öfter: woher ich alles das wüßte? Worauf ich ihm antwortete, mir schiene es eben so.

Leider wurde sein Anteil an mir durch jenen, wie ich oben erwähnte, in mir ganz gegen meine sonstige Natur erwachten Hang zur Lustigkeit in den Schatten gestellt, zufolgedessen ich, während ich laut und öffentlich den Horaz

mit Sinn und Verständnis kommentierte, bald darauf heimlich und leise meinen Nebensitzenden parodische und skurile Deutungen zuflüsterte, die Lachen erregten, ja die oft unsittlich gewesen wären, wenn ich die volle Bedeutung meiner travestierenden Ausdrücke immer gekannt hätte. Wenn nun Professor Stein um die Ursache des Gelächters fragte und diese und mich als Urheber erfuhr, kam er in ebenso heftigen Zorn, als er sich mir vorher als geneigt zugewendet hatte, und unsere wechselseitige Stellung befestigte sich nie.

Einen Beweis meines Uebermutes gab ich noch am Schlusse des Jahres bei der schriftlichen Komposition, die im Lokale der Schule selbst zu stande gebracht werden mußte und deren Aufgabe eine äsopische Fabel „Der Hund und der Wolf" in lateinischer Sprache war, nach Wahl in Prosa oder Versen. Ich setzte mich aber über die Bedingung hinaus und schrieb meine Fabel in deutschen Reimen, nicht aufs beste, soviel ich mich erinnere.

Nach all diesen Vorgängen konnte ich in dem Professor nicht die vorteilhafteste Meinung von mir voraussetzen. Wie war ich also des nächsten Tages erstaunt oder vielmehr entsetzt, als ich unter den fünf Besten der Schule zur gemeinschaftlichen Prüfung aufgerufen wurde. Diesem Elitentamen wohnte der geistliche Studienreferent, spätere Erzbischof von Salzburg, Gruber, bei, dessen fleißiger, aber etwas duckmäuserischer Neffe sich eben in unserer Fünfzahl befand.

Meine Prüfung ging zu meinem eigenen Erstaunen ganz gut vor sich. Nur als lateinische Verse aus der ars poetica auswendig herzusagen waren, die ich ganz gut wußte, fiel mir bei der Stelle Romani tollunt equites peditesque cachinnum das letzte Wort nicht ein. Der Professor einer anderen Klasse, der als Ehrengeleit mit dem Herrn Studienvorsteher gekommen war, meinte absurderweise, daß ich die Sache nicht wüßte; indes mir das Wort fehlte, und um mich auf die Spur zu bringen, ahmte er die Gebärde eines Lachenden nach, wobei er sich den Bauch hielt und die wunderlichsten Gesichter schnitt; ich aber glaubte, er lache mich aus, und warf ihm grimmige Blicke zu, wodurch ich aber immer mehr aus dem Kontexte kam.

Das Uebelste aber sollte nachkommen. Wir hatten im Schuljahre den König Oedipus von Sophokles gelesen. Die letzten Tage vor der Prüfung waren wir damit zu Ende.

Da aber doch die für das Griechische bestimmte Stunde ausgefüllt werden mußte, fingen wir ein Stück von Euripides zu lesen an. Jedermann war überzeugt, daß dieses Fragment, zu einer Zeit gelesen, wo jeder schon über Hals und Kopf sich anderweitig für die Prüfung vorbereitete, bei dieser Prüfung selbst gar nicht zur Sprache gebracht werden würde. Das war selbst die Absicht des Professors. Unglücklicherweise aber ließ er, als es aufs Griechische kam, um dem Herrn Studienreferenten den Hof zu machen, dessen Neffen die Wahl der zu übersetzenden und zu zergliedernden Stelle, und der Duckmäuser, um zu zeigen, daß er auch noch in den letzten Tagen mit gleicher Aufmerksamkeit zugehört habe, wählt die Scene aus dem Euripides. Die darauffolgenden zogen sich ganz leidlich aus der Sache; ich aber, der ich den König Oedipus am Schnürchen hatte, scheiterte ganz am Euripides. So fiel denn, was zu meiner Ehre gemeint war, zu meiner Beschämung aus.

Nun kommt eine trübe wüste Zeit, die aber glücklicherweise nur ein Jahr dauerte. Ich trat in die Universitätsstudien über. Die Ideen von akademischer Freiheit, die jeden anwandelten, befielen mich stärker als jeden andern. Leider waren unsere Professoren von solcher Art, daß nur die Gewohnheit des Fleißes, die meine Sache nicht war, zur Fortsetzung desselben aneifern konnte. In dem Professor der Philosophie hatten wir einen Pedanten, aber nicht nur in gewöhnlichem Sinne, sondern als eigentliche Lustspielfigur, als ob der Dottore aus der italienischen comedia dell' arte sich in ihm verkörpert hätte. Er hatte eine „Philosophie ohne Beinamen" als Vorlesebuch geschrieben und hielt sich für ganz selbständig, bloß weil er die Neuerungen Kants von sich stieß, indes sein System nichts als der bare Wolfianismus war. Oft, erinnere ich mich, rief er während der Vorlesung aus: Komm her, o Kant, und widerlege mir diesen Beweis! Seine Philosophie bestand bloß aus Distinktionen und Divisionen, zwischen denen sich die Definitionen notdürftig Platz machten. Auf sein schematisches Gerüst war er so stolz, daß er den Schülern erlaubte, dasselbe bei den Prüfungen in Handschrift vor sich zu haben, wo dann die mit scharfen Augen Begabten sich die Definitionen mit kleiner Schrift dazwischen schrieben. Ich, der ich ein so kurzes Gesicht hatte als der Professor selbst, entbehrte leider dieses Hilfsmittels. Das Ganze wurde in

Küchenlatein abgehandelt; nur bei heftigen Aufwallungen bediente sich der, übrigens höchst gutmütige Mann der deutschen Sprache.

Der Professor der Mathematik mochte so übel nicht sein, nur hatte er in einem Jahre sieben Bände eines mathematischen Lehrbuches abzuhandeln, so daß er von einem Lehrsatze auf den andern sprang und weiter ging, ehe man das Erste begriffen hatte, und so der Hauptnutzen der Mathematik: die innere Erfahrung von dem Wesen des strengen Beweises, ganz verloren ging.

Der Professor der philosophischen Philologie galt für einen tüchtigen Mann, nur war er trocken bis zum Abschreckenden und so auf seine Uebersetzung der tuskulanischen Untersuchungen versessen, daß er jeden, als den von ihm gebrauchten Ausdruck mit stummem Kopfschütteln zurückwies.

Am meisten befriedigte uns der Professor der Geschichte, trotz seiner vollendeten Geckerei. Sein Vortrag war affektiert, aber lebhaft. Da mir die Geschichte aus meinen Kinderjahren geläufig war, so fand ich mich hier am besten zurecht. Ich erinnere mich sogar, daß er meine Art, die Geschichte zu studieren, sämtlichen Mitschülern als Muster empfahl, da, bei einer Prüfung über die Handelswege der Alten, er aus meinem Herumzeigen mit den Fingern auf der Schulbank abnahm, daß ich mit Zuhilfnahme der Landkarte studiert hatte.

Meine gleicherweise aus Büffon erworbenen Kenntnisse in der Naturgeschichte halfen mir bei dem Professor dieses Faches wenig, da er, als Mitglied der Landwirtschaftgesellschaft, hauptsächlich auf die Konfigurationen und Schichten der Erdoberfläche gestellt war, welche mich nicht interessierten.

Von dem Professor der Aesthetik läßt sich nur sagen, daß er das gerade Widerspiel seines Faches war, wie denn in einem in Gegenwart der Schüler geführten Wortwechsel mit dem Professor der Philosophie sie sich gegenseitig mit den Schimpfnamen Pedant und Ignorant belegten.

Leider übertrug ich meine Geringschätzung der Professoren auf die von ihnen vorgetragenen Wissenschaften und lernte im ersten Halbjahre, im strengsten Sinne des Wortes, gar nichts, was um so unbegreiflicher ist, da nach der damaligen Studieneinrichtung man am Schlusse des Halbjahres eine mehr oder weniger strenge Prüfung zu überstehen hatte. Ich verließ mich darauf, daß ich diese psychologischen Auf-

zählungen und logischen Formen denn doch schon von selbst wüßte und des Lateinischen mächtig genug sei, um der Philologie zu genügen, besonders da ich den Inhalt der tuskulanischen Untersuchungen so unbedeutend fand, daß ich gar nicht begriff, wie ein so berühmter Mann als Cicero sich habe die Mühe geben mögen, das alles niederzuschreiben. Die Geometrie widerte mich geradezu an, besonders durch ihre Mißhandlung der Gestalt, wo denn Linien ins Willkürliche verlängert, verschiedenes als gleich gesetzt und die reinlichsten Kreise durch hineingezeichnete Dreiecke und sonstigen Kram verunstaltet wurden. Wie dumm das war, braucht mir niemand zu sagen.

Meine Neigung zur Ungebundenheit führte mich auch auf das Billardspiel, zu dem mich ein Verwandter von gleichem Alter an- oder wohl gar verleitete. Da wir beide wenig Geld hatten, übten wir uns in der Hinterstube eines Kaffeehauses, welche so finster war, daß wir mehrere Minuten brauchten, um nur das Billard und die Ballen unterscheiden zu können.

Zugleich hatte sich schon in den letzten Gymnasialjahren meiner eine unersättliche Lust zur Romanenlektüre bemächtigt, und ich, der ich in meiner Knabenzeit nur gute Bücher gelesen hatte, verschlang nun Spieß, Cramer und Lafontaine mit eigentlicher Wut. Ich erinnere mich, in Sommernächten bei Licht bis zum Morgen und nach Aufgang der Sonne, ohne Schlaf, bei der Tageshelle weitergelesen zu haben, und so oft ich jetzt ein chemisches Feuerzeug zur Hand nehme, überkommt mich ein Dankgefühl, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich bei Nacht mich stundenlange fruchtlos abmühte, mir mit Stahl und Stein Licht zu verschaffen.

Meine eigenen schöngeistigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hindernis gefunden. So oft ich ihm ein Gedicht meiner Arbeit oder ähnliches zeigte, konnte er anfangs eine gewisse Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die stehende Phrase war, „ich würde noch auf dem Miste krepieren". Das hing wahrscheinlich so zusammen: Einer der Brüder meiner Mutter, ein liebenswürdiger und anstelliger Mann, hatte, ohne eigentliches Talent, sich eben auch mit poetischen Bestrebungen abgegeben. Er machte Gedichte, übersetzte Theaterstücke aus dem Französischen, wobei denn äußerst wenig herauskam.

Ja, er vernachlässigte darüber die eigentlichen Notwendigkeiten, und nur ein eigener Glücksstern, verbunden mit einer großen Gewandtheit, machten, daß er sich doch immer über dem Wasser erhielt und nach unzähligen Bestimmungswechseln sich in Ansehen und guten Vermögensumständen befand. Mein Vater mochte mir kein größeres Talent bei einem vielleicht minderen Glücksstern und gewiß geringerer Anstelligkeit zutrauen, und da war denn dem ernsten Manne unleidlich, mich durch solche Nebengelüste von eigentlich zweckfördernder Thätigkeit abgezogen zu glauben.

Sein Mißvergnügen stieg auf den äußersten Grad, als gerade damals, da nach einer Reihe ungeschickt geführter Kriege die Franzosen zum erstenmale Wien besetzten, ich, der ich nach dem Beispiele meines Vaters der eifrigste Patriot war, mich doch nicht enthalten konnte, meinem Unwillen über so viel verkehrte Maßregeln in einem Spottgedichte oder vielmehr erbärmlichen Gassenhauer Luft zu machen. Er wurde blaß vor Schreck, als ich es ihm vorlas, machte mir die eindringlichsten Vorstellungen, wie mein ganzes künftiges Schicksal durch diese Verse in Gefahr gesetzt werden könnte, und band mir auf die Seele — nicht, es zu zerreißen (was denn doch eine gewisse Befriedigung voraussetzt) — wohl aber, es niemanden sehen zu lassen. Das habe ich treulich gehalten und es niemandem gezeigt, demungeachtet kam schon des andern Tages mein Vater ganz bestürzt aus dem Gasthause zurück, wo er manchmal des Abends ein Glas Bier zu trinken pflegte, rief mich beiseite und sagte mir, daß das Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäste vorgelesen worden sei. Das Zeug machte gerade seiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicherweise erriet aber niemand den Verfasser.[1]

Das ist einer der beiden Fälle in meinem Leben, wo ein von mir sorgfältig verborgen gehaltenes Gedicht den Weg, das erste Mal zur Oeffentlichkeit, das zweite Mal an seine besondere Adresse fand.

Ich will auch den zweiten Fall hier anführen, obwohl er nicht in die Zeitfolge gehört, aber für sich vereinzelt dasteht, keine Entwicklungsperiode bezeichnet und ich ihn an seiner Stelle leicht vergessen könnte.

---

[1] Vgl. das Gedicht „Recht und schlecht", Bd. I, S. 176.

Mehrere Jahre später hatte ich mich in eine Theatersängerin verliebt, die als Cherubin in Mozarts Figaro in der doppelten Verklärung der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen jugendlichen Schönheit sich meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte. Ich schrieb ein Gedicht an sie, das man wohl gut nennen kann, obwohl die Glut darin ein wenig an das Verrückte, wohl gar Unsittliche streifte. Mich ihr selbst zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigsten Umständen, selbst meine Garderobe legte davon Zeugnis ab, indes die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Person ließen keinen günstigen Eindruck voraussetzen. Ich schloß daher meine Verse mit einem demütigenden Gefühle ein, und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, es jemanden mitzuteilen.

Lange danach kam ich mit einem, wenigstens damals noch, reichen jungen Manne zusammen, der in der Zeit meines Cherubinfiebers der Begünstigte, nämlich zahlende Liebhaber der Huldin gewesen war. Wir sprachen von Poesie, und er bemerkte, es sei doch sonderbar, daß manche Dichter, die mit entschiedenem Talent aufträten, in der Folge ganz verschwänden. So sei in der Zeit seines Verhältnisses mit jener Sängerin, er wisse nicht wie, ihr ein Gedicht in die Hände gekommen, das die gesteigertste Liebeswerbung in den schönsten Versen aussprach. Das Mädchen sei darüber wie wahnsinnig geworden, habe alles aufgeboten, um den Verfasser ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn es ihr gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen, um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er so schön bitte. Es sei darüber beinahe zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Und nun wäre unter allen jetzt thätigen Dichtern keiner, dem er jene Verse zuschreiben könne. Ich verlangte, das Gedicht zu sehen; es war das meinige. Auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art hatte es den Weg zu ihr gefunden, und während ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht abquälte, erwartete der schöne Gegenstand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegenzukommen.[1] So ist es mir aber mein ganzes Leben gegangen. Mißtrauen in mich selbst, wenn ich bedachte, was sein sollte, und damit abwechselnder

---

[1] Vgl. das Gedicht „Cherubin", Bd. III, S. 11.

Hochmut, wenn man mich herabsetzen oder vergleichen wollte. Das ist aber der im Leben schädlichste Stolz, der nicht aus eigener Wertschätzung, sondern aus fremder Geringschätzung hervorgeht.

Ich kehre aber in die Reihenfolge zurück. Schon jetzt, obschon kaum fünfzehn Jahre alt, faßte ich, als Vorspiel künftiger Herzensangelegenheiten, eine heftige Neigung für eine Schauspielerin und Sängerin an einem der Vorstadttheater, die, mir noch aus ihren Kinderrollen erinnerlich, damals nicht älter sein mochte als ich selbst. Ich war mir bei dieser Neigung beinahe etwas Willkürlichen bewußt, der Gedanke stand mir nicht völlig fern, daß ich diesem Mädchen, sowohl ihrem Talent als ihrem Aeußern nach, eine höhere Geltung beilege, als sie allenfalls habe, und doch vertiefte ich mich so in meine Leidenschaft, daß, als sich in der Folge herausstellte, was ich früher schon als Gerücht vernommen hatte, daß sie von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden sei, und ich sie mit diesem in einer Loge sah, es mich dermaßen ergriff, daß ich in ein nicht unbedeutendes nervoses Fieber fiel.

Dieses allerdings dissolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluß. Ein mir angebornes Schamgefühl nach innen und außen bewahrte mich sogar vor dem übeln Beispiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich sah kaum, was an meinen Augen vorüberging. Ja, dieses — soll ich es Rechtlichkeitsgefühl nennen? — war so stark, daß ich mir nicht einmal erlaubte, hinter die Schule zu gehen. Ich habe meines Wissens nie eine Vorlesung versäumt; ich wohnte jeder bei, obwohl ich nur mit halbem Ohre zuhörte, oder wohl gar, wenn es mich zu sehr langweilte, auf etwas anderes dachte. Das war nicht etwa Furcht vor meinem Vater, denn bei einem scharfen und richtigen Verstande war niemand leichter zu täuschen als er, und seine Strenge beschränkte sich auf Ernst. Vielleicht lag sogar ein Erziehungsplan zu Grunde. So mochte er bei jener nervosen Krankheit, verbunden mit meinem häufigen späten Ausbleiben an den Theaterabenden, den Zusammenhang sehr gut einsehen, nie hat er aber mit mir ein Wort darüber gesprochen, und er nahm die Sache, als ob sie eine natürliche wäre. Auch bei späteren, im Hause selbst eintretenden Anlässen dieser Art begnügte er sich, statt

zu warnen, zu belehren, zu drohen, einfach damit, die Gelegenheit zu entfernen, und die Gefahr war zugleich mit der Möglichkeit verschwunden.

Endlich sollte das alles sich selbst strafen. Die Zeit der halbjährigen Prüfung kam heran, und ich erhielt eine oder zwei schlechte Fortgangsklassen. Da war es nun wieder nicht mein Vater, der kaum zu wissen schien, daß eine Prüfung vor sich gegangen sei, indes meine Mutter zum Verheimlichen und Vertuschen immer geneigt war; mein eignes Selbstgefühl fand sich empört, daß ich mich auf eine so liederliche Weise den Schlechten und Nichtswerten gleich gemacht hatte. Ich beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort. Schon im nächsten Halbjahre mußten dieselben Professoren, die mir jene Makel angehängt hatten, mir im Schulzeugnisse primam cum ingenii laude erteilen, und das ging steigend fort, bis ich für einen der besten Studenten unserer Klasse galt.

Ein halbkomisches Intermezzo bildete Professor Stein, derselbe, der mir in der obersten Humanitätsklasse ein Ohr für den Vers abgesprochen hatte. Er war als Professor der Philologie an die Universität berufen worden und quälte sich und uns mit der Zerfaserung der gewählten Autoren, wobei seine heftige Wunderlichkeit es nicht an Spaß fehlen ließ. Er ließ uns auch Stilübungen treiben, wobei uns oft die Wahl des Gegenstandes überlassen war. Da brachte ich ihm denn einmal ein ziemlich mittelmäßiges Gedicht: Der Abend. Er las es mit Lob in der Klasse vor, wobei denn doch ein gewisses Mißvergnügen durchschimmerte. Am Schluß der Stunde rief er mich zu sich und fragte: von wo ich das Gedicht abgeschrieben hätte? Ich sagte, ich hätte es selbst gemacht. Da brach er los und kündigte mir seine Verachtung für meine Lügenhaftigkeit an. Er war auch das ganze Jahr über nicht zu begütigen, und erst spät, nachdem schon meine ersten dramatischen Arbeiten erschienen waren, suchte er seine Ungerechtigkeit durch das liebevollste Entgegenkommen wieder gut zu machen; ja, er erlaubte mir sogar, in seiner Anwesenheit eine Cigarre zu rauchen, die höchst denkbare Gunst, da er den Tabak in allen Formen mit der ihm natürlichen Uebertreibung haßte.

Um diese Zeit waren mir auch die ersten Dramen Schillers in die Hände gekommen. Die Räuber, Kabale und Liebe — Fiesko hatte ich aufführen gesehen — und Don Karlos. Das

letztere Stück entzückte mich, und ich ging daran, auch ein Trauerspiel zu schreiben. Ich wählte dazu aus der Geschichte Peters des Grausamen die Ermordung seiner Gattin, Blanka von Kastilien, und diese letztere gab den Titel her. Ich übereilte mich nicht und schrieb ziemlich lange daran, wobei ich immer den Don Karlos im Auge hatte, mit dem es übrigens auch zwei Fehler gemein hatte, daß ich nämlich in der Mitte des Stückes am Plane änderte und es so ungeheuer lang geriet, daß man gut zwei volle Abende daran zu spielen gehabt hätte. Als es fertig war, legte ich es hin und zeigte es niemanden, auch meinem Vater nicht, da ich seine Abneigung gegen solche Beschäftigungen zu kennen glaubte.

Nun ging es, nach Vollendung der philosophischen, an die Rechtsstudien. Bei dieser Gelegenheit verlor ich meinen alten Kameraden Mailler, der sich der Theologie widmete, bald darauf aber starb. Er hatte lange meinen einzigen Zusammenhang mit der schönen Litteratur gemacht. Wir wollten sogar einmal gemeinschaftlich ein belletristisches Journal „Irene“ herausgeben, zu dem ich das gleichnamige Einleitungsgedicht schrieb, das mir abhanden gekommen ist. Die Zensursstelle, der wir die Probebogen handschriftlich vorlegten, versagte aber die Bewilligung zur Herausgabe, wobei sie wahrscheinlich sehr recht hatte. Mailler hatte übrigens auf meinen verminderten oder vermehrten Fleiß in den Studien gar keinen Einfluß, da er sich vielmehr an den Gedanken gewöhnt hatte, mich für ein liederliches Genie zu halten, wobei er sich vielleicht in beiden Bezeichnungen irrte.

Zu größerem Eifer in den nun beginnenden Rechtsstudien wurde ich vielmehr dadurch angetrieben, daß mein Vater ein leidenschaftlicher Jurist war und ich wohl wußte, daß ich ihm keine größere Freude machen konnte, als wenn ich ihm ausgezeichnete Zeugnisse nach Hause brachte. Das trieb ich aber ganz äußerlich. Während des ganzen Halbjahrs nahm ich von dem laufenden Studium gar keine Notiz, sechs oder acht Wochen vor der Prüfung aber warf ich mich auf den Gegenstand mit einem solchen, alles andere vergessenden Eifer, studierte vom anbrechenden Tage bis in die späte Nacht so ausdauernd und eisern, daß die guten Zeugnisse nie ausblieben; woran sich mein Vater wohl heimlich erfreuen mochte, ohne daß er mir aber je ein Zeichen davon gab. Alle meine Professoren hielten mich für einen aus-

gemachten Juristen, und nur ich wußte, daß ich es nicht war, denn es fehlte mir Lust und Liebe und daher auch der Geist und der Zusammenhang.

Freund Mailler sollte mir nun mehr als zehnfach ersetzt werden. Durch eine — alte Kindsfrau, die nacheinander bei uns und einem Hoffekretär Wohlgemuth gedient hatte und die mich sehr liebte, wurde ich in dem Hause des letzteren bekannt. Er hatte unter vier Kindern einen Sohn, ein Jahr älter als ich und mir um ein Jahr in den Studien voraus. Ein äußerst fleißiger, wohl auch fähiger, aber etwas dunkler junger Mensch. Bei ihm versammelten sich die drei oder vier Besten seiner Klasse. Da war nun von Poesie keine Rede, aber die Wissenschaften kamen an die Reihe, vor allem die für uns damals neue Kantische Philosophie, für welche der Sohn des Hauses ein reichhaltiges, mit Streitschriften und Kommentaren wohlversehenes Rüsthaus besaß. Noch erinnere ich mich seiner, wie er, um alle Genüsse zu vereinigen, auf dem den Untersatz zu seiner Bücherei bildenden Schranke saß, an einem großen Stück Brot essend, wobei er in einem philosophischen Buche las und dazu mechanisch auf der Violine spielte. Vor allem lag uns als Juristen Kants Naturrecht nahe; wo denn auch Fichte mit hereinspielte, in dem besonders ein ungeheuer fleißiger, aber etwas pedantischer junger Mann, Namens Kaufmann, belesen war, der später als Professor des römischen Rechtes gestorben ist. So trieben wir uns ziemlich zwecklos herum, bis es auf einmal hieß: der Verhältnismacher kommt! Das war nun ein anderer junger Mann, Namens Altmütter, ein früherer Schulkamerad meiner neuen Freunde, der aber, da er Zwistigkeiten mit einem der Wiener Professoren gehabt hatte, auf die Universität nach Prag gegangen war und nun von dort zurückkehrte. Altmütter lebt zu meiner Freude noch jetzt als Professor der Technologie am polytechnischen Institute, indes die übrigen alle tot sind. Damals war er Jurist, und den Namen Verhältnismacher hatte er davon bekommen, daß er seine Schulkameraden häufig zum besten hatte und ihnen allerlei unschuldigen Schabernack spielte. Endlich erschien der Erwartete. Ein schwarzer, gedrungener, durchaus nicht hübscher, sogar etwas ordinär aussehender junger Mann, dem aber bei jedem Anlaß der Humor und der Verstand aus den Augen blitzte. Wodurch er sich an mich gezogen fühlte, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß beinahe

vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an wir uns mit einer fast leidenschaftlichen Neigung aneinander schlossen. Indes er seine alten Freunde nach alter Gewohnheit fortwährend hänselte, hat er nie auch nur ein Wort des Spottes an mich gerichtet. Durch die ganze Zeit unserer Studienjahre waren wir täglich vormittags im Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes und jeden Abend vier bis fünf Stunden allein uns gegenüber. Was wir in diesen vielen Abenden und unzähligen Stunden gedacht, gesprochen und getrieben haben, um den Reiz des Beisammenseins immer neu zu erhalten, kann ich mir jetzt kaum denken; besonders bei der Verschiedenheit unserer Richtungen. Ich beschäftigte mich ziemlich desultorisch mit allerlei; er hatte sich, mit Vernachlässigung seiner juristischen Studien, mit Eifer auf die Chemie geworfen, in der er vielleicht bestimmt war, durch seinen Scharfsinn eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten. Ich weiß, daß er vor Davy auf die Idee der Kalimetalloide gekommen war. Als zur Zeit des Wiener Kongresses Alexander Humboldt nach Wien kam, überreichte ihm Altmütter einen Aufsatz in dieser Richtung zur Beurteilung. Der berühmte Mann fand aber entweder nicht Zeit oder Altmütters Schrift zu beschwerlich zum Lesen, und der Aufsatz folgte ohne Bemerkung zurück. Altmütter steht gegenwärtig als Professor der Technologie in großer Achtung, aber die Gaben seiner Jugend haben ihn zu unendlich mehr berechtigt, und vielleicht war es nur ein schon damals sichtbarer Hang zur äußeren Vernachlässigung, was ihm hindernd in den Weg getreten ist. Er brachte mit einemmale Leben und Richtung in die wissenschaftlichen Anwandlungen unsers Jugendkreises. Wir stifteten eine Akademie der Wissenschaften, in der allwöchentlich Versammlungen gehalten und Aufsätze vorgelesen wurden. Damit die Sache aber nicht gar zu ernsthaft werde, gründeten wir nebenbei ein Journal der Thorheit, in der jede Albernheit eines Akademikers oder der sonstigen Mitglieder des Wohlgemuthischen Hauses — nicht ohne Widerspruch des Beteiligten, da es mitunter die tiefsinnigsten Gedanken waren, eingetragen wurde. Mit den schriftlichen Aufsätzen in unserer Akademie ging es etwas knapp, nur Freund Kaufmann war unerschöpflich. Da gab er z. B. einen gar nicht endenwollenden lateinischen Aufsatz über die prästabilierte Harmonie, bei dessen Vorlesung die Akademiker einer nach dem andern sich entfernten, nur ich hielt

aus Mitleid und Neugierde aus. Als es mir aber auch zu viel wurde, faßte er mich mit seiner Riesenfaust am Kleide, und ich mußte das Werk bis zu Ende anhören, wo er denn aber gutmütig genug war, selbst über seine Ueberschwenglichkeit zu lachen.

Altmütter und ich gehörten unter die Faulsten, uns war es mehr um die Diskussion zu thun. Wir streiften wohl auch in der schönen Umgebung von Wien herum und unterhielten uns mit Planen für die Zukunft, die nicht minder überschwenglich waren als Freund Kaufmanns Abhandlungen. So standen wir einmal auf der Höhe des Kahlenberges, hinter uns das Fußgestelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendierten Göttlichkeit, und sahen in die unermeßlich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen hielten. Von uns unbemerkt hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklommen und stand nun und sah uns verwundert an. Ja, sagte Altmütter, indem wir herunterstiegen, staunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen, und ich werde einen niederreißen. Er meinte bei letzterem Lavoisiers, damals neues, System der Chemie. Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben.

Diese mitunter höchst gesteigerten Ideen hinderten uns übrigens nicht, zu den eigentlichsten Kinderpossen herabzusteigen. So besaß der jüngste Bruder unseres Freundes Pepi (Joseph) Wohlgemuth, Muckerl (Johann von Nepomuk) genannt, — indes die älteste Schwester Xaverl (Franziska Xaveria) hieß — ein kleines Kindertheater, mit dem er sehr ungeschickt hantierte. Wir beschlossen, ihm zu Hilfe zu kommen. Ich malte Dekorationen und Figuren, die auf Pappe aufgeklebt und nach unten mit hölzernen Stängelchen versehen wurden. Wir Akademiker teilten uns in die Rollen. Selbst der pedantische kolossale Kaufmann übernahm die Partie der Greise, wo wir ihn dann unausgesetzt auslachten. Einer Freundin der Tochter des Hauses, einem sehr hübschen Mädchen, fielen die Liebhaberinnen zu. Der kleine Muckerl, der die Figuren dirigierte, gab nebenbei die Zofen und sonstigen weiblichen Vertrauten, und so führten wir, ohne uns zu schämen, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft die größten Stücke auf. Ich verliebte mich pflichtschuldigst in die Liebhaberin, welche schon versprochene Braut war, und da sie

ebendeshalb mit Argusaugen bewacht wurde, gab es auch außer den Theaterabenden die lustigsten Verwicklungen. Die in den Stücken vorkommenden Umarmungen und Küsse wurden in dem durch Vorhänge abgeschlossenen Raume der Schauspieler auch in der Wirklichkeit gegeben, und das Verhältnis ging schon in das höchst Bedenkliche über, als das Studentenmädel — diesen Spottnamen gaben ihr die erbosten Verwandten — in die projektierte Heirat hineingejagt wurde, was mich übrigens nicht sehr anfocht. — Auch sie ist jetzt tot, wie beinahe alles, was mir im Leben nähergestanden hat, männlichen, vor allem aber weiblichen Geschlechtes, und doch bin ich nicht älter als 62 Jahre.

Der Haupthebel unserer pseudodramatischen Unterhaltungen war der Herr des Hauses, der alte Hofsekretär Wohlgemuth, ein großer Freund und täglicher Besucher des Leopoldstädter Theaters. Er veranlaßte uns auch zu einem Versuch auf einem wirklichen sogenannten Haustheater. Wir führten zwei kleine Stücke auf, in deren einem ich einen Offizier spielte. Ich weiß nur, daß mir zu Mute war, als ob ich allein auf einer Insel im Weltmeere mich befände, selbst die Mitspielenden schienen mir unendlich entfernt. Ich habe nur noch ein einziges Mal später einen zweiten theatralischen Versuch gemacht, auch damals aus Gefälligkeit, nie aus Neigung, obwohl man mit meinen Leistungen zufrieden war. Die Fortsetzung jener ersten Darstellung scheiterte an dem gänzlichen Mangel dramatischen Talentes bei dem Sohne des Hauses. Obwohl er nur einen Bedienten zu spielen hatte, so murmelte er doch seine wenigen Worte so unverständlich, daß sein theaterliebender Vater — obgleich das Stück, wie natürlich, indes weiter gespielt hatte — doch hartnäckig verlangte, er sollte noch einmal heraustreten und seine Rolle verständlich vortragen.

Dieses sorglose Schlaraffenleben sollte übrigens bald gestört werden. Mein Vater, der sonst einer eisernen Gesundheit genoß, fing an, zu kränkeln. Ein scheinbar unbedeutender Husten wurde von einem Anhänger der Brownischen Heilmethode — unser eigner Arzt, der in Wien berühmte Dr. Closset, befand sich selbst krank — mit drastischen Mitteln behandelt, und als Closset nach vierzehn Tagen selbst die Kur übernahm, erklärte er schon nach dem ersten Besuche heimlich meiner Mutter, das Leiden habe sich auf der Brust festgesetzt, es sei ein organisches Uebel vorhanden. Da mein

Vater aber das sechsundvierzigste Jahr schon erreicht hatte, so meinte der Arzt, er könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben.

Die, wenn auch entfernte Gefahr erschütterte uns, wie natürlich, alle sehr. Ich blieb mehr zu Hause und fühlte mich auch sonst melancholisch gestimmt. Da erwachte plötzlich die Neigung zur Musik in mir.

Ich habe schon erzählt, wie mir in den Knaben-, ja Kinderjahren das Klavierspiel verleidet wurde. Diese Abneigung nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Musik zu sein. Denn als mein zweiter Bruder, der überhaupt kein Freund des Lernens war, um sich dem verhaßten Klavierspiel zu entziehen, eine Lust zur Violine vorgab, auch einen Geigenmeister erhielt, bei dem er aber ebenso wenig lernte als bei dem Klaviermeister, nahm ich bei jeder Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Skalen und Beispiele und spielte endlich mit dem Meister leichte Duetten, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben. Der alte Deabis, so hieß er, schrieb mir ein großes Talent zu und beschwor meine Eltern, mich fortfahren zu lassen. Es wurde aber verweigert, ja mir die Violine aus der Hand genommen und, da mein Bruder doch nichts lernte, der Meister entlassen, weil ich in meinen Knabenjahren eine Anlage zum Verwachsen zeigte, welche durch die emporgehobene Schulter bei Behandlung der Geige vermehrt werden konnte. Hatte doch meine Großmutter, als sie mich auf jene Befürchtung hin körperlich untersuchte, den Ausspruch gethan: „Ja, er wird bucklich, aber es schadet nicht, da er doch Geistlicher werden will.“ Glücklicherweise ist beides nicht eingetroffen.

Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter. Demungeachtet mußte ich an dem Unterricht teilnehmen, den meinem dritten Bruder und mir — nachdem unser erster Meister Gallus längst wieder nach Polen zurückgekehrt war — eine wunderlich aufgeputzte, sonst aber recht tüchtige Meisterin erteilte, von deren Geschicklichkeit die Fortschritte meines Bruders zeugten. Endlich sollte ich befreit werden. Mein Vater schloß sich das ganze Jahr ab. Um aber seinen gesellschaftlichen und Familienverpflichtungen nachzukommen, gab er jeden Fasching einen einzigen, aber so glänzenden, ja kostspieligen Ball, daß in der halben Stadt davon die Rede ging. Als wir später die Wohnung wech-

selten und die neue nicht mehr jene ungeheuren, zum Tanze bequemen Räume der alten darbot, wurde der frühere Ball in zwei oder drei Abendgesellschaften mit Spiel und Souper aufgelöst, bei deren einer mein Bruder und ich die Geladenen durch unser Klavierspiel unterhalten sollten. Mein Bruder Camillo spielte mit allgemeinem Beifall, als aber an mich die Reihe kam, war ich nirgends zu finden. Ich hatte mich in das Bette unsers Bedienten verkrochen, und alles Suchen war vergebens. Erst nachdem die Gäste ihren Abschied genommen, kam ich aus meinem Versteck wieder hervor. Da brach mein Vater in heftigen Zorn aus. Wenn ich nun schon einmal nichts lernen wollte, so sollte ich doch wenigstens nicht meinem Bruder die Hälfte der Lehrstunde rauben. Und so war es mit meinen Lektionen zu Ende. Durch sieben oder acht Jahre habe ich mit keinem Finger das Klavier berührt.

In meiner damaligen trüben Stimmung fühlte ich wohl das Bedürfnis einer Ableitung nach außen. Die Poesie lag mir zur Zeit ziemlich fern, wäre auch mit ihren scharf ausgeprägten Gedanken ein wenig geeigneter Ausdruck für meine in die Zukunft greifenden, unbestimmten Empfindungen gewesen. Ich verfiel auf die Musik. Das Klavier ward geöffnet, aber ich hatte alles vergessen, selbst die Noten waren mir fremd geworden. Da kam mir nun zu statten, daß mein erster Klaviermeister Gallus, als er mich in halb kindischer Tändelei bezifferten Baß spielen ließ, mir eine Kenntnis der Grundaccorde beigebracht hatte. Ich ergötzte mich an dem Zusammenklang der Töne, die Accorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasieren konnte. Oft legte ich einen Kupferstich vor mir auf das Notenpult und spielte die darauf dargestellte Begebenheit, als ob es eine musikalische Komposition wäre. Ich erinnere mich noch, daß später, während meiner Hofmeisterschaft in einem vornehmen Hause, der Geigenmeister des jungen Grafen, ein sehr geschätzter Musiker, mir viertelstundenlang außer der Thüre zuhörte und beim Eintritte seines Lobes kein Ende finden konnte. Auf dem Gute desselben Grafen war kein anderes Instrument als ein altes Klavier ohne Saiten, demungeachtet habe ich mit Entzücken halbe Tage lang darauf gespielt, und der

Abgang des Tones war mir gar nicht fühlbar. Als ich mich später der Poesie ergab, nahm diese Fähigkeit des musikalischen Improvisierens stufenweise ab, besonders seit ich, um Ordnung in meine Gedanken zu bringen, Unterricht im Kontrapunkte nahm. Die Entwicklungen und Fortschreitungen wurden nun richtiger, verloren aber das Inspirierte, und gegenwärtig kann ich nicht viel mehr als beim Erwachen meiner musikalischen Neigung. Ich hatte immer das Wunderliche, daß, wenn ich von einem Gegenstande auf den andern überging, ich mit der Lust an dem früheren auch zugleich alle erlangte Fertigkeit, ja Fähigkeit verlor. Ich habe alles getrieben, was der Mensch treiben kann; Tanzen und Jagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts ist mir fremd geblieben, ja ich habe es, mit Ausnahme der Jägerei, mit einer bestimmten Anlage getrieben, und das alles ist mir fremd geworden. So war ich einer der besten oder wenigstens der elegantesten Schwimmer, und wenn man mich heute ins Wasser würfe, ich würde gewiß ertrinken. Die Inspiration war mein Gott und ist es geblieben. —

In jener Zeit nun dachte ich auf nichts als Musik. Ich setzte sogar Lieder, die ich mit einer leidlichen Tenorstimme sang, darunter Goethes „König von Thule". Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satt hören. Ich mußte es immer wieder spielen und singen. Nur als es sich mit seiner Krankheit zu Ende neigte, ließ er mir sagen, ich möchte es nicht mehr singen, es mache ihn traurig.

Die Voraussetzung unseres Arztes Cloffet: mein Vater könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben, hatte sich, ohne seine Schuld, nicht bewährt. Mein Vater zwar ließ es an Diät nicht fehlen, aber die Zeitumstände beschleunigten den Lauf seiner Krankheit. Als wir unsere neue Wohnung bezogen, hatte er, damals noch in ungeschwächter Gesundheit, den bedeutendsten Teil seines Ersparten auf Herstellung und Einrichtung derselben verwendet. Da wurden Thüren vermauert und neue durchgebrochen, Parketten gelegt, Tapeten gezogen und seidene Möbel angeschafft, was um so sonderbarer war, da uns niemand besuchte; aber es schien einmal der Grundsatz meines Vaters, alles, was er machte, vollständig zu thun. Ein ungetreuer Sollicitator hatte ihn um eine namhafte Summe betrogen. Dazu kamen nun die Kriegsläufte des Jahres 1809, die verlornen Schlachten, die

Beschießung der Stadt, der Einzug der Franzosen in Wien, die Stockung der Geschäfte, die Einquartierung, die Kriegssteuer und Kontributionen, vor allem aber sein vaterländisches Herz, das unter allen diesen Erniedrigungen unendlich litt. Ich hatte mich bei der Belagerung von dem Studentencorps nicht ausschließen können, das einen Teil der Festungsmauern besetzte. Als nun in der Nacht die Geschütze unausgesetzt donnerten, die Granaten sich in der Luft kreuzten und die Stadt an mehreren Orten brannte, wußte mein Vater, der mich all diesen Kugeln ausgesetzt glaubte, seiner Unruhe kein Ende. Am nächsten Morgen, nach Uebergabe der Stadt, erschien meine Mutter, unter anderen Angehörigen anderer, weinend auf der Bastei und beschwor mich, doch sogleich nach Hause zu kommen und meinen Vater von meinem Leben zu überzeugen. Er empfing mich ganz kalt, ja es war, als ob er einen Teil seines Unwillens auf mich übertrüge.

Was meine eigene Haltung während der Beschießung betrifft, so war sie nicht besonders mutig, aber auch nicht furchtsam. Ich ließ eben die Dinge gewähren. In den letztverflossenen Tagen, als wir mit unseren Feldzeichen auf den Hüten in den Straßen herumgingen, fühlte ich sogar Anwandlungen von Heldenmut. Dieser Aufschwung wurde jedoch ziemlich herabgedrückt, als jemand die (unwahre) Nachricht mitteilte, die französischen Kürassiere trügen nach neuer Einrichtung außer den Harnischen auch Armschienen. Dieser an sich gleichgültige Umstand machte einen höchst ungünstigen Eindruck auf meine Phantasie.

Am entscheidenden Tage selbst führte man uns mit einbrechender Nacht auf die Basteien und kündigte uns das bevorstehende Bombardement an. Da war denn allerdings ein gewisses Schwanken in unseren Reihen sichtbar, das nicht vermindert wurde, als die ersten Brandkugeln hart ober unsern Häuptern in die Dachfenster des hinter uns befindlichen Palastes des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen hineinfuhren. Nachdem aber später die Franzosen — wie wir glaubten, aus Ungeschicklichkeit, da wir unsere Personen für ihr einziges Ziel hielten — ihre Würfe höher richteten, und die Kugeln weit von uns weg fielen, verbesserte sich unsere Stimmung sichtlich. Die in der Stadt entstehenden Feuersbrünste, von denen wir nur den Widerschein in den Wolken sehen konnten, hielten wir für das Aufgehen des Mondes und freuten uns, bald die ganze Scene überblicken zu können.

Ebenso schienen uns die von dem Flackern der Flamme bewegten Schatten sämtlicher Stangen und Pflöcke im Stadtgraben ebensoviel wandelnde Franzosen zu sein, und wir gaben, da wir uns eine Belagerung ohne Sturmlaufen gar nicht denken konnten, wiederholte Salven aus unsern Musketen, wodurch die auf einem niederern Parapet unter uns aufgestellten Landwehrsoldaten in augenscheinliche Lebensgefahr gerieten. Ich machte das alles mit, mit Ausnahme der Furcht. Dennoch, als mein Nebenmann und Mitschüler, ein sonst höchst stiller und ruhiger junger Mensch, mit Heftigkeit verlangte, außer den Mauern dem Feinde im freien Felde entgegengeführt zu werden, bemerkte ich, nicht ohne Bedächtlichkeit, wie es ein Unsinn wäre, ungeübte Truppen, gleich uns, einem kriegserfahrenen Feinde gleich auf gleich gegenüber zu stellen. Die Nachricht von der Uebergabe der Stadt erfüllte uns mit Unwillen. Ich machte dem meinigen durch einen nur halb gefühlten Ausfall gegen unsere Bürgerschaft Luft, denen ihre Dächer lieber seien als ihre Ehre, ein Wort, das sogleich von unserm Anführer, einem bildhübschen jungen Kavallerieoffizier, mit dem Arm in der Binde, aufgegriffen wurde und die ganze Compagnie wiederholte. Im Grunde aber waren wir alle froh, wieder nach Hause zu kommen, um so mehr, als wir seit sechzehn oder achtzehn Stunden nichts gegessen hatten.

All diese Dinge, wozu noch ökonomische Verlegenheiten kamen, griffen die Gesundheit meines Vaters ungeheuer an. Ich besitze noch sein Einschreibbuch, in das er Einnahmen und Ausgaben allmonatlich eintrug. Während die Ausgaben mit den steigenden Preisen fortwährend wuchsen, fielen die Einnahmen stufenweise bis zum Unbedeutenden herab, bis er in den letzten Monaten mit unsicherer Hand: Nihil einschrieb. Er mußte sogar ein Darlehen aufnehmen, er, für den Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren.

Die Stadt vom Feinde besetzt zu wissen, war ihm ein Greuel, und jeder ihm begegnende Franzose ein Dolchstich. Und doch ging er gegen seine Gewohnheit jeden Abend in den Straßen spazieren, aber nur, um bei jedem Zwist zwischen Franzosen und Bürgern die Partei des Landsmannes zu nehmen und ihm gegen den Fremden beizustehen. Die Schlacht von Aspern war Oel in seine Lampe, die von Wagram machte freilich allen Hoffnungen ein Ende, was

denn auch in dem Herabkommen seines Körperzustandes nur allzu sichtbar war.

Ich selbst war kein geringerer Franzosenfeind, als mein Vater, und demungeachtet zog Napoleon mich mit magischer Gewalt an. Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militärischem Schaugepränge, versäumte ich doch keine seiner Musterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der sogenannten Schmelz. Noch sehe ich ihn die Freitreppe des Schönbrunner Schlosses mehr herablaufen als gehen, die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter sich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend. Seine Gestalt ist mir noch jetzt gegenwärtig, seine Züge haben sich leider mit den vielen gesehenen Porträten vermengt. Er bezauberte mich, wie die Schlange den Vogel. Mein Vater mochte mit diesen unpatriotischen Exkursionen wenig zufrieden sein, doch verbot er sie nie.

Nun kam der entscheidende Moment: der Abschluß des Preßburger Friedens. Mein Vater war damals schon genötigt, den größten Teil des Tages das Bette zu hüten. Wir verbargen ihm das Ereignis nach Möglichkeit. Er mochte aber doch Kunde davon erhalten haben, denn im höchsten Zorne befahl er mir, ihm augenblicklich ein Exemplar des gedruckten Traktates zu verschaffen, durch den bekanntlich ein Dritteil der Monarchie an Frankreich abgetreten wurde. Er las die Druckschrift ganz durch, legte sie dann von sich und kehrte sich gegen die Wand. Von da an hat er kaum mehr ein Wort gesprochen. Nur als ich an einem der folgenden Tage, von einer dunklen Ahnung eines baldigen Endes ergriffen, an seinem Bette auf die Kniee sank und seine Hand weinend küßte, sagte er: Nun ist's zu spät! womit er denn doch wohl andeuten wollte, daß er mit meinem Wesen und Treiben nicht völlig zufrieden sei.

Desselben Tages saßen wir mittags bei Tische, und zwar, seinem Wunsche gemäß, in dem Zimmer, in dem er lag. Da that er ein paar stärkere Atemzüge. Wir sprangen auf und eilten hinzu, er aber war tot.

Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu schroff. Indem er mit einem höchst erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der eigenen Empfindung in sich

verschloß, machte er die Annäherung jeder fremden beinahe unmöglich. Erst später, als ich die Gründe mancher seiner Handlungen einsehen lernte und der bis auf jetzt fortdauernde Ruf seiner beinahe fabelhaften Rechtschaffenheit mich beglückte und — in weiter Entfernung — zur Nacheiferung begeisterte, habe ich seinem Andenken nachgetragen, was ich in der Gegenwart zum Teil versäumte.

Der Tod meines Vaters versetzte uns in eine beinahe hilflose Lage. Die von ihm in den letzten Monaten kontrahierte Schuld mußte abgetragen werden. Seine eigenen Forderungen an Klienten waren teils uneinbringlich, teils erhielten wir kaum den zehnten Teil. Was sonst vorhanden war, reichte kaum hin, die Heiratsansprüche meiner Mutter zu decken. Auf uns Kinder kam beinahe nichts, welches Beinahe durch das zwei Jahre später erscheinende Finanzpatent vom Jahre 1811 auf ein wirkliches Nichts herabgesetzt wurde. Dasselbe Finanzpatent brachte die Pension, welche mein Vater durch jährliche Einlagen bei der Fakultätskassa seiner Witwe gesichert hatte, auf 90 Gulden Papiergeld herab. Und davon sollte eine Mutter mit vier Kindern leben, obzwar eigentlich nur mit drei, denn mein zweiter Bruder Karl war nach den wunderlichsten Ereignissen, die für sich allein einen Roman bilden würden, unsichtbar geworden. Ich selbst, damals 18 Jahr alt, befand mich im vorletzten Jahrgange meiner juridischen Studien. Natürlich mußte ich sie fortsetzen. Meinem dritten Bruder, Camillo, wurde durch seine musikalische Geschicklichkeit das Glück zu teil, daß ihn der Amtmann einer Staatsherrschaft zugleich als Amtspraktikanten und Klavierlehrer seiner Tochter in sein Haus und völlige Versorgung nahm. Der spätgeborene vierte, Adolf, besaß eine gute Stimme und wurde schon seit längerer Zeit im Singen unterrichtet, um später als Hofsängerknabe im kaiserlichen Konvikte seine Studien vollenden zu können. Das waren alles Hoffnungen für die Zukunft, aber die Gegenwart drängte. Da kam mir zu statten, daß meine Professoren mich für einen guten Juristen hielten. Sie verschafften mir, soviel ich weiß, unaufgefordert, Informationsstunden bei zwei jungen Kavalieren, die mich so gut bezahlten, daß meine Bedürfnisse gedeckt waren und wohl auch etwas für die Familie übrig blieb. Zugleich fiel mir mein vergessenes Trauerspiel ein. Vielleicht, daß sich dadurch etwas verdienen ließ. Ich schrieb es gemeinschaft-

lich mit meinen Freunden Wohlgemuth und Altmütter ab und überreichte es dem Bruder meiner Mutter, demselben, mit dessen Beispiel mich mein Vater von der Poesie abgeschreckt hatte und der damals, infolge einer der vielen Phasen seines Lebensplanes, als Sekretär und Dramaturg bei dem Wiener Hofburgtheater angestellt war. Ich wartete lange auf Entscheidung, endlich erhielt ich es mit der Aeußerung zurück, daß es nicht verwendbar sei. Darin hatte der Mann allerdings recht, demungeachtet glaube ich, daß er das Stück, abgeschreckt durch die unmäßige Länge und die nicht einladende Handschrift Altmütters, gar nicht, oder wenigstens nicht zu Ende gelesen hat, er hätte sonst unzweideutige Spuren eines Talentes darin entdecken müssen, das nicht so kurz abzufertigen war, um so mehr, als es ihm weder an Herzensgüte noch an Verstand fehlte. Nur war er ungeheuer flüchtig. So erinnere ich mich, daß er Müllners Schuld als Manuskript ein Jahr lang ungelesen auf seinem Pulte liegen hatte, ja, es als ein Zeichen des Unsinns unserer Zeit bezeichnete, daß jemand ein Stück in „Stanzen", so nannte er Trochäen, zu schreiben unternommen habe. Erst der Schauspieler Heurteur, der um ein Stück für seine Einnahme verlegen war, las es und brachte es zur Aufführung, wo es denn die ungeheuerste Wirkung in ganz Deutschland machte.

Mir selbst fiel bei der Rückgabe meines Trauerspieles die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entschlusse bestärkt, der Poesie, vor allem der dramatischen, für immer den Abschied zu geben.

Inzwischen verlor ich meine beiden Instruktionen, da einer meiner Eleven, ein ziemlich schwacher Kopf, die Studien ganz aufgab, der andere aber, ein geistreicher junger Mensch, der freilich in den Lehrstunden lieber von Litteratur als von juridischen Dingen sprach, in sein Vaterland Welschtirol zur Bewirtschaftung seiner Güter zurückkehren mußte. Der Ersatz war übrigens bald gefunden. Eben wieder einer meiner ehemaligen Professoren machte mir den Antrag, in ein adeliges Haus mit fortwährender Bestimmung zu treten. Es war der Neffe eines reichen Grafen in den juridischen Gegenständen zu unterrichten, wozu man, da der Sommer auf den Gütern zugebracht werden sollte, einen Informator brauchte, der Herr über seine Zeit war. Der junge Mensch hatte einen eigenen Hofmeister, und es galt daher, nur ein

paar Stunden des Tages Unterricht zu geben, wofür ein freilich mäßiger Gehalt, dafür aber gänzliche und, wie sich in der Folge zeigte, glänzende Verpflegung zugesichert wurde. Ich hatte unterdessen meine Studien vollendet, fühlte aber einen Widerwillen gegen die Staatsdienste. Ich nahm daher an, besonders um meine Mutter der immerwährenden Sorge um die wechselvolle Zu- und Abnahme meiner Einkünfte zu entheben.

Da kam ich denn nun in ein wunderliches Haus. Der junge Graf, ungefähr von meinem Alter, der noch jetzt lebt, wird mir nicht übelnehmen, wenn ich hier niederschreibe, daß aus unsern Studien, wohl aus beiderseitiger Schuld, nicht viel herauskam. Der alte Onkel war eine eigentliche Karikatur, höchst borniert, eigenwillig, geizig, bigott. Als ehemaliger Gesandter an einem größern deutschen Hofe und kaiserlicher Konkommissarius in Regensburg sprach er gerne von seinen Missionen. Ich habe ihn geizig genannt, er war es, mit Ausnahme von zwei Rubriken: seinen Stall und die Küche. In ersterem hielt er eine Anzahl der ausgezeichnetsten Prachtpferde, die er aus übergroßer Schonung kaum benützte. Die Küche besorgten abwechselnd ein französischer und ein deutscher Koch vom ersten Range. Seine Neigung gewann ich besonders durch meinen damals starken Appetit. Täglich kam er zwischen eilf und zwölf Uhr in seinem schmutzigen Schlafrocke auf mein Zimmer, um mir den Küchenzettel des Tages vorzulesen und eine Art Feldzugsplan zu verabreden: von welcher Speise nämlich viel und von welcher wenig, mit Rücksicht auf eine nachfolgende bessere, zu essen sei. Ich hätte in seinem Hause ein Feinschmecker werden müssen. Demungeachtet war ich in der Folge froh, wieder zur ärmlichen Kost meiner Mutter zurückzukommen. Uebrigens hielt er mich für einen Jakobiner, mit welchem Namen er alle bezeichnete, die anders dachten als er. Seine Frau — wir nannten sie die Fürstin, weil sie aus fürstlichem Hause war — verbrachte ihre Zeit mit Andachtsübungen und fuhr so oft des Tages in die Kirche, als ihr Gemahl erlaubte, die müßig stehenden Prachtpferde abwechselnd einspannen zu lassen. Der Hofmeister war ein kenntnisloser, unterthäniger, übrigens gutmütiger alter Mann.

Ich befand mich anfangs sehr gut in diesem Verhältnisse. Mit Ausnahme von zwei oder drei Stunden, in denen ich meinen Zögling — unterrichtete, der Tischzeit und

dem obligaten Vorlesen des Küchenzettels, war ich Herr meines Tages. Zugleich befand sich eine zahlreiche und mit älteren Werken wohl ausgestattete Bibliothek im Hause, besonders reich an englischen Büchern, die der Großvater des Grafen, der als Gesandter in London stand, von dort mitgebracht hatte. Außer der Schwierigkeit, das verrostete Schloß des Bibliothekzimmers zu öffnen, hinderte mich nichts, von dem toten Schatze, um den sich niemand kümmerte, so viel mit mir zu schleppen, als mir beliebte, und mich ganz der Lektüre zu überlassen. Leider fand sich meine Kenntnis des Englischen, das ich schon früher ohne Meister und sonstige Hilfsmittel zu betreiben angefangen hatte, zu mangelhaft, um Shakespeare, der sich in der Theobaldschen Ausgabe da befand, mit Genuß lesen zu können. Es eiferte mich übrigens an, meine Kenntnis dieser Sprache zu vervollkommnen.

Auf diese Art verstrich der Winter, und die Zeit kam heran, sich auf die ausgedehnten Güter der Familie in Mähren zu verfügen. Bei der Abreise wurde mir der junge Graf anvertraut, und es hieß, der Hofmeister werde nachkommen. Auf dem prächtigen Schlosse in der fruchtbarsten, obgleich nicht schönsten Gegend Mährens angekommen, wartete ich fruchtlos auf die Ankunft des alten Mannes. Endlich erfuhr ich von dem Hauschirurgen, daß man den Hofmeister, mit dem man unzufrieden war, weil man ihn in Verdacht hatte, den verstorbenen ältern Bruder meines Zöglings in seinem Widerstreben gegen eine vorgeschlagene Heirat bestärkt zu haben, mit Pension entlassen habe.

Meine Stellung wurde dadurch auf eine unangenehme Art verändert. Indes ich früher nur ein paar Stunden mit meinem Zöglinge zu thun hatte, blieb er mir nun den ganzen Tag auf dem Halse. Ich mußte ihn sogar täglich in die Kirche begleiten, wo ich denn den Vicar of Wakefield mitnahm, von dem man im Hause, wegen der geistlichen Benennung Vikar auf dem Titelblatte, nicht zweifelte, daß es ein Gebet- oder Andachtsbuch sei. Ebenso mußte ich auf alle meine poetischen und dramatischen Brouillons, von denen ich mich doch nicht ganz losgemacht hatte, obenan setzen: aus dem Englischen oder Französischen übersetzt, damit sie als Sprachübungen gelten könnten, da jedes Zeichen eines eignen poetischen Talentes den alten Grafen in seiner Meinung, daß ich ein Jakobiner sei, bestärkt haben würde.

Ich setze das hierher, damit nach meinem Tode derjenige, dem mein schriftlicher Nachlaß in die Hände gerät, sich nicht etwa fruchtlose Mühe gebe, die Originale zu diesen angeblichen Uebersetzungen aufzufinden. Uebrigens sind es durchaus unbedeutende Bruchstücke, mehr Erzeugnisse der langen Weile, als eines längst aufgegebenen ernsten Strebens.

Das Landleben ist angenehm für sich, und so fand ich mich denn endlich zurecht. Ich fing sogar an, die böhmische Sprache zu lernen, habe es aber nie weiter gebracht, als zur Benennung der Speisen, den Schimpfnamen und den Jagdausdrücken. Erstere durch die Notwendigkeit bei weitern Exkursionen, die zweiten vom oftmaligen Hören, die letztern von unsern Jagdunterhaltungen. Der alte Graf war der schlechteste Schütze von der Welt; es schoß daher, angeblich ohne sein Wissen, immer der erste seiner beiden Büchsenspanner zugleich mit ihm. Was nun getroffen wurde, hatte der Graf getroffen; ging aber das Wild durch, so wendete sich der alte Herr zornig zu seinem Leibjäger um und sagte: Esel! Da ich nun selbst infolge meiner Kurzsichtigkeit schlecht schoß, bei dem jungen Grafen aber man froh sein mußte, nicht selbst für einen Hasen oder ein Rebhuhn gehalten zu werden, so gehörte die ganze Jagdbeute gewöhnlich dem Haupt des Hauses, und er war stolz auf seine Kunst.

Ebenso konnte er, obwohl er seit dreißig Jahren alljährlich sechs Monate in Mähren zubrachte, nicht ein Wort böhmisch. Daß die Bauern nicht deutsch und nicht französisch verstanden, wußte er, in jeder andern Sprache aber prätendierte er, verstanden zu werden. Besonders freigebig war er mit lateinischen Ausdrücken und ärgerte sich, wenn die Bauern nicht wußten, was er wollte.

So verging die schöne Jahreszeit, und wir kehrten in die Stadt zurück. Ich weiß nicht, war es Sparsamkeit oder war man mit mir so zufrieden, es erschien noch immer kein Hofmeister. Mir ward das Verhältnis unleidlich. Nicht allein, daß meine Verbindung mit Altmütter abgerissen wurde und ich meine beste Zeit verlor, vor allem dadurch, daß ich in meinem einundzwanzigsten Jahre durch gesetztes Betragen ein Muster und Beispiel für meinen Zögling sein sollte, der nur um ein Jahr jünger war als ich. Meinen Vorstellungen wurde entgegengesetzt, daß man einen Hofmeister suche, aber noch immer keinen gefunden habe. Es war die traurigste Zeit meines Lebens, hat die übelste

Wirkung auf meine Stimmung und Jugendentwicklung gehabt, und nur die Lage und dringenden Bitten meiner Mutter hielten mich ab, den Zwang gewaltsam zu durchbrechen.

Nun verwirren sich, wahrscheinlich durch die Langweiligkeit der Sache, meine Erinnerungen. Ich weiß nur, daß ich im Februar 1813 als unbesoldeter Praktikant bei der Wiener Hofbibliothek eintrat, zugleich aber noch immer im Hause des Grafen hofmeisterte. Wie ich das vereinigte, verstehe ich nicht, noch weniger, wie ich im Sommer desselben Jahres mit der Familie wieder nach Mähren gehen konnte; wahrscheinlich folgte ich erst in den Ferialmonaten der Hofbibliothek ihnen nach, und der Onkel machte inzwischen selbst den Hofmeister.

Ich finde mich wieder mit ihnen auf einem Jagdschlosse im waldigten Teile des Hradischer Kreises. Es war in der Mitte eines Fasan- und Wildgartens auf einer ziemlichen Anhöhe einsam gelegen, wunderschön, aber klein. Es war unterdessen das verhängnisvolle Jahr 1812 vorübergegangen, der Zug nach Moskau, der Untergang des französischen Heeres. Ich erinnere mich noch der kannibalischen Freude, mit der wir alle, ich auch, die gehäuften Greuel vernahmen. Jetzt hatte sich Oestreich in die Verhandlungen gemischt, und man zweifelte nicht, daß es teil an dem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Daß in diesem Falle die Franzosen in Böhmen einbrechen und darin weiter vordringen würden, als uns irgend lieb war, war uns nach frühern Erfahrungen höchst wahrscheinlich, und wir waren immer zur Flucht bereit; ja vielleicht hatte der Graf nur darum sein Schloß Lukow, nahe der ungarischen Grenze, zum Aufenthalte gewählt, um von der Gefahr möglichst entfernt und der Zuflucht möglichst nahe zu sein.

Aber auch die Kommunikationen fingen schon an, gestört zu werden. So fehlte es in unserem Schlosse, wo sonst alles in Ueberfluß war, allgemach an Kolonialartikeln. Da bestimmte der alte Onkel, sein Neffe sollte statt des Kaffees täglich eine Milchspeise frühstücken. Mir wurde freigestellt, entweder daran teilzunehmen, oder den gewohnten Kaffee, solange der Vorrat währte, wie früher zu trinken. Ich entschied mich für ersteres aus Rücksicht für die alten Leute. Diese Milchspeisen beschwerten mir wahrscheinlich den Magen und waren Mitursache an meiner spätern Krankheit.

Unser Schloß lag, wie gesagt, ganz einsam, und die

nächste Kirche, ein Wallfahrtsort, Maria Stip, lag eine halbe Stunde entfernt. Nur die fromme Fürstin ließ sich täglich hinfahren, wobei sie etwa den Neffen mitnahm, wir andern begnügten uns mit der Sonntagsandacht. An einem solchen Sonntag hing der Himmel voll dicker Regenwolken. Schon war ich im Begriffe, mit der alten Dame und meinem Zögling in einen ungeheuern, wohlverschlossnen Wagen einzusteigen, als der Onkel hinzukam und mir anlag, ihn nicht allein fahren zu lassen. Er war nämlich furchtsam mit Pferden und fuhr nie anders, als auf einem niedern Wurstwagen mit zwei alten Schimmeln, die er selbst leitete. Dabei war ich fast immer sein Begleiter, dem er, indes er beinahe unausgesetzt Tabak schnupfte oder die ungeheure rote Nase schneuzte, Zügel und Peitsche anvertraute. Auch sonst ging es so langsam, daß in solchen Momenten die Pferde stehen blieben und sogar an den Rainen des Wegs graseten. Die Fürstin, die mich lieb hatte, protestierte, er aber versprach diesmal den Schimmeln „etwas ins Ohr zu sagen“ und mich noch vor dem Regen nach Maria Stip zu bringen. Ich gab nach und wir fuhren ab. Wir hatten längst den Wagen der Fürstin aus den Augen verloren und befanden uns etwa auf der Hälfte des Wegs, als der Regen in Strömen herabgoß. Als wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Maria Stip ankamen, war mein erster Gang nach den beiden einzigen Häusern, die sich nebst der Kirche da befanden, dem Hause des Geistlichen und des Kirchendieners, um Wäsche zu wechseln und im Notfalle selbst eine Kutte des Geistlichen anzuziehen. Wir hatten uns aber verspätet. Beide Häuser waren verschlossen und die Bewohner in der Kirche. Mir blieb nichts übrig, als auch hinzugehen, wo mich denn schon ein empfindlicher Frost anwandelte. Des nächsten Morgens erwachte ich in einem hitzigen Fieber mit Phantasien und allem Zugehör. Da war nun Not an Mann. Das kleine Schloß ließ eine Absonderung kaum zu, und der Chirurg hatte die Krankheit für ein Nervenfieber, mithin nicht ohne Gefahr der Ansteckung, erklärt. Man beschloß daher, mich in ein von Maria Stip nicht weit entferntes sogenanntes Badhaus zu bringen, das so hieß, nicht weil Bäder da waren, sondern weil es ein Bader bewohnte, der seinen Lebensunterhalt aus der chirurgischen Operation des Schröpfens an den Personen der von weit herkommenden Wallfahrter gewann.

Hier besuchte mich der Chirurg des Grafen täglich, und soweit war ich leidlich versorgt. Den übrigen Bewohnern des Schlosses hatte der Gebieter streng jede Gemeinschaft mit mir untersagt. Trotz dieses Verbotes kam eines Abends die alte Fürstin, setzte sich an mein Bette und weinte bitterlich.

Des andern Tags sollte mir die Ursache ihres Weinens deutlich werden. Der Chirurg des Grafen erschien nicht mehr. Die Familie war von Lukow abgereist und ließ mich in den Händen des unwissenden Baders allein zurück. Meine Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tage, woran außer der Unfähigkeit des Arztes wohl auch die Beschaffenheit der Arzeneien schuld tragen mochte, die (Chinarinde, soviel ich weiß) von Hradisch geholt werden mußten, einem kleinen Orte, dessen Apotheke die vaterländische Eichenrinde wohl näher lag, als die überseeische Chinarinde. Noch bin ich mir einer Art Herrschaft über meine Phantasien bewußt. Beim Ausbruch der Krankheit, noch im Schlosse, glaubte ich, eine Prinzessin läge unter meinem Strohsacke, und ich rückte daher jeden Augenblick von der Stelle, um die arme Person nicht zu drücken. In dem mir fremden Badhause hörte ich immer Stimmen von außen, die riefen, meine Mutter komme. Ich richtete mich gewaltsam auf und wußte augenblicklich, daß alles Täuschung sei. Sobald ich aber aus Mattigkeit zurücksank, fingen dieselben Stimmen wieder von neuem zu rufen an. Diese Sehnsucht nach meiner Mutter mochte wohl auch die alte Fürstin so gerührt haben, verbunden mit dem Bewußtsein der Grausamkeit, einen jungen Menschen am Eingange des Lebens, einen Hausgenossen, in einer solchen Lage hilflos zu verlassen.

Ich kam dem Tode nahe, wußte es und war gleichgültig. Schon erschien der Geistliche von Maria Stip, um mir, als einem Sterbenden, Trost zuzusprechen. Ich aber wendete mich von ihm, der Mauer zu. Da sagte er: er phantasiert, ging und kam nicht wieder.

Auch sonst war ich schlimm daran. Niemand im Badhause verstand deutsch, als notdürftig der Bader selbst. Des Nachts legte man einen Ackerknecht in mein Zimmer, der sogleich zu schnarchen anfing und mir jeden Schlaf unmöglich machte, statt mir irgend zu Dienste zu sein. Einmal, eben auch bei Nacht, glaubte ich, eine Weibsperson nähere sich meinem Bette und ziehe das Schublädchen aus dem

Tische, der neben mir stand und in dem ich mein Geld verwahrte. Ich hielt es für Täuschung, aber des andern Morgens war mein Geld wirklich verschwunden.

Endlich aber siegte die Jugend und meine niemals starke, aber unendlich zähe Natur. Ich genas. Als ich das erste Mal Eßlust verspürte, gab man mir als Krankenspeise einen Hasen mit Knödeln, und bei meinem ersten Ausgange in den Garten, wo die Zwetschgenbäume voll reifer Früchte hingen, erlaubte mir mein Arzt, davon so viel zu essen, als mir beliebte, was ich denn auch that.

In welcher Art ich meine Rückreise, wahrscheinlich mit Geld von dem Verwalter des Grafen versehen, antrat, weiß ich nicht mehr. Nur schwebt mir vor, daß ich auf meinem Wege irgendwo mit dem gräflichen Chirurgen zusammentraf, der mir geradezu erklärte, daß man meinen Tod für unvermeidlich gehalten habe. Auch traf mich die erste Nachricht von der Schlacht bei Leipzig auf dieser Rückreise, die dadurch beinahe verzögert wurde. Kein Postmeister, kein Postillon, kein Wirt oder Aufwärter war in den Häusern zu finden, alles befand sich auf den Straßen. Man las die Zeitungen vor, man erzählte, man umarmte sich, jubelte, weinte, das tausendjährige Reich schien angebrochen.

Bei meiner Rückkunft nach Wien machte ich den Eindruck der Erscheinung eines Verstorbenen. Ich konnte nichts von Scham oder Reue in den hochadeligen Gesichtern bemerken, wohl aber eine gewisse Verlegenheit. Das Rätsel klärte sich bald auf. Man hatte nun wirklich einen Hofmeister gefunden. Daß ich meinen Unterricht fortsetzen sollte, war ausgemacht. Die weitere Frage aber, ob im Hause oder außer demselben wohnend, ward bald dadurch entschieden, daß ich ein Recidiv meiner Krankheit bekam. Ich ließ mich zu meiner Mutter bringen, wo mich derselbe Dr. Closset behandelte, der leider zu spät kam, um den Tod meines Vaters zu verhindern. Mein Uebel war weniger ein Recidiv, als ein vollkommenes Nachlassen aller Kräfte. Die Nachtschweiße stellten sich so heftig ein, daß die gewechselten und an die Luft gehängten Unterbetten kaum für den zweiten Tag zum Gebrauche getrocknet waren. Endlich ging auch das vorüber. Dr. Closset nahm keine Bezahlung und sagte, mir bei seinem letzten Besuche die Hand drückend, er fühle sich hinreichend dadurch belohnt, daß mein Fall einer der wenigen in seiner Praxis sei, auf die er sich als

Arzt etwas zu gute thue. Er hatte selbst nicht an meine Heilung geglaubt.

Ich nahm nun meinen Unterricht wieder auf, speiste auch mit der gräflichen Familie zu Mittag, mietete mich aber in einem andern Hause ein. Da bemerkte ich nun eine seltsame Verstimmung in den erhabenen Personen, ganz im Widerspruche mit dem sonstigen, nicht immer angenehmen, aber zutraulichen Tone. Die Ursache habe ich erst viele Jahre später durch die mitbeteiligte Person selbst erfahren, setze sie aber jetzt schon her. Das Hauswesen des Grafen hatte sich in letzter Zeit durch eine Nichte vermehrt, die, bis dahin im Kloster erzogen, nun von den Verwandten zu sich genommen wurde, ein äußerlich nicht gerade bevorzugtes, aber herzensgutes, heiteres und unter dem verwandtschaftlichen Druck bitter leidendes Frauenzimmer. Wir sahen uns natürlich oft, aber ohne besonderes Interesse, und niemand hatte ein Arges dabei. Als ich nun zu meiner Mutter gebracht wurde und man im gräflichen Hause von der Armut derselben sprach, vermischte die etwa sechzehnjährige Comtesse, noch von ihrer Klosterlektüre her, die Armut mit der Bettelhaftigkeit, packte ihren kleinen Schmuck zusammen und gab ihn ihrer Kammerjungfer, die ihn heimlich und ohne zu sagen, von wem, meiner Mutter überbringen sollte. Die Kammerjungfer fand die Sache bedenklich, fragte sich bei dem Grafen an, der polternden Gegenbefehl gab und, da er sich eine solche Großmut ohne besonderes Motiv gar nicht denken konnte, auf ein Liebesverständnis schloß, das weder von Seite der kleinen Gräfin, noch vor allem von der meinigen je und irgend bestand.

Inzwischen beschäftigte ich mich, ich hätte bald gesagt: eifrig, in der Hofbibliothek. Von Eifer war damals in dieser Anstalt überhaupt nicht viel zu bemerken. Die Beamten, beinahe durchaus gutmütige Leute, benahmen sich ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughause oder der Hund beim Heu, bewahrten das Vorhandene, wiesen die Seltenheiten den Besuchern vor, verwendeten die spärliche Dotation zum Ankauf aller gedenkbaren Auflagen der Klassiker und hielten die verbotenen, das heißt alle neuern Bücher, nach Möglichkeit fern. Von bibliothekarischen Systemalarbeiten war gar nicht die Rede.

Das war nun gerade mein Geschmack. Ich las und studierte, was mich selber anzog. Da war nun vor allem

die Vervollkommnung im Griechischen, zu dessen Betreibung ich und mein damaliger Kollege Eichenfeld uns vereinigten. Um ungestört zu sein, begaben wir uns ins Manuskriptenkabinett der Bibliothek und lasen, von allen Hilfsmitteln umgeben, die griechischen Autoren. Das ging eine Weile, bis der erste Kustos der Anstalt, ein widerwärtiger Illitterat, eben ein Hund beim Heu nach meiner obigen Bezeichnung, davon Nachricht bekam und, ohne Lust und Fähigkeit, selbst ein Manuskript zu benützen, doch einen mißgünstigen Neid über eine mögliche Edierung durch einen andern empfindend, uns den Eintritt in das Manuskriptenkabinett verbot.

Zugleich betrieb ich eine andere Sprache, zu der ich den Grund schon früher gelegt hatte, und die von dem wesentlichsten Einfluß auf meine künftige Laufbahn werden sollte. Ich war von jeher der Ueberzeugung, daß man einen Dichter nicht übersetzen könne. Trotz meines schlechten Gedächtnisses hatte ich mir daher außer den beiden alten und der notwendigen französischen auch die italienische und englische Sprache angeeignet und, durch Bertuchs Uebersetzung des Don Quixote und seine Aeußerungen über die spanischen Dichter aufmerksam gemacht, noch in meinen frühesten Zeiten mich auch mit dieser Sprache beschäftigt. Es war mir eine uralte spanische Grammatik in die Hände gefallen, so uralt, daß sie selbst der Sprache Lope de Vegas und Calderons vorausging und ich später die aus ihr gelernten Formen wieder umlernen mußte. Aus Geldmangel konnte ich mir kein Wörterbuch anschaffen, bis mir endlich beim Antiquar ein Sobrino in die Hände fiel, bei dem zwar der ganze Buchstabe A fehlte, der aber dafür um einen Gulden Papiergeld käuflich war. Mit diesem Rüstzeug war nicht viel auszurichten. Da erschien Schlegels Uebersetzung einiger Stücke Calderons, von denen mich besonders die „Andacht zum Kreuze" anzog. Für so vortrefflich ich die Uebersetzung Shakespeares von demselben Schriftsteller anerkennen mußte, ebenso mangelhaft und ungenügend erschien mir jene Calderons. Daß ein Dichter, dessen Schwung beinahe die Poesie selbst überflog, sich nicht in so steifen und verrenkten Phrasen bewegt haben könne, war mir deutlich. Die Hofbibliothek bot alle Hilfsmittel dar, ich warf mich daher auf die spanische Sprache, und zwar, um das Brett zu bohren, wo es am dicksten war, unmittelbar auf Calderon. Damit ich aber über die Schwierigkeiten nicht zu leicht hinausginge und

genötigt wäre, jedes Wort im Wörterbuche nachzuschlagen, übersetzte ich das gewählte Stück: „Leben ein Traum", nach Entzifferung jedes Absatzes, sogleich in deutsche Verse, ja, nach Vorgang des Originals, in Reime. Wie lang ich mit dieser unsäglichen Arbeit zugebracht habe, weiß ich nicht, nur daß ich nicht über die Hälfte des ersten Aktes hinausgekommen bin. Ohnehin hatte ich bei dieser Uebersetzung nur mein Studium der Sprache im Auge.

Da treffe ich mit einem Jugendbekannten zusammen. Wir sprechen über das Theater und die wunderliche Mannigfaltigkeit aus allen Geschmacksrichtungen, die dem Publikum dargeboten werde. Nun bereitet man gar ein Stück aus dem Spanischen vor, sagte er: „Leben ein Traum". Ich frage nach dem Verfasser der Uebersetzung. Er meint, er heiße Wendt oder ähnlich. Nun wußte ich, daß es einen Professor Wendt in Leipzig gebe, dem man eine solche Uebersetzung wohl zutrauen konnte. Im Verfolg des Gespräches bemerkte ich, daß ich das Stück wohl kenne und zum Teil selbst übersetzt habe. Der Freund wünscht, meine Arbeit zu lesen, was ich denn endlich auch zugebe. Nach ein paar Tagen kommt er, mir zu melden, daß meine Uebersetzung nicht nur ihm selbst, sondern auch dem Redakteur der litterarisch-kritischen Modenzeitung, dem er sie mitgeteilt, unendlich gefallen habe und letzterer mich ersuchen lasse, ihm wenigstens die ersten beiden Scenen zum Abdruck in seinem Blatte zu überlassen.

Ich war von jeher ein Feind der Oeffentlichkeit und habe außer einem Gedichte: „Die Musik", in reimlosen Versen, die, ich weiß nicht durch wessen Vermittlung, in einem Wiener Journale ohne meinen Namen erschienen war, früher nie etwas drucken lassen.

Ich weigerte mich daher, mußte mich aber doch endlich den Gegengründen fügen: daß es schade um meine gehabte Mühe wäre. Jetzt sei die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Stück gerichtet, und wenn nicht jetzt, könne mein Fragment wohl nie mehr zur Geltung gebracht werden. Ich willigte ein. Längere Zeit verging, und meine Uebersetzung erschien nicht, was mich herzlich wenig kümmerte.

Endlich wird „Leben ein Traum" mit Beifall aufgeführt, und des nächsten Morgens gibt die Modezeitung mein Fragment, das, unter den höchsten Lobpreisungen, zum Angriffspunkt gewählt wird, um über die aufgeführte Ueber-

setzung aufs feindlichste herzufallen. Zugleich hatte ich schon aus dem Theaterzettel ersehen, daß der Verfasser jener Bearbeitung nicht Wendt, sondern West heiße, unter welchem angenommenen Namen der damalige Dramaturg des Hofburgtheaters, Schreyvogel, sich in der Vorzeit litterarisch beschäftigte.

Schreyvogel war in unserer Familie, zufolge eines ausgangslosen Liebesverhältnisses mit einer Schwester meiner Mutter, nicht im besten Andenken. Trotz eines heimlichen Grauens verehrte ich ihn aber schon in meinen Knabenjahren, und eine von ihm zu Anfang des Jahrhunderts herausgegebene vortreffliche Zeitschrift: „Das Sonntagsblatt", hat einen großen Einfluß auf meine Bildung gehabt, indem sie beitrug, mich vor den Albernheiten zu bewahren, die jene Zeit ebenso gut hatte, als die jetzige, nur daß damals zwei große Geister wie eine Zentralsonne in der Mitte standen und die faselnden Romantiker doch zu einer Art Konzentrizität in ihren Bahnen zwangen, indes jetzt die leere Mitte jedem die Erlaubnis zu einer Kometenreise ins Leere und Bodenlose gibt.

Mein, jenem Fragment beigesetzter Name war Schreyvogeln nicht entgangen. Schon ein paar Tage darauf sagte mir der alte Skriptor Leon auf der Hofbibliothek, es habe Schreyvogeln sehr wehe gethan, daß der Sohn eines Jugendfreundes sich zu einer so niedrigen Intrigue gegen ihn hergegeben. Ich erklärte dem alten Leon den Zusammenhang der Sache und meinen eigenen Abscheu vor dem Mißbrauche, den man mit meiner Arbeit getrieben. Da kam denn die Rückantwort, wie es Schreyvogeln sehr erfreue, mich unschuldig zu wissen, und wie er lebhaft wünsche, mich kennen zu lernen. Ich ließ mir das gesagt sein und ging nicht hin. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da erklärt endlich Leon auf der Bibliothek: nun lasse er mich nicht mehr, ich müsse auf der Stelle mit ihm zu Schreyvogel. Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden, und ich ging mit ihm.

Schreyvogel empfing mich wahrhaft väterlich. Von einer Entschuldigung war nicht mehr die Rede. Er erklärte selbst, daß ihm meine Uebersetzung sehr gefallen habe, und er fragte, ob ich denn keine Lust zu eigenen dramatischen Arbeiten habe, an der Befähigung sei kaum zu zweifeln. Ich erzählte ihm, daß ich in meinen Knabenjahren ein endloses

Trauerspiel geschrieben, von dessen Unbrauchbarkeit ich aber nun selbst überzeugt sei. Seitdem hätte ich es aufgegeben. Wenn ich nichts Tüchtiges leisten könne, dulden lassen wolle ich mich nicht. Er fragte weiter: ob ich nicht in der Zwischenzeit Stoffe durchdacht hätte, ich möchte ihm derlei erzählen. Nun hatte ich gerade damals einen Stoff ganz gegliedert in meinem Kopfe. Damit ging es so her:

Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtete er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältnis, oder vielmehr in dieser Erkennung, machte einen großen Eindruck auf mich.

Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauerlichsten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm.

Beide Eindrücke lagen längere Zeit nebeneinander in meinem Kopfe, beide in dieser Isolierung unbrauchbar. Im Verfolg des ersteren wäre mir nie eingefallen, einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Drama zu machen; beim zweiten fehlte der gespensterhaften Spannung der sonstige menschliche Inhalt.

Einmal des Morgens, im Bette liegend, begegnen sich beide Gedanken und ergänzen sich wechselseitig. Der Räuber fand sich durch das Verhängnis über der Urmutter eines Geschlechtes, dem auch er angehören mußte, geadelt; die Gespenstergeschichte bekam einen Inhalt. Ehe ich aufstand und mich ankleidete, war der Plan zur Ahnfrau fertig.

An die Ausführung zu gehen, hinderte mich teils mein Entschluß, der dramatischen Poesie für immer zu entsagen, teils ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien, und mich einer Klasse von Dichtern gleichzusetzen, die ich immer verachtet hatte; obwohl ich Poesie genug in mir fühlte, die Geister-

geschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einwenden zu können.

Diesen Stoff nun erzählte ich Schreyvogeln, und zwar mit einer solchen Lebhaftigkeit und einer solchen bis ins einzelnste eingehenden Folge, daß er, selbst Feuer und Flamme, ausrief: Das Stück ist fertig, Sie brauchen es nur niederzuschreiben. Meine Einwendungen ließ er nicht gelten, und ich versprach, darüber weiter nachzudenken.

Inzwischen war auch eine bedeutende Veränderung in meinen äußern Verhältnissen eingetreten. Einmal hatte ich den Unterricht des jungen Grafen vollendet, worüber ich herzlich froh war. Nun ließ mir die Familie ihren mir damals unerklärlichen Groll dadurch fühlen, daß sie mir ein beim Eintritt, freilich nur mündlich, gegebenes Versprechen nicht halten wollten, mir nämlich meinen kleinen Gehalt bis zum Eintritt in ein besoldetes Staatsamt belassen zu wollen. Erst die Dazwischenkunft eines in der Familie geachteten Geistlichen machte der Schwierigkeit ein Ende. Zugleich hatten einen meiner Oheime seine Geschäfte zu dem damaligen dirigierenden Vizepräsidenten der Finanzhofkammer, Grafen Herberstein, geführt. Herberstein hatte meinen Vater gekannt und geachtet, er erkundigte sich um dessen rückgebliebene Familie, erfuhr unsere Umstände, und daß der älteste Sohn ohne Gehalt in der Hofbibliothek diene. Der praktische Mann fuhr auf, fand letzteres, als ohne Aussicht für die Zukunft, unverantwortlich und begehrte, mich zu sprechen.

Als ich kam, machte er mir die Hölle heiß, erinnerte mich an die Pflicht, für meine Mutter und Geschwister zu sorgen, und fügte bei, daß, wenn ich mich ihm anvertrauen und zu den Finanzen übertreten wollte, die Sorge für mein Fortkommen seine Sache sein werde. Ich war durch die Widerlichkeit des zweiten Vorstehers der Hofbibliothek sehr verstimmt, die neue Aussicht schien lockend, und ich willigte ein.

Da sollte ich nun ein vollendeter Kameralist werden. Ich wurde der niederöstreichischen Zollverwaltung zugeteilt, mußte in Expedit-, Protokoll-, Hauptzoll- und Verzehrungssteueramt alle diese Fächer praktisch durchüben, bis man mir endlich, als Zeichen der höchsten Zufriedenheit, ein eigenes Bureau in der Examinatur anvertraute, wo ich Schwärzer

und Gefällsübertreter von minderm Belang selbständig untersuchte. Ich weiß nicht, war es die Neuheit der Sache, das gefällige Entgegenkommen aller Vorgesetzten, oder das angenehme Gefühl der Freiheit von dem Druck im gräflichen Hause: ich fand mich ganz gut in alles, und es stellte sich sogar eine Art Heiterkeit ein. Die Ahnfrau war inzwischen vergessen, auch hatte ich Schreyvogeln seither nicht besucht.

Da, am Ausgange des Sommers, begegne ich ihm auf einem Spaziergang am Glacis. Er ruft mir schon von weitem zu: Wie steht's mit der Ahnfrau? Ich aber antworte ihm ganz trübselig: Es geht nicht!

Schreyvogel, ursprünglich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das er erst später im Kunsthandel verloren, war in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts durch seine Bekanntschaft mit Männern, die einem traurigen Schicksale verfielen, in den Verdacht einer Anhänglichkeit an die Grundsätze der französischen Revolution gekommen. Obschon ihm nichts nachgewiesen werden konnte, schien es doch geraten, sich für einige Zeit mit Genehmigung der Behörden von Wien zu entfernen. Er ging nach Jena und Weimar, wo er, durch mehrere Jahre verweilend, mit den damaligen Heroen der deutschen Litteratur in nähere Verbindung kam.

Als ich ihm nun sagte: Es geht nicht, erwiderte Schreyvogel: Dieselbe Antwort habe ich einst Goethen gegeben, als er mich zur litterarischen Thätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon! — Und so schieden wir voneinander.

Diese Worte des großen Meisters gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Sollte es — bei allem Abstand der Begabung — andern so leicht werden, daß sie nur in die Hand zu blasen brauchten, und ich selbst brächte gar nichts zu stande! Mein tiefstes Wesen fand sich empört. Meinen Spaziergang allein fortsetzend, dachte ich über die Ahnfrau nach, brachte aber nichts zu stande, als die acht oder zehn ersten Verse, die der alte Graf zu Anfang des Stückes spricht, und zwar in Trochäen, die mir meine Beschäftigung mit Calderon lieb gemacht hatte.

Man hat mich um dieser Versart und wohl auch der sogenannten Schicksalsidee willen als einen Nachahmer von Müllners „Schuld" bezeichnen wollen. Eigentlich war es aber wohl Calderon und namentlich dessen „Andacht zum

Kreuze", was mir unbewußt vorschwebte, nebstdem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgefühle wohlthat. Allerdings hätte ich ohne Müllners Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die deutsche Bühne zu bringen.

Als ich nach Hause gekommen war und zu Nacht gegessen hatte, schrieb ich ohne weitere Absicht jene acht oder zehn Verse auf ein Blatt Papier und legte mich zu Bette.

Da entstand nun ein sonderbarer Aufruhr in mir. Fieberhitzen überfielen mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alledem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte.

Des andern Morgens stand ich mit dem Gefühle einer herannahenden, schweren Krankheit auf, frühstückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen. Ich setze mich hin und schreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können. Des nächsten Tages dieselbe Erscheinung, in drei oder vier Tagen war der erste Akt, beinahe ohne ein durchstrichenes Wort, fertig.

Ich lief damit sogleich zu Schreyvogel, um es ihm vorzulesen. Er war im höchsten Grade befriedigt und drang nur um so mehr in mich, doch ja fortzufahren. Ebenso schnell entstanden der zweite und dritte Akt. Noch erinnere ich mich, daß ich an der großen Scene, wo Jaromir Berthan zur Flucht beredet, von fünf Uhr morgens bis fünf Uhr abends geschrieben habe, ohne Ruhepunkt und ohne etwas zu mir zu nehmen. Meine Mutter klopfte zur Zeit des Frühstückes und des Mittagsmahles vergebens an die Thür. Erst abends ging ich hervor, machte einen Spaziergang über die Bastei und aß zu Nacht mein Mittagsmahl.

Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein, und es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich schlich ganz traurig zu Schreyvogel und klagte: ich hätte wohl voraus gesagt, daß es nicht ginge. Er meinte aber, es werde schon wieder kommen. Und so geschah es auch. Nach zwei- oder dreitägiger Unterbrechung vollendete ich das Stück mit derselben Raschheit, mit der es begonnen war. In nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Tagen habe ich es geschrieben.

Es wurde nun Schreyvogeln übergeben, damit er über die Aufführbarkeit entscheiden möge. Als ich nach ein paar Tagen vorfragte, fand ich ihn beträchtlich abgekühlt. Schreyvogel war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abstande allerdings eine Art Lessing. Nur hatte er außer der logischen Schärfe mit seinem Vorbilde auch das gemein, daß seine künstlerischen Grundsätze mehr das Ergebnis eines Studiums der Muster, als ein Erzeugnis aufquellender eigener Anschauungen waren. Er wußte nun nicht recht, wohin er mein Mondkalb anreihen sollte, und war ängstlich. Nicht als ob er den Gespensterspuk oder die sogenannte Schicksalsidee verworfen hätte, er verlangte vielmehr, daß letztere mehr herausgebildet werden sollte, namentlich der ganz unberührt gebliebene Umstand, daß das jetzt lebende Geschlecht geradezu die Frucht der Sünde der Ahnfrau sei. Als ich mich darein nicht finden wollte, erbot er sich sogar, mein Stück zu überarbeiten, es sollte dann als unser gemeinschaftliches Werk erscheinen. Dagegen protestierte ich; es sollte entweder gar nicht aufgeführt werden, oder als mir angehörig.

Schreyvogel hatte bereits mit den Schauspielern gesprochen, denen er die Rollen zugedacht hatte. Madame Schröder wählte bloß vom Hörensagen das Stück zu ihrer Einnahme und für sich die Rolle der Bertha und des Gespenstes. Heurteur, der den Jaromir geben sollte, besuchte mich in meiner Wohnung in dem sogenannten „Elend", wo er denn erstaunt war, den Dichter am Schreibtische, in dem Rohrlehnsessel seines Vaters sitzen zu sehen, auf welchem Lehnstuhle, weil das Rohr durchgesessen war, durch ein quer darüber gelegtes Brett ein neuer Sitz improvisiert war.

In diesem Getümmel verlor ich ganz den Ueberblick. Ich machte die verlangten Aenderungen, durch welche mein Stück nicht besser wurde, zum Teil auch darum, weil ich sie nur äußerlich anfügte.

Ich habe sogleich nach der Aufführung bemerkt, daß durch diese „tiefere Begründung" mein Stück aus einem Gespenstermärchen mit einer bedeutenden, menschlichen Grundlage sich jener Gattung genähert hatte, in der Werner und Müllner damals sich bewegten. Bei den spätern Auflagen wollte ich auch geradezu auf mein ursprüngliches Manuskript zurückgehen. Da ich aber bei der zweiten Redaktion, wie der Dichter soll und muß, zugleich manches in der Diktion

und sonstigen Anordnung geändert hatte, welches alles mit Rückblick auf jene Erweiterung der Idee geschah, so hätte es einer dritten Ueberarbeitung bedurft, was mir viel zu langweilig war. Jenes ursprüngliche Manuskript mit Schreyvogels Randbemerkungen wird sich, als Beweis dessen, unter meinen Papieren finden.

Nun kamen die äußern Verlegenheiten, die, wenn sie mir nicht von andern abgenommen worden wären, mich geradezu bestimmt hätten, mein Stück zurückzuziehen. Es wurde bei der Zensur eingereicht und verboten. Durch die Konnexionen der Schauspielerin Madame Schröder, die, als zu einer Einnahme berechtigt, ein Wort mitreden durfte, wurde es erlaubt. Es ist aber nach dieser ersten Vorstellung zum zweitenmale verboten worden. Da trat denn der pensionierte Hofschauspieler Lange, der den Grafen Borotin gab und die dritte Vorstellung zu seiner Einnahme geben wollte, in die Schranken, und mit seiner Rührung als tragischer Vater brachte er die Erlaubnis auch für diese Vorstellung zuwege. Zuletzt kam der Eigentümer des Theaters an der Wien, Graf Palffy, mit utilitarischen Gründen und erklärte, wenn man ihm die Stücke, die Geld eintrügen, verbiete, müsse er sein Theater zuschließen. Das wirkte, und Barrabas ward freigegeben.

Ich habe den Ereignissen vorgegriffen und kehre zurück. Die Schauspieler waren von ihren Rollen entzückt. Als ich auf den Proben erschien, wurde ich trotz meines fadenscheinigen Ueberrocks wie ein junger Halbgott empfangen. Zufällig fanden sich auch mit Zuhilfnahme der Hofschauspielerin Madame Schröder und des pensionierten Hofschauspielers Lange, die Gastrollen gaben, alle Subjekte vor, um das Stück so aufzuführen, wie es wohl auf keiner deutschen Bühne wieder gegeben worden ist. Es wurde darum auch dem Theater an der Wien der Vorzug vor dem Hofburgtheater für mein erstes Erscheinen vor dem Publikum gegeben.

Das alles geschah ohne mein Zuthun, ja beinahe ohne mein Vorwissen. Da endlich kam der Tag der ersten Vorstellung.[1] Meinen Namen auf den Zettel drucken zu lassen, war ich durchaus nicht zu bewegen. Die Ahnfrau, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ohne Angabe des Verfassers, stand

---

[1] 31. Januar 1817.

an den Straßenecken angeschlagen. Das gab keine gute Vorbedeutung, und das Theater war schwach besucht, es gab eine schlechte Einnahme, was mir aber Madame Schröder, die Geld wahrlich brauchte, nie nachgetragen, sondern sich so gegen mich benommen hat, als hätte ich ihr Tonnen Goldes eingebracht. Mir waren von der Benefiziantin drei Sperrsitze in der ersten Galerie zugekommen, die ich mit meiner Mutter und meinem jüngsten, damals elf- oder zwölfjährigen Bruder einnahm. Die Vorstellung, obgleich vortrefflich, machte auf mich den widerlichsten Eindruck: es war mir, als ob ich einen bösen Traum verkörpert vor mir hätte. Ich faßte damals den Vorsatz, der Vorstellung keines meiner Stücke mehr beizuwohnen, ein Vorsatz, den ich bis heute gehalten habe. Die Haltung unserer Familie war höchst wunderlich. Ich selbst recitierte, ohne es zu wissen, das ganze Stück leise mit. Meine Mutter, vom Theater ab und zu mir gewendet, sagte in einem fort: Um Gottes willen, Franz, mäßige dich, du wirst krank; indes zu ihrer andern Seite mein kleiner Bruder unausgesetzt betete, daß das Stück gut ausfallen möge. Das Widerliche wurde dadurch vermehrt, daß auf der spärlich besetzten Bank hinter uns ein ganz gut aussehender alter Herr saß, der mich natürlich nicht kannte und, obschon ihn das Stück zu interessieren schien, sich doch nicht enthalten konnte, ein oft wiederholtes: grell, grell! an meinen Ohren vorbeitönen zu lassen. Es wurde viel geklatscht, aber durchaus nur an Stellen, wo die trefflichen Schauspieler ihre Glanzpunkte hatten. Als ich daher nach geendigter Vorstellung auf die Bühne ging, widersprach ich aufs bestimmteste der Meinung der Schauspieler, daß das Stück sehr gefallen habe.

Bei der Wiederholung am nächsten Abend hatte ich alle Ursache, meine Ansicht für die richtige zu halten, denn das Theater war halb leer. Da meinte aber der Schauspieler Küstner: ich kennte ihr Theater nicht. Bei ihnen in der Vorstadt brauche es immer ein paar Tage, bis das Gerücht eines Erfolges im Publikum herumkomme. Und so war es auch; bei der dritten Vorstellung fand sich das Theater wie belagert, und das Stück machte in Wien und in ganz Deutschland die ungeheuerste Wirkung.

Ungeachtet dieses allgemeinen Anteils hat mir die Ahnfrau nicht mehr eingetragen, als 500 fl. Papiergeld von der Theaterdirektion, und ebensoviel vom Verleger, was beides

ungefähr 400 fl. in Silber gleichkommt. Ich ließ nämlich das Stück auf Schreyvogels Rat unmittelbar nach der Aufführung drucken, weil die erschienenen Recensionen den Inhalt und die Gesinnung aufs unverschämteste entstellten. So gaben es alle Theater in Deutschland nach dem gedruckten Exemplar und machten ungeheure Einnahmen, ohne daß es einem einzigen einfiel, mir ein Honorar zu zahlen. Das in Wien Erhaltene diente übrigens dazu, unserm Hauswesen aufzuhelfen. Wir bezahlten die fällige Wohnungsmiete, und ich behielt für mich nur 50 fl. Papiergeld, um die ich mir die Braunschweiger Ausgabe von Shakespeare in englischer Sprache und die Heynesche Iliade anschaffte.

Mein Hauptgegner in der Journalistik war, weil ich jetzt mit Schreyvogel stand, derselbe Redakteur der Modenzeitung, der mich einst gegen Schreyvogel benützt und damals ungeheuer gelobt hatte. Er veranlaßte sogar, ehe das Stück noch gedruckt war, einen damals beliebten Dichter in Salzburg, Weißenbach, eine verdammende Kritik, bloß nach den empfangenen brieflichen Mitteilungen, mithin ins Blaue zu schreiben, was mir der ehrliche Mann später abgebeten hat. Die Urteile waren, zufolge der unvertilgbaren Nationalität, beinahe so albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunstphilosophien und Litteraturgeschichten zu lesen bekommt. Da war nun von nichts die Rede als von Schicksal, daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt würden, und so weiter.

Genau genommen nun, befindet sich die Schicksalsidee gar nicht in der Ahnfrau. Wenn der Richterspruch gegen dieses geistige Wesen lautete, daß sie zu wandeln habe, bis ihr Haus durch Verbrechen ausstürbe, so hätten diese Verbrechen allerdings eine Notwendigkeit; da aber das Ende ihrer Strafe nur bis zum Aussterben ihres Hauses, gleichviel wann und wie, bestimmt ist, so ist der Zeitpunkt, und daß es durch Verbrechen geschieht, zufällig. Daß die Personen, zufolge einer dunklen Sage eines frühen Verschuldens, sich einem Verhängnis verfallen glauben, bildet so wenig ein faktisches Schicksal, als einer darum unschuldig ist, weil er sich für unschuldig ausgibt.

Damit will ich nicht gegen das Schicksal eifern, sondern gegen sein krudes Vorkommen in der Ahnfrau. Die Poesie kann des Hereinspielens eines Uebersinnlichen in das Menschliche nie entbehren. Da uns nun die Wissenschaft darüber gar nichts, oder wenigstens nichts Vernünftiges zu sagen

weiß, die Religion aber leider mehr im „Bewußtsein" als in der Ueberzeugung lebt, so bleibt uns nichts übrig, als diese Verbindung zweier Welten so zu nehmen, wie sie, einem Grundzuge der menschlichen Natur gemäß, in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen ist. Die Alten hatten die grandiose Gestalt des Schicksals; aber auch nur für die Poesie. Es wäre ihnen im wirklichen Leben nicht eingefallen, bei einer Gefahr die Hände in den Schoß zu legen, weil doch das Unvermeidliche nicht zu vermeiden sei, sowie der Richter einem Verbrecher ins Gesicht gelacht haben würde, wenn er sich auf ein Schicksal oder einen erhaltenen Orakelspruch berufen hätte. Diese großartige Gestalt ist allerdings durch die neueren Religionen zerstört worden, aber die Trümmer davon leben unvertilgbar als Vorbedeutung und Vorahnung, als Wirkung von Fluch und Segen, als Gespenster- und Hexenglauben fort. Als letztern hat ihn Shakespeare im Macbeth benützt. Wenn ihr mir sagt, diese Hexen seien der eigene Ehrgeiz des Helden, so antworte ich euch: Thut die Augen auf! Was ihr da vor euch seht, das sind Hexen, und nicht der Ehrgeiz. So wie das Gespenst Banquos ein wirkliches Gespenst ist, weil ihr es mit euren eigenen Augen seht, indes der Gedankendolch vor dem Morde nur ein Gedankendolch ist, denn nur Macbeth sieht ihn, ihr aber nicht. Meint ihr aber, diese Hexenfiguren bekämen ihren Wert für alle Zeiten dadurch, daß sie den Ehrgeiz Macbeths repräsentieren, so habt ihr vollkommen recht, dann denkt aber auch bei der Ahnfrau an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers bis ins siebente Glied, und ihr habt einen Akt geheimnisvoller Gerechtigkeit vor euch, statt eines Schicksals.

Die Grundirrtümer der menschlichen Natur sind die Wahrheiten der Poesie, und die poetische Idee ist nichts anders als die Art und Weise, wie sich die philosophische im Medium des Gefühls und der Phantasie bricht, färbt und gestaltet.

Auch hat man bei diesen ekelhaften Streitigkeiten nur immer von Werner, Müllner und der Ahnfrau gesprochen und sich nicht erinnert, daß Schiller in der Braut von Messina das Schicksal in seiner schroffsten Gestalt benützt nnd es auch theoretisch verteidigt hat. Nun gebe ich gern zu, daß Schiller sich geirrt haben kann, nur tritt diese Mög-

lichkeit bei den Eintagsfliegen der Kritik und Litteraturgeschichte im verdoppelten Maße ein. Zugleich sollten die Deutschen in ihrer abgeschmackten Gründlichkeit nie den Unterschied zwischen Poesie und Prosa, noch den Umstand vergessen, daß ein Trauerspiel, so traurig es sein mag, doch immer auch ein Spiel bleibt.

Ich bin gegen meine Absicht weitläuftig geworden, weil der widerliche Eindruck der damaligen Besprechungen sich mir in der Erinnerung erneuert. Es hat mir die Freude an dem Gelingen meines Werkes verkümmert. Zugleich aber, da immer von Räubern, Gespenstern und Knalleffekten die Rede war, beschloß ich, bei einem zweiten Drama, wenn es je zu einem zweiten kommen sollte, den möglichst einfachen Stoff zu wählen, um mir und der Welt zu zeigen, daß ich durch die bloße Macht der Poesie Wirkungen hervorzubringen im stande sei.

Ich fand keinen solchen Stoff, vielleicht nur darum, weil ich keinen suchte. Mein Gemüt war verbittert. Ich merkte wohl, daß ich als der letzte Dichter in eine prosaische Zeit hineingekommen sei. Schiller — bei dessen Leichenfeier im Kärntnerthortheater ich, von der Menge mit der Brust gegen eine halbgeöffnete Thür gedrängt, bald selbst das Leben verloren hätte — war tot, Goethe hatte sich der Wissenschaft zugewendet und förderte in einem großartigen Quietismus nur das Gemäßigte und Wirkungslose, indes in mir alle Brandfackeln der Phantasie sprühten. So verging Frühling und Sommer in träumerischem Nichtsthun. Gegen Anfang des Herbstes machte ich einen Spaziergang längs der Donau in den Prater. Bei den ersten Bäumen begegnet mir ein noch jetzt lebender Doktor Joel, der mich aufhält und mir sagt, wie der Kapellmeister Weigel lebhaft einen Operntext wünsche. Meine Poesie, in Verbindung mit Weigels Musik — und so weiter. Er selbst habe einen vortrefflichen Opernstoff gefunden. Obwohl ich nicht die geringste Lust hatte, einen Operntext zu schreiben, fragte ich doch nach diesem Stoffe. Er nannte Sappho. Ich versetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel. Er dagegen meinte, dazu seien denn doch zu wenig Begebenheiten. So trennten wir uns, er ging nach der Stadt, und ich dem Prater zu.

Der Name Sappho hatte mich frappiert. Da wäre ja der einfache Stoff, den ich suchte. Ich ging weiter und weiter in den Prater, und als ich spät abends nach Hause

kam, war der Plan zur Sappho fertig. Ich ließ mir nur noch des andern Tages in der Hofbibliothek die erhaltenen Fragmente ihrer Gedichte geben, fand das eine der beiden vollständigen, an die Liebesgöttin, ganz für meinen Zweck geeignet, übersetzte es auf der Stelle und ging schon des nächsten Morgens an die Arbeit.

Wir hatten zu dieser Zeit von der Wohnung einer gleichfalls verwitweten, aber ungleich besser gestellten Schwester meiner Mutter, im Schottenhofe, zwei Zimmer zur Aftermiete bezogen. Daß sie im ersten Stocke, gerade über der Backstube eines unten wohnenden Bäckers lagen, schien kein Anstand, da der Sohn meiner Tante mehrere Jahre lang in dem Zimmer geschlafen hatte, das für mich bestimmt war. Bald zeigte sich aber ein bedeutender Unterschied in unserm verwandtschaftlichen Nervensystem. Ich konnte nämlich der dumpfen Wärme und des leisen Hantierens der Bäckersknechte wegen in der Nacht kein Auge schließen. Da erbot sich eine zweite, gleichfalls im Schottenhofe wohnende Tante, eine noch jetzt im hohen Alter lebende vortreffliche Frau, mir ein Zimmer ihrer Wohnung, das sie nur bei Tage benützte, Nachts zum Schlafen zu überlassen. Ich nahm mit Vergnügen an und wanderte nun täglich im Finstern, während alles im Hause schon schlief, nach meinem subsidiarischen Schlafgemache, wo ich mich leise zu Bette legte, um des nächsten Morgens so früh als möglich aufzustehen und bei einem schlechten Tintenzeuge auf grobem Konzeptpapier an meinem Stücke zu arbeiten. Ich legte mir, obwohl der Stoff mich anzog, doch ein tägliches Pensum auf, dem ich um so mehr treu blieb, als unsere, wieder dringend gewordenen häuslichen Bedürfnisse einer Nachhilfe dringend bedurften. Auch die Sappho wurde in weniger als drei Wochen vollendet.

Mein Freund und frühere Ratgeber Schreyvogel war während dieser ganzen Zeit auf einer Reise in Deutschland abwesend, wo er taugliche Subjekte für das Hofburgtheater aufsuchte. Als ich ihm bei seiner Zurückkunft das Stück fertig übergab, schien er anfangs nicht sehr erbaut, erwärmte sich aber nach und nach, ohne daß von Aenderungen oder Verbesserungen auch nur die Rede war, die ich auch nicht zugegeben hätte. Ja, eines Tages sagte er mir: „Sie haben einen großen Begünstiger Ihres Stückes gefunden.“ Es war dies der Schauspieler Moreau, der auch als Komparsen-

inspizient fungierte, und dem das Manuskript zur Herbeischaffung und Abrichtung der erforderlichen Sklaven und Sklavinnen übergeben worden war. Er hatte sich geäußert, das Stück gefalle ihm besser als „Die Schuld", was damals kein kleines Lob war, und woran Schreyvogel vorderhand nicht zu glauben schien.

Nun ging es an die Besetzung der Rollen. Madame Schröder, in deren Fach die Sappho gehörte, befand sich infolge eines ihrer immerwährenden Kriege mit der Direktion im Auslande und drohte, nicht wiederzukommen. Man war daher genötigt, auf eine in andern Fächern vortreffliche Schauspielerin, Madame Löwe, zu denken, die aber dieser Rolle nicht gewachsen war. Herr Korn war Phaon. Für die Rolle der Melitta hatte ich zu allgemeiner Verwunderung die Gattin dieses letztern bezeichnet, die, höchst liebenswürdig in den sogenannten Ingénues, nie in versifizierten Stücken, vor allem aber nicht in der Tragödie gespielt hatte. Endlich kam Madame Schröder zurück, bemächtigte sich der Hauptrolle, war Feuer und Flamme und steckte jedermann mit ihrer Begeisterung an.

Es kam zu den Proben. Damals war es mit diesen Vorübungen im Hofburgtheater sehr schlecht bestellt. Besonders bei Stücken, wo nur drei oder vier Rollen, und diese in den Händen von als vortrefflich anerkannten Schauspielern, vorkamen, verliefen die beiden ersten Proben in Verabredungen über das Rechts oder Links des Auftretens, die Feststellung der Plätze und der Grade der Annäherung oder Entfernung. Die Rollen wurden beinahe nur gemurmelt, um so mehr, als die Schauspieler ihrer noch gar nicht mächtig waren. Bei der dritten und letzten Probe endlich mußten sie doch mehr aus sich herausgehen. Da machte denn Madame Korn als Melitta solche Wunderlichkeiten, war so manieriert und unwahr, daß mich Schauder befielen. Ich saß im finstern Parterre allein auf einem Sperrsitze und dachte, die kleine Person allein reicht hin, um das ganze Stück umzuwerfen. Da, während des vierten und fünften Aktes, wo man mit Vorrichtungen für den Sturz vom leukadischen Felsen längere Zeit hinbrachte, raschelt es plötzlich neben mir. Ein Frauenzimmer hat sich neben mich gesetzt, sie fängt an, zu reden, es ist Madame Korn. Sagen Sie mir doch, hebt sie an, haben Sie sich denn die Melitta so gedacht? — Aufrichtig gesagt, erwiderte ich: Nein! — Aber wie soll ich sie denn

sonst spielen? fährt sie fort. — Ich glaube, Sie würden sie spielen, wie Sie Ihre übrigen Rollen spielen. — Aber mein Mann und die Schröder sagen, im griechischen Trauerspiele müsse alles gehoben sein. — Da haben Ihr Gemahl und die Schröder allerdings recht, aber der Vers, die Umgebung — ich hätte hinzusetzen können, Ihr unvergleichliches Talent — werden schon die nötige Hebung hineinbringen, ohne daß Sie sich deshalb besondere Mühe zu geben brauchen. — Aber, sagt sie weiter, das Stück wird morgen schon gegeben, wie soll ich denn die ganze Rolle umlernen? — Das wußte ich freilich nicht, meinte aber, sie sollte wenigstens so viel als möglich von ihrem natürlichen Tone hineinbringen. — Damit ging sie fort, warf über Nacht die ganze ihr aufgedrungene Ansicht der Rolle von sich und war bei der Aufführung so über alle Beschreibung liebenswürdig, daß sie die Krone des Abends davon trug.

Das Stück machte unglaubliche Sensation.[1] Ich selbst befand mich, meinem Vorsatze getreu, nicht unter den Zusehern, sondern auf der Bühne. Meine Mutter aber, die einen Sperrsitz in der dritten Galerie inne hatte, wurde von einigen erkannt und sonach vom Publikum umringt, die ihr zu ihrem Sohne und seinem Erfolge Glück wünschten, so daß die gute Frau vor Freude weinend nach Hause kam.

Mit der Kritik kam ich diesmal sehr gut zurechte. Damals herrschten noch Lessings, Schillers, Goethes Ansichten in der deutschen Poesie, und daß menschliche Schicksale und Leidenschaften die Aufgabe des Dramas seien, fiel niemand ein, zu bezweifeln. Das Antiquarische, Geographische, Historische, Statistische, Spekulative, der ganze Ideenkram, den der Dichter fertig vorfindet und von außen in sein Werk hineinträgt, ward dadurch von selbst zur Staffage und ordnete sich dem Menschlichen unter. Höchstens meinten einige, das Stück sei nicht griechisch genug, was mir sehr recht war, da ich nicht für Griechen, sondern für Deutsche schrieb. Ebenso war es mit einem weiteren Tadel: ich hätte in Sappho mehr das Weib als die Dichterin geschildert. Ich war nämlich immer ein Feind der Künstlerdramen. Künstler sind gewohnt, die Leidenschaft als einen Stoff zu behandeln. Dadurch wird auch die wirkliche Liebe für sie mehr eine Sache der Imagination, als der tiefen Empfindung. Ich wollte aber

---

[1] 21. April 1818.

Sappho einer wahren Leidenschaft, und nicht einer Verirrung der Phantasie zum Opfer werden lassen. Von allen Kritikern zeigte sich nur Müllner erbost und ungerecht. Es gehört jetzt zum Ton, über den Verfasser der „Schuld“ und des „Yngurd“ abschätzig zu sprechen; demungeachtet aber lebt jetzt kein Dichter, der in dem, was Müllner gut gemacht hatte, ihm an die Seite gesetzt werden könnte, so wie er auch der letzte sachkundige Kritiker in Deutschland war.

Schreyvogel stand mit Müllner in Briefwechsel, er schickte ihm die Sappho im Manuskript. Da erhalte ich denn ein Schreiben von Müllner, in dem er in den gesteigertsten Ausdrücken seine Billigung des Stückes ausspricht, nur sollte ich den ersten Akt weglassen, meinte er. Ich schrieb ihm in dem Tone, wie es dem jüngern gegen den ältern zukommt, die Gründe, warum mir dieser erste Akt notwendig scheine. Darüber wurde nun der Mann so erbost, daß er in seinem Mitternachtsblatte eine Kritik erscheinen ließ, die über das Stück von Anfang bis zu Ende den Stab brach. Ich hätte nichts gebraucht, als seinen frühern lobenden Brief drucken zu lassen, um ihn durch sich selbst zu widerlegen. Ich that es nicht, wie ich denn überhaupt auf Kritiken nie geantwortet habe, nicht aus Aengstlichkeit, sondern aus Verachtung.

Der Ertrag meines Stückes war wieder höchst unbedeutend. Die Theater in Deutschland honorierten damals äußerst bettelhaft, ja ich erinnere mich, daß eine königliche Hofbühne für die Sappho, die in ganz Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen und unzähligemale gegeben wurde, mir drei, sage: drei Dukaten bezahlte, welche ich nur darum nicht zurückwies, weil eine Kompensation mit der Forderung eines dortländigen Dichters an das Wiener Hoftheater dabei ins Mittel trat.

Für den Druck des Stückes erhielt ich Anträge von den meisten deutschen Buchhandlungen; ich gab es aber für ein höchst mäßiges Honorar demselben Wiener Buchhändler, der die Ahnfrau gedruckt hatte, größtenteils aus einem vaterländischen Gefühle, weil es mich verdroß, daß ein östreichischer Dichter durchaus eine fremde, wenn auch deutsche Protektion nötig haben sollte. Ich that unrecht, denn die Verbreitung meiner Arbeiten in Deutschland wurde sehr durch die mißliebige Wiener Firma beschränkt und gehemmt.

Nachhaltiger aber wurde unser ökonomischer Zustand

durch die Vorsorge der Staatsbehörden verbessert. Graf Stadion, damaliger Finanzminister, dem die Wiener Hoftheater untergeordnet waren, ließ das Burgtheater mit mir einen Kontrakt auf unbestimmte Zeit abschließen, durch den mir, bis ich im Staatsdienste befördert werden könnte, als Theaterdichter ein Gehalt von jährlichen 2000 fl. Papiergeld zugesichert wurde. Selbst Fürst Metternich ließ mich zu sich kommen und empfing mich, wobei Hofrat Gentz als dritter gegenwärtig war, aufs freundlichste. Er belobte mich und mein Stück, fragte mich um meine Aussichten und Wünsche und erbot sich, jeden derselben, soweit sein Einfluß reichte, wie er sich höchst bescheiden ausdrückte, zu unterstützen und zu fördern. Ich erzählte, was bereits Graf Stadion für mich gethan, und daß ich vollkommen zufrieden sei. Ueberhaupt herrschte damals die günstigste Stimmung für mich in allen Schichten der Gesellschaft. Hätte ich nie etwas anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an.

Graf Stadion, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und mein einziger Gönner und Beschützer unter allen Verhältnissen, legte aber, ohne es zu wissen und zu wollen, zugleich den Grund zu allen spätern Mißständen. Ich diente damals bei der Finanzhofstelle im Zollbureau. Die Idee, mich unter den Zöllnern zu wissen, wie er sich ausdrückte, war ihm unerträglich. Trotz meiner Weigerung bestand er darauf, mich in das Departement zu versetzen, dem nebst den allgemeinen Kassengegenständen die Hoftheater untergeordnet waren, und zwar sollte ich nur in Theatersachen arbeiten. Da fand ich denn einen Chef, dem nicht allein jede Kunstansicht fremd war, sondern der sogar von dem Technischen nicht das Geringste verstand, und dabei von so verschmitztem und niedrigem Charakter, daß, nachdem sich einmal die Unverträglichkeit unserer Ansichten herausgestellt hatte, er einen eigentlichen Haß auf mich warf und jede Gelegenheit ergriff, mir zu schaden, was ihm denn auch nur zu gut gelang.

Das erste war, daß er mich mit Schreyvogel zu verfeinden suchte, den er für einen Kunstenthusiasten, d. h. nach seiner Meinung für einen Halbwahnsinnigen hielt. Als wir

uns aber über die Lügen und erdichteten Aeußerungen, die er uns übereinander mitteilte, verständigten, warf er mich in eine Klasse mit jenem und that von allem das Gegenteil, was ich ihm riet. Da ich mich nun jeder Mitwirkung nach Möglichkeit entzog und somit ziemlich unbeschäftigt blieb, so kam ich in den Ruf eines nachlässigen Beamten, indes mein früherer Chef im Zolldepartement in Verzweiflung war, mich, als einen seiner brauchbarsten Arbeiter, zu verlieren.

Ich hatte indes den Plan zu einem neuen Stücke gefaßt, demselben, das viele Jahre später unter dem Titel „Der Traum ein Leben" auf die Bühne kam. Es ist einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich so wenig verbergen wollte, daß ich sogar die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man liest eben Voltaire nicht mehr, man begnügt sich, über ihn abzuurteilen, ohne ihn zu kennen. Das Stück sollte, da es phantastischer Art war, im Theater an der Wien aufgeführt werden, und der Schauspieler Heurteur, der den Jaromir in der Ahnfrau mit so viel Glück gegeben hatte, die Rolle des Rustan spielen. Der Neger Zanga war für Küstner bestimmt, einen talentvollen, aber nach Art der Vorstadttheater etwas grellen Darsteller. An ihm scheiterte aber das Vorhaben. Da er sich auf seine Mimik viel zu gute that, die, die Wahrheit zu sagen, etwas ans Fratzenhafte grenzte, lag er mir unaufhörlich an, den Zanga keinen Schwarzen sein zu lassen, da der schwarze Anstrich ihn eines Haupthebels seines Spiels beraubte. Mir stand nun aber Zanga als Schwarzer da, wie er denn auch als solcher in der Erzählung vorkommt. Darüber verlor ich die Lust und ließ das Stück mit dem ersten Akte liegen. Nun begab sich aber das Sonderbare, daß Küstner zu seiner bald darauf erfolgenden Einnahme ein Stück brachte, dem gleichfalls ein objektiver Traum zu Grunde lag. Ob das Zufall war, oder Küstner, der es überhaupt mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nahm, sich nach vagen Erinnerungen ein solches Stück von einem andern Dichter bestellt hatte, weiß ich nicht. Es machte wenig Eindruck, nahm mir aber doch die Lust, an dem meinigen weiter zu arbeiten, da die Neuheit der Sache einmal verloren war.

So viele mir ungewohnte Aufregungen, zugleich die sich immer mehr aufdringende Ueberzeugung, daß meine rein

künstlerischen Ansichten mit einer in Deutschland sich mehr und mehr Platz machenden Ideologie in geradem Widerspruch ständen, so daß auf eine ungetrübte Wirksamkeit nicht zu rechnen sei, griffen meine von Natur schwache Gesundheit bedeutend an. Unsere verbesserten Umstände machten einen von den Aerzten angeratenen Landaufenthalt nunmehr möglich. Wir wählten Baden bei Wien, um so mehr, als meiner Mutter der Gebrauch der dortigen Bäder verordnet worden war. Hier sollte ich, wieder durch den Zufall, den Stoff zu meiner dritten dramatischen Arbeit finden. Wir waren in Baden angekommen, indes unser Gepäck noch zurück war. Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirtin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederichs mythologisches Lexikon. Darin herumblätternd, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wußte ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berüchtigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit, wie bei meinen frühern Stoffen, gliederte sich mir auch dieser ungeheure, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt. Das goldene Vließ war mir als ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals niemand dachte, höchst willkommen. Mit Rücksicht auf dieses Symbol, und da mich vor allem der Charakter der Medea und die Art und Weise interessierte, wie sie zu der für eine neuere Anschauungsweise abscheulichen Katastrophe geführt wird, mußten die Ereignisse in drei Abteilungen auseinander fallen. Also eine Trilogie, obwohl mir die Vorspiele und Nachspiele von jeher zuwider waren. Demungeachtet fühlte ich mich zur Ausführung unwiderstehlich hingezogen, und ich gab nach. Ich hatte darin doppelt unrecht. Einmal ist die Trilogie oder überhaupt die Behandlung eines dramatischen Stoffes in mehreren Teilen für sich eine schlechte Form. Das Drama ist eine Gegenwart, es muß alles, was zur Handlung gehört, in sich enthalten. Die Beziehung eines Teiles auf den andern gibt dem Ganzen etwas Episches, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinnt, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliert. Die Trilogie des Aeschylus ist eine Aneinanderreihung dramatisch unabhängiger Stücke. In den Choephoren treten ganz neue

Personen auf, und es entlehnt aus dem Agamemnon nichts, als den ohnehin jedermann bekannten Gattenmord, wie denn auch Sophokles und Euripides beide Elektren ohne Vorstücke geschrieben haben. Die Eumeniden sind ein athenisch-patriotisches Stück, eine Verherrlichung des Areopags und der Nationalgottheit Athene, so daß das Schicksal Orests gleichsam in den Hintergrund tritt. Der durchgehende Faden verknüpft, ohne zu bedingen. Anders ist es im Wallenstein. Das Lager ist völlig überflüssig, und die Piccolomini sind nur etwas, weil Wallensteins Tod darauf folgt. Diese Form ist die fehlerhafte, unbeschadet der Vortrefflichkeit unsers deutschen Meisterwerkes. Außer diesen formellen Bedenken hätte mich auch die Rücksicht auf die Natur meiner poetischen Begabung zurückhalten sollen. In mir nämlich leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie, und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art. Nun war nicht zu hoffen, daß, meine schwankende Gesundheit in Anschlag gebracht, ich mich durch einen so langen Zeitverlauf, als diese Ausarbeitung voraussetzte, immer auf dem Standpunkte der Anschauung werde erhalten können, und sobald ich zur Reflexion Zuflucht nehmen mußte, war alles verloren. Dabei waren noch gar nicht hemmende und unglückliche Ereignisse in Anschlag gebracht, die in der Folge wirklich eintraten. Ich gab also nach, und wenn ich nicht gleich zur Arbeit schritt, war es nur der Zustand meiner Gesundheit, der sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Magen und Eingeweide versagten ihren Dienst, ein heißer Kopf und kalte Füße deuteten auf Krämpfe und eine Verstimmung der Nerven, gegen die der Arzt keinen Rat mehr wußte. Da besuchte mich eines Tages der damalige Prälat von Lilienfeld, spätere Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker. Als er meinen Zustand sah, forderte er mich auf, mit ihm nach Gastein zu gehen, wohin er eben ins Bad abreisen wollte. Ich zog den Arzt zu Rate, er billigte das Unternehmen, und zwei Stunden darauf saß ich mit Pyrker im Wagen, und wir zogen nach Gastein. Dieses Bad hat mir damals wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich kam gestärkt und wieder arbeitsfähig zurück.

Es ging nun an die Ausführung des Goldenen Vließes. Nie habe ich an etwas mit so viel Lust gearbeitet. Vielleicht war es gerade die Ausdehnung und Schwierigkeit der Aufgabe, die mich anzog. Die ersten beiden Abteilungen sollten

so barbarisch und romantisch gehalten werden, als möglich, gerade um den Unterschied zwischen Kolchis und Griechenland herauszuheben, auf den alles ankam. Ich erhielt mich glücklich auf der Höhe, die ich mir vorgesetzt, und war über die Hälfte der zweiten Abteilung gelangt, so daß ich hoffen konnte, diese baldigst zu vollenden. Aber oben war es anders beschlossen. Während ich mich in Gastein befand, hatte meine Mutter immerfort gekränkelt. Sie hatte ihr achtundvierzigstes Jahr erreicht und befand sich auf dem gefährlichen Punkt, wo die weibliche Natur einen großen Umschwung erleidet. Trotz des Beistandes eines sehr geschickten Arztes verschlimmerte sich ihre Krankheit von Tag zu Tag, sie konnte endlich das Bette nicht mehr verlassen, ja es stellte sich periodenweise eine eigentliche Geistesverwirrung ein. In diesem Zustande begehrte sie, da die österliche Zeit heranrückte, aufzustehen und zur Kommunion zu gehen, obschon sie sonst gerade nicht sehr religiös gestimmt war. Auf mein Befragen erklärte der Arzt, daß von einem Selbstbesuch der Kirche für sie durchaus nicht die Rede sein könne, ja selbst die Kommunion im Hause schien ihm, wegen der damit verbundenen Aufregung, bedenklich, um so mehr, als an eine nahe bevorstehende Todesgefahr gar nicht zu denken sei. Sie könnte, meinte er, sich und andern zur Qual in ihrem gegenwärtigen Zustande noch mehrere Jahre leben. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, nächsten Tages den Priester mit dem Allerheiligsten holen zu lassen, indem ich hoffte, daß bis dahin sich ihre Besinnung wieder hergestellt haben werde. Und so legte ich mich zu Bette. Nach Mitternacht gegen Morgen wurde ich durch ein Klopfen an meine Thüre aufgeweckt. Es war die Magd, die neben der Köchin eigens zur Pflege der Kranken aufgenommen worden war. Sie bat mich um Gottes willen, hinüber zu kommen, da die gnädige Frau durchaus nicht ins Bette zurückgehen wolle. Ich eilte ins Zimmer meiner Mutter und fand diese, halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes stehend. Ich beschwor sie, sich keiner Verkältung auszusetzen und sich wieder niederzulegen, erhielt aber keine Antwort. Ich faßte sie an, um allenfalls ihrer Schwäche nachzuhelfen, da, bei dem Scheine des von der Magd gehaltenen Lichtes, sehe ich ihre Züge starr und leblos. Ich hielt meine Mutter tot in meinen Armen. Wahrscheinlich war ihr während der Nacht der Gedanke wiedergekommen, in die Kirche zur Kommunion zu

gehen. Während sie sich ankleiden wollte, traf sie ein Schlagfluß, wobei ihr Rücken gegen die Mauer lehnte, während ihre Kniee sich gegen den vor ihr stehenden Nachttisch stemmten, so daß sie aufrecht im Tode dastand. Das Entsetzen dieses Momentes läßt sich begreifen. Da aber vielleicht noch Hilfe möglich sein konnte, befahl ich den Mägden, die Frau ins Bette zu bringen, und eilte augenblicklich fort nach dem Arzte, der mir auch ebenso schnell folgte. Als wir kamen, hatten sich die dummen Weibsbilder nicht getraut, die Tote anzufassen, und sie stand noch immer neben ihrem Bette. Wir brachten sie in dieses, wobei aber sogleich der Arzt erklärte, daß hier von einer Hilfe keine Rede mehr sei. Was ich empfand, könnte nur derjenige beurteilen, der das, ich möchte sagen, Idyllische unsers Zusammenlebens gesehen hätte. Seit ich nach dem Versiegen ihrer eigenen Hilfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre. Alles Aeußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einmengens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Ueberzeugungen gleicherweise enthielt. Sie hatte, nach der Art der weiblichen Zeitgenossen ihrer Jugend, wenig sogenannte Bildung, von Lernen besonders war damals bei dem weiblichen Geschlechte wenig die Rede, aber nach dem Künstlerischen ihrer musikalischen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für jedes, und sie konnte in alles eingehen, wenn sie's auch nicht verstand. Aus unserm Zusammenleben konnte ich abnehmen, daß ein eheliches Verhältnis meinem Wesen gar nicht entgegengesetzt war, obwohl ein solches Verhältnis sich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Rekonziliantes und Nachgiebiges in mir, das sich nur gar zu gern selbst der Leitung anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein anderes sei, meinen Anteil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens. Einmal schien ein solches Verhältnis sich gestalten zu wollen, es ward aber gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld.

Die, wenigstens für mich, gräßlichen Umstände bei dem Tode meiner Mutter griffen meine Gesundheit aufs feindseligste an. Die Aerzte rieten zu einer augenblicklichen Entfernung von Wien. Die frühe Jahreszeit, es war im Monat März, erlaubte einen Landaufenthalt nicht; also eine Reise; aber wohin? Italien stand mir zwar von jeher lockend da, aber die Reise eines Beamten ins Ausland brauchte damals so viele Vorbereitungen. Es mußte ein Vortrag an den Kaiser oder dessen Stellvertreter erstattet werden, und erst nach erlangter höchster Genehmigung wurde der erforderliche Paß ausgefertigt. Auch waren die Reisegelegenheiten damals nicht so organisiert, wie gegenwärtig. Extrapost zu nehmen, erlaubten meine Geldmittel nicht, selbst Eilwägen gab es nicht, alle übrigen Transportmittel waren eher gesundheitzerstörend als -heilend. Da erscheint mein Vetter und Freund Paumgarten und sagt mir: ein Graf Deym wolle mit eigenem Wagen und Extrapost nach Italien reisen und suche einen Gefährten auf halbe Kosten.

Es war nämlich in demselben Jahre (1819) der Kaiser von Oestreich mit Frau und einem beträchtlichen Gefolge nach Rom und Neapel gereist, auch schon an ersterem Orte angelangt. Graf Deym war kaiserlicher Kämmerer und hielt für seine Pflicht, seinem Herrn in der Fremde aufzuwarten, wohl auch seine Dienste anzubieten. Man beschrieb mir den Mann als wunderlich, aber gutmütig; so war er auch. Die fehlende kaiserliche Genehmigung zu meiner Reise erbot sich der Finanzminister Graf Stadion dadurch zu ersetzen, daß er mir auf eigene Verantwortung die Erlaubnis erteilte; mit dieser sollte ich einen Passierschein der Wiener Polizei erheben, der förmliche Paß würde mir später nachgesendet werden. Der Wiener Polizeidirektor gab mir, auf Grundlage der Erlaubnis des Grafen Stadion, einen Passierschein für das Inland und einen versiegelten Brief, infolgedessen man mir in jeder Provinzialhauptstadt einen Reisepaß ins Ausland ausfertigen würde. Mein Entschluß war gefaßt, ich begab mich mit Graf Deym auf den Weg. In Gratz übergab ich meinen versiegelten Brief der dortigen Polizeidirektion, man erbrach ihn, las ihn und gab mir ihn neu versiegelt wieder, indem man mir sagte, in Laibach würde ich sicher einen Reisepaß bekommen. In Laibach dasselbe Manöver. In Triest begnügte man sich nicht einmal damit, sondern die Polizei war sogar so gefällig, uns zur Mietung

eines Handelstrabacolo zur Reise nach Venedig behilflich zu sein, dessen Gouverneur, wie man sagte, die Macht hätte, mir einen Paß fürs Ausland auszufertigen. Ich war also noch immer in Gefahr, an der Grenze wieder umkehren zu müssen.

Befanden sich die Kommunikationsmittel zu Lande für einen Reisenden, der Eile hatte, damals in einem übeln Zustande, so war es mit den Gelegenheiten zur See noch schlimmer. Man hatte gerade in jenem Jahre ein Dampfboot in Triest eingerichtet, das aber nur ein- oder zweimal die Woche nach Venedig abging und gerade am Tage unserer Ankunft dahin abgegangen war. Wir mußten uns daher in das kleine Handelstrabacolo einpferchen lassen, das von Käse und Thran stank, um schon am Lande Uebelkeiten zu erregen. Ein Beamter der Polizei begleitete uns auf das Fahrzeug, ich weiß nicht, ob aus Gefälligkeit, oder zur Ueberwachung. Ich möchte wohl wissen, was in dem versiegelten Briefe des Wiener Polizeidirektors gestanden hat.

Unsere Ueberfahrt war, teils durch die Unbequemlichkeit unserer Barke, teils durch abwechselnde Windstillen und widrige Winde, beinahe unleidlich. Wir brauchten von Triest nach Venedig, ein Zwischenraum, den man mit dem Dampfboote in wenigen Stunden zurücklegt, zwei volle Tage. Zugleich quälten mich die Anfänge der Seekrankheit, ein Leiden, das mir immer um so unerträglicher war, da meiner Körperbeschaffenheit die natürliche Erleichterung als Heilmittel versagt ist.

Ich kam halb krank in Venedig an, was mich aber nicht hinderte, die wundervolle Stadt, diese versteinerte Geschichte, mit all ihrem Zauber in mich aufzunehmen. Auch für den Rest meiner Reise sollte hier gesorgt werden, da der Gouverneur von Venedig, Graf Goëß, ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Mann, sich bereit erklärte, mir meinen Paß auszufertigen, was auch geschah. Er lud uns wiederholt zu Tische, ja er erbot sich sogar, mir die Bekanntschaft von Lord Byron zu verschaffen, der sich damals eben in Venedig befand. Er wollte ihn über den dritten Tag zu sich laden, da die andern Tage mit offiziosen Diners besetzt waren. Unter allen andern Umständen, sagte er, würde Lord Byron die Einladung ausschlagen, aber eben jetzt ist er mir großen Dank schuldig, weil ich ihn in der Entführungsgeschichte mit jener Bäckersfrau vor der Wut

des Pöbels geschützt habe. Er wird kommen, freilich so wenig als möglich sprechen, aber Sie werden ihn wenigstens sehen, und wer weiß, ob Sie ihm nicht denn doch Rede abgewinnen. Nun hatte ich Lord Byron gewissermaßen schon gesehen, im Theater nämlich. Da setzte er sich aber geflissentlich in den Schatten der Logenwand, so daß mein schlechtes, obgleich bewaffnetes Auge von ihm nichts unterscheiden konnte, als daß er beleibter war, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Das Anerbieten des Grafen Goëß setzte mich in große Verlegenheit. Einerseits hätte ich alles darum gegeben, mit Lord Byron beisammen zu sein, andererseits rückte die Osterwoche heran, und die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom ließen sich nicht nachtragen. Da nun zugleich mein Reisegefährte wenig Lust hatte, um Lord Byrons willen die Osterceremonien zu versäumen, so mußte ich auf die interessante Bekanntschaft Verzicht leisten, und wir reisten desselben Abends weg. Noch erinnere ich mich des zauberischen Eindrucks, als bei Rovigo die Sonne aufging und, indes wir uns auf dem Wege durch Kärnten und Krain mit Schnee und Eis herumgeschlagen, in Venedig aber nichts als zeitlose Steine und Mauern gesehen hatten, mit einemmale der Frühling mit Blättern und Blüten vor uns stand. Dieser Frühling hinderte aber nicht, daß, als wir nachts die Apenninen passierten, wir eine Kälte ausstanden, wie ich sie im Leben nie mehr empfunden habe. Ja, diese Kälte verschaffte mir den ersten und einzigen Rausch meines Lebens. Wir reisten Tag und Nacht, trotz der Warnungen vor Räubern, ja selbst der Widersetzlichkeit der Postillone. In Radicofani aber war es durchaus nicht möglich, weiter zu kommen, und wir beschlossen, zu übernachten. Auf die Frage des Wirtes, welchen Wein wir trinken wollten, überließen wir ihm die Wahl, und er brachte uns zwei Sorten: Montefiascone und Lacrimä Christi, in den bekannten welschen großen Korbflaschen, wo man denn nach Maßgabe des entstandenen leeren Raumes bei der Zeche bezahlt. Wir versuchten die beiden Gattungen, fanden sie beide vortrefflich und tranken am Kaminfeuer bis in die Nacht, ohne daß ich auch nur die geringste Annahnung einer Befangenheit des Kopfes verspürt hätte. Als ich aber, dem Cameriere nach meinem Schlafzimmer folgend, den kalten Gang betrat, verlor ich augenblicklich die Besinnung, ging aber nichtsdestoweniger mechanisch hinter ihm her, ohne daß er, wie

es scheint, nur das Geringste von meinem Zustande bemerkte. Des andern Morgens fand ich mich unausgekleidet auf meinem Bette, das Licht im Leuchter bis zu Ende herabgebrannt, übrigens aber ohne Kopfweh und vollkommen reiserüstig. Wir kamen denn auch am Donnerstag vor Ostern in Rom an, so daß die Feierlichkeiten des Mittwochs bereits versäumt waren. Diese Feierlichkeiten sind jedermann aus tausend Beschreibungen bekannt. Das wunderbare Miserere von Allegri, durch die herrlichsten Stimmen ausgeführt, wobei man mit theatralischer Kunst den Zeitpunkt abwartet, wo die sixtinische Kapelle mit Michel Angelos Meisterwerken sich schon in Dunkelheit zu hüllen anfängt und nun aus dem allein erleuchteten Chor die Töne wie aus dem Himmel herabsteigen, die Fußwaschung, die Pontifikalmesse mit dem Segen des Papstes, dazu der Drang, in den freien Zwischenzeiten die Gemälde und Antiken, bis zu näherer Betrachtung, wenigstens zu durchkosten, das alles, verbunden mit den Beschwerden der übereilten Reise und den vorhergegangenen erschütternden Ereignissen, machten auf mich einen Eindruck, der allenfalls einen Schlagfluß begreiflich gemacht hätte. In den Antikensälen des Vatikans befiel mich eine Uebelkeit, so daß ich den Antrag eines Beamten der Wiener Staatskanzlei annehmen mußte, mich in seiner (natürlich päpstlichen) Equipage nach Hause zu bringen. Demungeachtet konnte ich meinem Eifer keine Grenzen setzen. Von morgens bis abends in den Galerien oder auf antiquarischen Exkursionen, und zwar letztere zu Fuße, da meine angeborne Abneigung, zu fahren, noch dadurch unterstützt wurde, daß sämtliche Fahrgelegenheiten von den durch die Anwesenheit des östreichischen Hofes in Unzahl herbeigezogenen Fremden in Beschlag gelegt waren. So ging ich denn unermüdet in der schon heiß gewordenen Jahreszeit, und immer allein, da ich mit meinem Reisegefährten schon halb zerfallen war. Er beanspruchte eine Gemeinschaftlichkeit der Exkursionen, wobei er aber landwirtschaftliche und gewerbliche Zwecke im Auge hatte, was sich mit meinem künstlerischen Heißhunger nicht vereinbaren ließ. Den deutschen Künstlern mich zu nähern, hielt mich aber der Widerwille vor einer damals unter ihnen herrschenden affektierten Richtung ab, zufolge welcher sie in mittelalterlicher Tracht herumgingen und auch in ihren Werken einer abgeschmackten Nürnbergerei nachhingen, obwohl, wie sich in der Folge

zeigte, nicht alle, und unter den Bessern mit spätern lobenswerten Bekehrungen. Den Ausschlag gab eine Wanderung zum Grabmale der Cecilia Metella in der größten Tageshitze. Ich bekam den Durchfall. Indem ich ihn mit aus Deutschland gewohnten Mitteln bekämpfen wollte und eine Flasche Bordeaux trank, vermehrte ich das Uebel. Ich wohnte in der strada fratina bei einem der größten Schurken von Rom, einem Advokaten, der einmal sogar den Wagen meines sorglosen Reisegefährten verkaufen wollte, ja ihn schon wirklich verkauft hatte, so daß nur, weil er auch den Käufer, einen Engländer, betrügen wollte und vor Uebergabe des Wagens den abgemachten Preis steigerte, der Betrug an den Tag kam und ich durch die Drohung, die Sache vor den Fürsten Metternich zu bringen, den Kauf rückgängig machte. Ganz das Gegenteil des Hausherrn waren seine Frau und seine Tochter Dudurina (ein Name, den ich fruchtlos versucht habe, auf eine Kalenderheilige zurückzubringen). Sie saßen ganze Tage lang bei mir und unterhielten mich mit Gesprächen, wobei denn freilich ein Hauptthema war, wie viele Deutsche in Rom schon am Durchfall und am römischen Fieber gestorben seien. Das Fieber ließ auch bei mir nicht auf sich warten. Da drangen sie mir endlich ihren Hausarzt auf, einen Don Bucciolotto, eine Karikatur, wie sie bei Goldoni vorkommen, in Perücke, Staatskleid und ellenlangen Manschetten, offenbar denselben, dessen sich, wie ich später gefunden habe, auch Kotzebue bei seinem Aufenthalte in Rom bedient hat. Er verschrieb mir eine Mixtur in einer ziemlich bedeutenden Flasche. Als ich ihn fragte, wie viel Löffel voll ich davon auf einmal nehmen sollte, antwortete er mit Gebärde: il tutto. Ich nahm also diesen Trank im eigentlichsten Verstande, das Uebel wurde aber nicht besser, so daß mir die Idee, nicht mehr aus Rom herauszukommen, schon ziemlich geläufig wurde. Da fiel mir ein, daß sowohl der anwesende Kaiser von Oestreich als Fürst Metternich gewiß deutsche Aerzte bei sich hätten, die meine nordische Natur besser verstehen möchten, als mein marktschreierischer Dulcamara. Vom Kaiser wußte ich, daß ihn sein Leibarzt, Staatsrat Stifft, begleitete, der aber, unbeschadet seiner übrigen Eigenschaften, als praktischer Arzt eines sehr geringen Vertrauens genoß. Es kam also darauf an, den ärztlichen Begleiter des Fürsten Metternich herauszubringen. Zufällig hatte ich erfahren, daß Friedrich Schlegel,

den der Fürst in der getäuschten Hoffnung mitgenommen hatte, daß er etwas Litterarisches über die Reise veröffentlichen werde, in meiner Nähe wohne. Ich hatte den Mann in Wien nie kennen gelernt, ja seiner Bekanntschaft ausgewichen, da mir seine Art und Weise widerlich war. Nun machte ich aus der Not eine Tugend und besuchte ihn, was er sehr gut für einen seiner Zelebrität dargebrachten Zoll aufnehmen konnte. Es war gegen Abend, und ich fand ihn und seine Frau in Gesellschaft eines welschen Geistlichen, der ihnen aus einem Gebet- oder sonstigen Erbauungsbuche vorlas, wobei die Frau mit gefalteten Händen zuhörte, der Gatte aber mit gottseligen Augen der Lesung folgte, indes er aus einer vor ihm stehenden Schüssel mit Schinken und einer großen Korbflasche Wein seinen animalischen Teil „erfrischte“. Den Geistlichen vertrieb bald meine weltliche Nähe. In dem darauffolgenden Gespräche ward es mir leicht, herauszubringen, daß Fürst Metternich den berühmten Augenarzt und auch in den übrigen Zweigen der Medizin mit Recht hochgeschätzten Dr. Friedrich Jäger in seinem Gefolge habe. Ich begab mich des andern Tages zu ihm. Er empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, und mit einer einzigen Arzenei milderte und hob er bei kurzem Gebrauche das Uebel, an dem die Kunst seines römischen Kollegen gescheitert hatte. Ich war in der Besserung begriffen, als mich ein Bedienter des Grafen Wurmbrand, Obersthofmeisters der Kaiserin, aufsuchte und aufforderte, mich zu seinem Herrn zu verfügen. Ich ging hin, fand den gutmütigsten und herzlichsten Mann in dem Grafen, und es zeigte sich bald die Ursache meiner Berufung. Mein Vetter, Ferdinand Paumgarten, der in Wien zurückgeblieben war und, nebst seiner Stelle im Kabinette des Kaisers, auch die Dienste eines Sekretärs der Kaiserin besorgte, hatte in der Zwischenzeit meinen von den heimischen Behörden ausgefertigten Reisepaß behoben und, da er meine Wohnung in Rom nicht wußte, das Dokument an seinen Vorgesetzten, den Obersthofmeister der Kaiserin, gesendet mit der Bitte, mich in Rom aufsuchen und mir den Paß zustellen zu lassen. Das geschah nun, und wir sprachen über dies und jenes. Der Graf bemerkte mein übles Aussehen, erfuhr die Ursache und meinte, ich sollte mich so bald als möglich von Rom entfernen, besonders da die aria cattiva sich bereits fühlbar mache. Ich war derselben Meinung, mußte aber

notgedrungen ausharren, da bei der nächst bevorstehenden Abreise des östreichischen Hofes nach Neapel alle Postpferde für ihn in Bereitschaft gehalten wurden, sämtliche Vetturinis aber bereits abgezogen waren, da die Fremden, welche die Anwesenheit des Hofes nach Rom gezogen hatte, die Empfangsfeierlichkeiten in Neapel nicht versäumen wollten. Als ich ihm das erklärte, versetzte der Graf: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich fahre in einer vierspännigen Kalesche allein im Gefolge des Kaisers und langweile mich. Wollen Sie einen Platz an meiner Seite bis Neapel annehmen, so machen Sie mir eine Freude. Die Verantwortung gegenüber des Hofes nehme ich auf mich.“ Der Antrag war lockend, der Graf gefiel mir sehr wohl, und ich willigte mit Dank ein. Und so fuhr ich am zweiten Tage in einer prächtigen Equipage von Rom ab und langte unter Glockengeläute und Kanonendonner in Neapel an. Hier angekommen, begleitete ich den Grafen in seine Wohnung im Albergo reale, wo eine Reihe von Prachtzimmern auf Kosten des Hofes von Neapel für ihn in Bereitschaft standen. Als ich Abschied nehmen wollte, fragte er mich: „Was werden Sie nun anfangen?“ „Wohnung suchen,“ war meine natürliche Antwort. „Jetzt, bei einbrechender Nacht?“ versetzte er. „Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom die Pferde weggenommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen nicht ebenso gemacht haben werden? Bleiben Sie über Nacht bei mir, morgen haben Sie den ganzen Tag, um nach Bequemlichkeit Quartier zu suchen.“ Dagegen ließ sich nun wieder nichts einwenden, und ich blieb. Des andern Tages frühstückten wir zusammen, und da kam denn ein neuer Vorschlag. „Sie sehen“, sagte er, „die Reihe von Zimmern, die man mir bereitet hat und ich nicht einmal benützen kann, da mich mein Dienst den ganzen Tag bei Hofe festhält; bewohnen Sie eines davon, und wenn Sie glauben, daß darin eine Gefälligkeit von meiner Seite liegt, so erweisen Sie mir eine zweite und helfen Sie mir die Rechnungen der Kaiserin in Ordnung zu halten.“ Diese Rechnungen waren das Einfachste von der Welt und bestanden nur darin, die Almosen und Trinkgelder, die der Graf für die Kaiserin bestritt, am Ende der Woche in eine Summe zu bringen, ein Geschäft, das kaum mehr als zehn Minuten in Anspruch nahm, demungeachtet aber den Grafen, der ein schlechter Rechenmeister war, nicht wenig beirrte. Ich bin

weit entfernt, zu glauben, daß der vortreffliche Mann bei seiner Güte für mich ursprünglich eine Nebenabsicht hatte; später mochte aber eine solche Rücksicht doch mitgewirkt haben. Ein anderer an meiner Stelle oder vielmehr ich in der meinigen, wenn ich mir die Sache genauer überlegt hätte, würde nicht eingewilligt haben, aber mein natürlicher Widerwille gegen alle häuslichen Weitläuftigkeiten und dazu die Erfahrung von dem Schmutz der italienischen Wohnungen und der Spitzbüberei der Hauswirte, verleiteten mich zur Annahme, und doch lag darin, wie sich später zeigen wird, die Quelle von allen Mißgeschicken, die mich seitdem so reichlich betroffen haben.

Wir wirtschafteten übrigens sehr gut zusammen, frühstückten gemeinschaftlich und sahen uns den übrigen Teil des Tages nicht mehr, so daß mich nichts an meinen Exkursionen hinderte, die ich teils allein in Neapel und den Galerien, teils in der Umgegend gemeinschaftlich mit einigen Landsleuten machte, die ich schon in Rom getroffen und mit denen ich eine Weiterreise nach Sizilien verabredet hatte. Letztere Reise wurde übrigens dadurch vereitelt, daß, wie in Rom die Malaria, so in Neapel die Hitze und der Scirocco mir gewaltig zusetzten. Ein dänischer Arzt, den ich zu Rate zog (die italienischen waren mir verleidet worden), erklärte bei der vorgerückten Jahreszeit die Beschwerlichkeit einer Reise in Sizilien als geradezu verderblich für mich. Ich begleitete daher meine Landsleute mit schwerem Herzen bis zum Schiff und blieb selbst in Neapel zurück.

Ich habe vorher gesagt, daß Graf Wurmbrand keine Nebenabsicht in Bezug auf mich gehabt habe, muß aber dem zum Teil widersprechen, nur war es eine äußerst wohlwollende, nach seiner Meinung auf meinen Nutzen gerichtete Nebenabsicht. Er zeigte nämlich ein immerwährendes Bestreben, mich in die Nähe seiner Gebieterin, der Kaiserin von Oestreich, zu bringen. Er sagte mir wiederholt und oft: die Kaiserin wird morgen da- oder dorthin kommen, gehen Sie eben dahin, ich weiß, daß es ihr angenehm sein wird, mit Ihnen zusammenzukommen. Nun lag es aber gar nicht in meinen Wünschen, in irgend ein Verhältnis zum Hofe zu kommen. Die Kaiserin, eine der vortrefflichsten und gebildetsten Frauen, war zugleich wegen der Strenge ihrer religiösen Ueberzeugungen bekannt, indes meine eigene Religiosität sich nicht sehr in den kirchlichen Formen bewegte.

Jede Annäherung oder irgend ausgesprochene Gunst hätte mir bei meinen künftigen Arbeiten die Rücksicht aufgedrungen, ob ich damit nicht gegen die Ansichten hoher Gönner verstieße. Zugleich hatte sich im Gefolge des Kaisers die Meinung verbreitet, ich würde Sekretär der Kaiserin werden, ja ich sei es vielleicht schon gar. Nun versah aber dieses Sekretariat mit Vermehrung seines Einkommens mein nächster Verwandter und damaliger bester Freund. Ich hätte daher vor allem diesen ausstechen müssen, was mir natürlich so fern als möglich lag. Auf alle Aufforderungen des Grafen Wurmbrand wiederholte ich daher immer: wenn die Kaiserin mich eines Gespräches würdigen will, braucht sie mir nur Tag und Stunde zu bestimmen, mich aber aufzudringen oder durch eine Hinterthüre einer solchen Ehre teilhaftig zu werden, widerspricht meinen Grundsätzen. So habe ich die hohe Frau, als deren einstiger Sekretär ich in den Konversationslexikons erschien, während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal auch nur gesehen. Begegnet einmal, aber auch da nicht gesehen. Ich machte nämlich mit meinen Landsleuten und projektierten sizilianischen Reisegefährten eine Exkursion nach dem Vesuv, der dem östreichischen Hofe die Ehre anthat, einen seiner beträchtlicheren Ausbrüche zum besten zu geben. Nach einem lustigen und luxuriösen Mittagmahle in Portici, es gehörte nämlich zur Gesellschaft ein junger Fürst Esterhazy und ein Graf Karoly mit ihren Begleitern nebst dem damaligen Hauptmann, jetzigen Feldzeugmeister Wocher, durch welch letzteren ich mit den übrigen zusammenhing; also nach Tische, mehr als heiter gestimmt, machten wir uns zu Esel auf den Weg, um bei einbrechender Nacht die Spitze zu erreichen. Mein Saumtier war das trägste von allen, und nur schwer gelang es mir, es durch Stockschläge in Trott zu bringen, wo es denn nun aber auch allen andern vorauslief. In der Nähe der Einsiedlerwohnung kommt uns eine Kavalkade von einigen verschleierten Damen mit Begleitung entgegen. Aus der Livree der Bedienten merkte ich, daß es die Kaiserin von Oestreich sei. Ich suchte nun vor allem meinen dahinstürmenden Esel zum Stehen oder wenigstens aus der Mitte des Weges zu bringen, welches letztere mir aber nur so gelang, daß er sich neben den Weg mit dem Kopf nach außen stellte, so daß die hohe Frau an unsern beiderseitigen Rücken vorüber reiten mußte und ich nur den Hut abziehen, sie aber nicht sehen konnte.

Auch Fürst Metternich erwies mir die Ehre, mich zu Tische zu laden. Ich erwähne dies nur um eines dabei vorkommenden merkwürdigen Umstandes willen. Der Fürst war liebenswürdig wie immer, nach Tische beim Kaffee aber recitierte er mit Begeisterung aus dem Gedächtnisse den damals eben erschienenen und mir noch unbekannten vierten Gesang von Lord Byrons Childe Harold in englischer Sprache von Anfang bis zu Ende, wobei ihm nur seine anwesende Tochter, die seitdem verstorbene Gräfin Joseph Esterhazy, eben auch aus dem Gedächtnisse, bei einzelnen Anständen soufflierte. Es war außer der Gräfin Esterhazy nur ihr nunmehr auch verstorbener Gemahl und Doktor Friedrich Jäger zugegen, welch letzterer die Wahrheit meiner Angabe bezeugen kann.

Nach Vereitelung meiner Projekte nach Sizilien, schickte ich mich zur Abreise von Neapel an, da, als ich eines Abends in unsere Wohnung im Albergo reale zurückkehre, finde ich den Platz vor dem Hause mit Menschen bedeckt. Ich frage und erfahre, daß der Obersthofmeister der Kaiserin von Oestreich, der seinen Hof auf das englische Admiralschiff im Hafen begleitet hatte, indem er einen durch die Schiffsluken reichenden lackierten Luftschlauch für einen Mastbaum nahm, bei zu starker Annäherung in den untersten Schiffsraum hinabgestürzt und nur durch die Reibung der Wände des Schlauches vor völliger Zerschmetterung bewahrt worden sei. Schwer beschädigt habe man ihn eben in seine Wohnung gebracht. Ich eile hinauf, finde den Grafen unter den Händen der italienischen Wundärzte, wo er mir denn, traurig, aber nicht kleinmütig, die Hand reicht, und, als ehemaliger Militär, von der Sache als einer wenig bedeutenden spricht. Die königlichen Wundärzte waren derselben Meinung. Es sei kein Knochenbruch vorhanden, und in acht bis zehn Tagen werde der Patient das Bette verlassen können. Des andern Morgens rückt der Graf mit einem Anliegen hervor. Der Hof werde in einigen Tagen von Neapel abreisen. Krank, in einem fremden Lande mit zwei Bedienten, von denen keiner ein Wort italienisch verstehe, zurückzubleiben, sei ihm unerträglich; ob ich mich entschließen könne, meine eigene Abreise aufzuschieben und die kurze Zeit bei ihm auszuhalten, bis er wieder transportabel sei; er würde mich dann zurückbringen, bis wo er wieder mit dem Hofe zusammentreffe, wo ich dann Herr meiner

weiteren Bestimmungen sei. Ich hatte den Mann lieb gewonnen, war durch sein Wohlwollen zu Dank verpflichtet, es handelte sich nur um acht oder zehn Tage; ich willigte daher ein, obgleich unter einer Bedingung. Mein Urlaub als Beamter der Finanzhofstelle ging zu Ende. Eine Verlängerung ansuchen wollte ich nicht, da ich schon dem Dienstrange nach der nächste zu einer bald bevorstehenden Beförderung war. Ich erklärte daher, daß, wenn Se. Majestät der Kaiser mich zu bleiben autorisiere und daher selbst meinen Urlaub verlängere, ich allerdings bei ihm aushalten wolle. Ich erhielt demnach eine Zuschrift von dem Oberstkämmerer und Reisemarschall Grafen Wrbna, nach deren Inhalt Se. Majestät meinen Antrag, bei dem kranken Grafen Wurmbrand zurückzubleiben, mit höchster Billigung annahm; wegen Verlängerung meines Urlaubs ergehe unter Einem das Nötige an die Finanzhofstelle. Kaum war dies aber geschehen und der Hof abgereist, so änderte sich die Lage der Dinge. Gleich nach dem Unglücksfalle war ein Stabsarzt von Mailand verschrieben worden. Er kam an, verwarf die Behandlungsart der italienischen Aerzte, da ein Knochenbruch wirklich vorhanden sei, worin er, wie der Erfolg zeigte, vollkommen recht hatte. Während die Aerzte stritten und der östreichische Militärchirurg unabänderlich sein System befolgte, verstrich die Zeit, statt einer Woche mußte ich drei oder vier Wochen in Neapel bleiben, da der Graf mich durchaus nicht von sich lassen wollte, während welcher Zeit ich, mit Ausnahme der Wohnung, durchaus auf eigene Kosten lebte. Der Graf meinte nämlich, der Hof werde mir meine Auslagen vergüten, als ich aber in der Folge in Wien davon nur Erwähnung machte, meinte man, ich solle die Quittungen der Gastwirte beibringen, bei denen ich zu Mittag und zu Abend gegessen hatte, so daß ich die Sache mit Ekel fallen ließ. Als Graf Wurmbrand endlich die Rückreise antreten konnte, war, wie früher mein Urlaub, so jetzt meine Reisegeld zu Ende, und ich mußte notgedrungen seinen Antrag annehmen, mich bis nach Wien zurückzubringen. Wir kamen nach Rom, wo der Graf im Quirinal einquartiert wurde und er, um mich bei sich zu behalten, mich, wie ich später erfuhr, allerdings für den Sekretär der Kaiserin ausgab. Ich erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren Gemächern, päpstliche Equipage nebst Bedienten und einen Abbate, der im Kriegs-

departement angestellt war, zur Begleitung. Da ereignete sich denn ein komischer Auftritt. In meine Zimmer angekommen, warf ich die Kleider von mir und wusch Gesicht und Hände aufs nachdrücklichste. Unterdessen war der Staatssekretär, Kardinal Consalvi, angekommen, um den Obersthofmeister der Kaiserin zu komplimentieren; er erfuhr, daß der Sekretär Ihrer Majestät in dessen Begleitung sei, und wollte auch diesem alle Höflichkeit erweisen. Plötzlich öffnen sich die Thüren meines Zimmers, päpstliche Bediente reißen die Flügel auf und Kardinal Consalvi tritt ein. Ich streife die aufgestreckten Hemdärmel herab und eile auf meinen Rock zu, den ich neben der Thür auf einen Stuhl niedergelegt hatte. Kardinal Consalvi bemerkt die Bewegung, ergreift meinen Rock und präsentiert ihn mir, eine Ehre, die wohl wenigen Menschen widerfahren ist. Eine zweite Ehre erfuhr mir infolge meiner angemaßten Würde am Peter- und Paulsfeste in der Peterskirche. Dem Grafen war für die Pontifikalmesse ein eigenes Oratorium angewiesen worden. Am Tage selbst fühlte er Schmerzen in seinem kaum geheilten Fuße, und er forderte mich daher auf, allein das Oratorium zu benutzen. Der alte Papst Pius VII., der von diesem Ausbleiben des Grafen nichts wußte, nahm mich für ihn, blieb im Vorbeigehen beim Oratorium stehen und erteilte mir einen Spezialsegen in aller Form.

Dafür sollte ich aber auch für einen Mangel an kirchlicher Pietät empfindlich gestraft werden. Bei meinem ersten Aufenthalt in Rom hatte mir der östreichische Gesandte, Fürst Kaunitz, der mich samt seiner Familie aufs liebenswürdigste empfing, angetragen, mich mit mehreren andern Landsleuten dem Papste vorzustellen. Ich war immer ein Feind solcher leerer Schaustellungen, besonders aber, wie ich gestehen muß, schreckte mich die damit verbundene Verbindlichkeit des Handkusses zurück. Ich lehnte daher ab und sollte jetzt bestraft werden. Indem ich zum letztenmale die Peterskirche besehen wollte, begegne ich einem Grafen Schaffgotsche, einem innerlich und äußerlich wohlbeschaffenen, liebenswürdigen schlesischen Edelmann. Als Katholik in einem großenteils protestantischen Lande war er dem Papste vorzugsweise interessant, und er hatte daher schon mehreremale Unterredungen mit ihm gehabt. Jetzt trug er ein großes Paket unter dem Arme. Es waren Rosenkränze, die er gekauft und der Papst ihm zu segnen versprochen hatte.

Mir fiel ein, daß ich mehrere meiner weiblichen Bekannten durch solche Rosenkränze sehr erfreuen könnte. Der Laden, wo sie feil standen, war in der Nähe, ich kaufte daher auch eine ziemliche Anzahl und begab mich mit Graf Schaffgotsche in den Vatikan. Er wurde überall eingelassen, und wir gelangten in die inneren Gänge, wo wir uns aufstellten und unsere Rosenkränze auf unsere seidenen Schnupftücher am Boden auslegten. Endlich öffnen sich die Thüren der päpstlichen Gemächer, Schweizergarden, Monsignori treten heraus, hinter ihnen der Papst, dessen ehrwürdige Gestalt sich in einem weißseidenen Pilgergewande und einem rotseidenen Schifferhute etwas wunderlich ausnahm. Wir knieten nieder, der Papst näherte sich im Vorübergehen dem Grafen Schaffgotsche, machte eine kleine Kopfbewegung, wie zu einem Bekannten, segnete seine Rosenkränze und schleifte dann mit dem Fuße vorwärts, den der junge Mann andächtig küßte. Zu mir gekommen, den er freilich nicht kannte, segnete er dennoch meine Rosenkränze und machte dieselbe Fußbewegung, wo mir denn, auf die Gefahr, von den Schweizern zum Fenster hinausgeworfen zu werden, nichts übrig blieb, als meine Ehrfurcht auf gleiche Art zu beweisen. Und so mußte ich, der ich dem Papste nicht hatte die Hände küssen wollen, nunmehr seinen Fuß küssen. Alles rächt sich in dieser Welt.

In Florenz trafen wir mit dem Hofe unmittelbar vor dessen Abreise zusammen, und so ging es in einem Zuge bis nach Wien, wobei ich jedoch meinem ursprünglichen Reiseplan untreu werden mußte und zweimal über Venedig kam, indes ich die Rückreise über Mailand, Verona und die italienischen Seen durch Tirol richten wollte.

Bei meiner Zurückkunft nach Wien zeigte sich sogleich die erste traurige Wirkung meiner Reiseverwicklungen. Im Gefolge des Hofes hatte sich, wie gesagt, die Meinung verbreitet, ich sei Sekretär der Kaiserin geworden; das schrieben sie denn auch ihren Bekannten nach Wien, und es ward dort zum allgemeinen Gerüchte. Ich hatte den Urlaub meiner vorgesetzten Behörde überschritten, die Verlängerung desselben durch Se. Majestät war entweder nicht eingelangt oder diente nur zur Bestätigung jenes Gerüchtes, kurz, eine wirkliche Konzipistenstelle, die in demselben Departement, in dem ich diente, in Erledigung kam, wurde, nicht ohne Mitwirken meines elenden Bureauchefs, verbunden mit der Vor-

liebe des Kanzleidirektors, einem Jüngerdienenden aus dem Bureau dieses letzteren verliehen. Man tröstete mich mit einem verzeihlichen Mißverständnis, die nächste Stelle jedoch könne mir nicht entgehen. Aber auch diese wurde einem im allgemeinen kürzer, aber speziell länger bei einer Hofbehörde Dienenden erteilt. Die dritte erhielt der gänzlich unfähige Bruder eines allerdings sehr fähigen Hofrates. Ich war empört und beschloß, die Staatsdienste zu verlassen, glaubte jedoch meinem Gönner, dem Finanzminister Grafen Stadion, davon die Anzeige machen zu müssen. Dieser erwiderte, wenn ich die Staatsdienste verlassen wolle, so könne ich es ohne seine Einwilligung thun; wenn ich aber diese begehre, so werde er sie mir nie erteilen. Bei den obwaltenden Zensur- und sonstigen Verhältnissen sei es in Oestreich für jemanden von meiner Richtung unmöglich, von der Litteratur zu leben. Ich solle ausharren, für meine Beförderung werde er sorgen. Da ich mich aber durch die erfahrenen amtlichen Mißhandlungen in jener Gemütsruhe gestört finde, die zur Vollendung eines poetischen Werkes erforderlich sei, so erteile er mir hiermit einen unbeschränkten Urlaub, den ich benützen könne, solange es meine Arbeit nötig mache. Als ich ihn bat, mir diesen Urlaub schriftlich zu erteilen, überkam ihn der Aerger über das Benehmen der ihm untergeordneten Hofkammer gegen seinen Schützling, und er trug mir auf, zum Präsidialsekretär dieser Hofkammer zu gehen und ihm zu sagen, der Finanzminister habe mir Urlaub erteilt; wenn er daran zweifle, möge er kommen und sich anfragen, wo er den mündlichen Bescheid erhalten werde. Ich setzte das getreulich ins Werk, das Präsidium der Hofkammer fragte sich aber nicht an und behandelte mich fortwährend als einen unbefugt Abwesenden. Ueberhaupt ward ich jetzt das Opfer der Reibung zwischen zwei Behörden. Der Finanzminister Graf Stadion hatte, um sich die lästigen Details vom Halse zu halten, der ihm untergeordneten, mit der Ausführung seiner Maßregeln betrauten Hofkammer völlige Freiheit über ihre inneren Angelegenheiten zugestanden. So oft nun eine Stelle bei dieser Hofkammer in Erledigung kam, erließ Graf Stadion ein Ministerialschreiben, in dem er mich für dieselbe in Erinnerung brachte. Die Hofkammer aber, um ihre Selbständigkeit zu wahren, verlieh jedesmal die Stelle einem andern. Ja, die Hofräte, die mir am meisten wohlwollten,

wurden vermöge dieses Gemeingeistes meine heftigsten Gegner. Erst nach ein paar Jahren, als eine Konzipistenstelle im Finanzministerium selbst erledigt wurde, verlieh mir sie Graf Stadion augenblicklich, und zwar die beste und nächste um seine Person, mit der damit verbundenen Gehaltszulage. Es waren aber inzwischen die Hälfte aller kürzer dienenden Beamten meine Vormänner geworden, und ich wurde für immer in den mindern Bereichen des Dienstes festgehalten.

Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß meine meisten Mißgeschicke mich gerade durch diejenigen trafen, die sich meiner annahmen und mein Wohl fördern wollten. Da war Graf Herberstein, der mich aus einer meinen Neigungen gemäßen Stellung in der Hofbibliothek wegnahm und in die Finanzverwaltung brachte, bald darauf aber durch seinen Tod mich ohne Anhaltspunkt in einem uferlosen Meere zurückließ. Da war Graf Wurmbrand, der redlich in Italien für mein Bestes sorgen wollte, mich aber dadurch in alle späteren Verwicklungen stürzte. Graf Stadion, der großartigste Mann, dem ich je begegnet bin, zwang mir die Theatergeschäfte auf und brachte mich in die Mitte seines Konfliktes mit der mir unmittelbar vorgesetzten Hofkammer. Ein vierter, viel später endlich, der mir seine Geneigtheit schriftlich und mündlich zu erkennen gegeben hatte, als ich in einer Stellebewerbung mit dem Schützling eines anderen, noch viel höheren Staatsmannes in Kompetenz trat, bestätigte, amtlich über mich befragt, meine Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit aufs wärmste, fügte aber — um dem Schützling des mächtigen Gönners den Weg frei zu halten — hinzu, daß ich auf meiner dermaligen Stelle als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich sei. Ich als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich! Für einen dritten mag das einen guten Spaß gegeben haben.

Damals nun suchte ich den mir vom Finanzminister erteilten Urlaub aufs beste zur Vollendung meines durch die italienische Reise unterbrochenen Goldenen Vließes zu benützen. Aber es zeigte sich ein trauriger Umstand. Durch die Erschütterungen beim Tode meiner Mutter, die gewaltigen Reiseeindrücke in Italien, meine dortige Krankheit, die Widerlichkeiten bei der Rückkehr war alles, was ich für diese Arbeit vorbereitet und vorgedacht, rein weggewischt. Ich hatte alles vergessen. Vor allem den Standpunkt, aber auch alle Einzelheiten deckte völliges Dunkel, letzteres um so mehr,

als ich mich nie entschließen konnte, derlei aufzuschreiben. Die Umrisse müssen im voraus klar sein, die Ausfüllung muß sich während der Arbeit erzeugen, nur so verbindet sich Stoff und Form zur völligen Lebendigkeit. Während ich in meiner Erinnerung fruchtlos suchte, stellte sich etwas Wunderliches ein. Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Kompositionen großer Meister, für das Klavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Symphonien Haydns, Mozarts, Beethovens dachte ich fortwährend auf mein Goldenes Vließ, und die Gedankenembryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Umstand hatte ich vergessen oder war wenigstens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu suchen. Nun hatte ich schon früher die Bekanntschaft der Schriftstellerin Karoline Pichler gemacht und setzte sie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute Klavierspielerin, und nach Tische setzten wir uns manchmal ans Instrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß, wie wir auf jene Symphonien gerieten, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit, vollendete die Argonauten und schritt zur Medea.

Meine italienische Reise sollte aber wie eine Pandorenbüchse ein neues Unglück gebären. Ich hatte in Italien mehrere lyrische Gedichte geschrieben, unter anderen eines auf die Ruinen des Campo vaccino, im Koliseum selbst mit Bleistift angefangen und dort auch zum größten Teile vollendet. Bei meiner Begeisterung für das Altertum, vermehrt durch den Eindruck dieser Statuen und Monumente, stellte sich das neue Kirchliche oder vielmehr dem Alten aufgedrungene Pfäffische ziemlich in Schatten. Das Uebelste, was man von dem Gedichte sagen kann, ist, daß der Grundgedanke schon unzähligemale da war und nur die topographische Aneinanderreihung sämtlicher als mit Empfindung begabt angenommener Denkmäler allenfalls eine neue Wendung genannt werden kann. Selbst den überkatholischen Grafen Stolberg hat auf dem Campo vaccino dieselbe Empfindung angewandelt. Mein Wiener Verleger Wallishauser gab



Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

einen Almanach: „Aglaja“ heraus, für den er mich immer um Beiträge quälte. Ich gab ihm diese italienischen Gedichte, und sie kamen in die Hände Schreyvogels, der sich der guten Sache zuliebe als Zensor hatte aufnehmen lassen, um nämlich so viel zum Drucke zu erlauben, als irgend möglich war. Er nahm keinen Anstand, das Imprimatur zu erteilen, der Almanach wurde gedruckt, gebunden, und es waren bereits vierhundert Exemplare ins Ausland versendet worden. Da ergab sich plötzlich ein litterarischer Aufstand. Die damals noch in herbis befindliche kirchliche Partei hatte Aergernis an meinen Ruinen des Campo vaccino genommen. Das Gedicht wurde förmlich denunziert, und der Sturm ging von allen Seiten.

Der Kaiser nahm vor allem übel, daß — wie denn höchstgestellte Personen die kleinen Umstände nie genau wissen können — daß also, indem ihm in Rom alle Ehre widerfahren war, jemand, der Rom in seinem Gefolge besucht hatte, sich derlei Aeußerungen zu schulden kommen lasse. Auf welche Art ich — erst bei der Abreise von Rom — ins Gefolge des Kaisers, oder vielmehr in den Wagen des Grafen Wurmbrand gekommen bin, habe ich erst vorher auseinandergesetzt. Am eifrigsten war die Staatskanzlei. Fürst Metternich, der den vierten Gesang von Byrons Childe Harold, in dem doch ganz andere Dinge vorkamen, auswendig wußte und mit Begeisterung recitierte, stand geradezu an der Spitze der Verfolgung, wenn nicht vielmehr seine elende Umgebung, die den ausgezeichneten Mann im Jahr 1848 zu so schmählichem Falle vorbereitete. Um sämtliche Teilnehmer nach Möglichkeit zu entschuldigen, muß ich eine Version beibringen, die mir viele Jahre später durch einen hohen Staatsmann des beteiligten fremden Hofes an die Hand gegeben worden ist. Mein Verleger hatte, ohne daß ich es wußte oder mich darum kümmerte, seinen Almanach der Gemahlin des ebenso wegen seiner erleuchteten Kunstansichten als wegen seiner strengen Religiosität bekannten Kronprinzen eines benachbarten Hofes zugeeignet. Dieser nahm von dem Almanach um so mehr Notiz, als mein Verleger wahrscheinlich auf eine goldene Dose oder derlei als Gegengeschenk spekuliert hatte. Er fand sich nun von meinem Gedichte im höchsten Grade geärgert, und, ohne die Folgen seines übereilten Schrittes zu bedenken, ließ er an die höchsten Orte in Wien schreiben, wie die Zensur

habe zugeben können, daß ein Almanach, in dem sich ein solches Gedicht (das meinige) befinde, seiner Gemahlin zugeeignet werde. Eine solche Insinuation einer hochstehenden und noch dazu nahe verwandten Persönlichkeit ließ sich nun freilich nicht ganz ignorieren. Daß die untergeordneten Schurken und Dummköpfe, die fürchten mochten, daß ich ihnen irgend einmal im Wege stehen könnte, alles thaten, um die Flamme zu schüren, versteht sich von selbst, oder vielmehr ich weiß es.

Die Zensur that alles mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gedicht wurde aus sämtlichen, noch in Wien befindlichen Exemplaren herausgerissen, zum großen Schaden des Verlegers, der seine Almanache neu binden lassen mußte. Leider aber verfehlte diese Verfügung ihren Zweck. Wie ich gesagt, waren vierhundert unverstümmelte Exemplare bereits ins Ausland versendet worden. Diese ließen nun die Liebhaber verbotener Schriften und des Skandals überhaupt mit großen Kosten sämtlich wieder zurückbringen. Wer sich kein gedrucktes Exemplar verschaffen konnte, schrieb wenigstens aus einem solchen mein Gedicht ab, und nie hat irgend eine meiner Arbeiten eine solche Verbreitung in meinem Vaterlande erhalten, als dieses Gedicht, das, wenn man es unbeachtet gelassen hätte, von dem verehrungswürdigen Publikum ohne Geschmack auf der Zunge gefressen worden wäre, wie Gras.

Das war aber noch nicht alles. Durch ein vom höchsten Orte ergangenes Handschreiben, in dem ich mit der in Steckbriefen gewöhnlichen Bezeichnung: ein *sicherer* Grillparzer, höchst unsicher gemacht wurde, erhielt der Präsident der Polizei und Zensurshofstelle den Auftrag, mich persönlich zur Verantwortung aufzufordern. Meine Verantwortung wäre nun ganz kurz gewesen. Das Gedicht hatte das Imprimatur der Zensur erhalten, und so war ich als Schriftsteller vollkommen gedeckt. Dadurch fiel aber das Vergehen auf den Zensor, meinen Freund Schreyvogel, zurück, und das mußte abgehalten werden. Ich schrieb daher in einem Aufsatze, den ich dem Polizeipräsidenten überreichte, alles zusammen, was sich zur Rechtfertigung oder Milderung der Gedanken und Ausdrücke irgend sagen und aufbringen ließ.

Die erste Hitze mochte vergangen sein, die Sache blieb auf sich beruhen, selbst Schreyvogel wurde nicht angefochten.

Aber von da an glaubte jeder Lump sich an mir reiben, mich angreifen und verlästern zu können. Jeder Wunsch und jede Aussicht wurde durch die stehende Formel von oben, „ja, wenn er die Geschichte mit dem Papst nicht gehabt hätte“ (so beliebte man sich auszudrücken), im Keime vereitelt, man hielt mich, wie einst der alte Graf Seilern, für einen halben Jakobiner und Religionsspötter, und es brauchte der traurigen Ereignisse des Jahres 1848, um die Regierung (auf wie lange?) zu überzeugen, daß sie keinen wärmeren Anhänger ihrer Sache, als zugleich der Sache meines Vaterlandes, habe als mich, der zugleich als Mensch und Schriftsteller die gesteigerten Ansichten der Poesie und die gemäßigten Anforderungen des Lebens sehr gut voneinander zu unterscheiden wisse.

Die damaligen Widerwärtigkeiten nun hemmten meinen Eifer in Ausführung meines dramatischen Gedichtes durchaus nicht. Ich erinnere mich noch, daß ich die Verse, die Kreusa im zweiten Akte der Medea als ein Lieblingsliedchen Jasons hersagt, im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, einer stürmischen Audienz harrend, mit Bleistift niedergeschrieben habe; da ich aber wohl fühlte, daß die Aufregung des Ingrimms bald der Abspannung des Mißmuts Platz machen werde, so eilte ich so viel als möglich zum Schlusse und weiß noch, daß ich die beiden letzten Akte der Medea, jeden in zwei Tagen, geschrieben habe. Als ich zu Ende war, fühlte ich mich völlig erschöpft, und ohne das Stück zu überarbeiten und ohne daß, außer den Korrekturen im Verlauf des ersten Niederschreibens, etwas geändert worden wäre, trug ich es in halb unleserlichem Konzept zu Schreyvogel hin. Dieser beobachtete, nachdem er es gelesen hatte, ein langes Stillschweigen, meinte aber endlich, das wunderliche Ding müßte denn doch noch ein wenig liegen. Ich, mit meiner gewöhnlichen Unbekümmertheit um das äußerliche Schicksal meiner Arbeiten, suchte mir durch Zerstreuungen aller Art, aber auch durch Beschäftigung mit den Alten und mit Kants Philosophie, die mir erst seit kurzem bekannt geworden war, die lästigen Gedanken über Gegenwart und Zukunft aus dem Kopfe zu schlagen. Da kommt auf einmal Schreyvogel zu mir, umarmt mich und meint, das Goldene Vließ müsse unmittelbar in die Scene gesetzt werden. Was diese Aenderung in seiner Ansicht bewirkt hat, weiß ich nicht. Hatte er anfangs das schlecht geschriebene Manuskript nicht gut

lesen können, hatte er erst bei wiederholter Durchlesung sich meine Absicht bei der allerdings barocken, aber von vornherein gewollten Vermengung des sogenannten Romantischen mit dem Klassischen deutlich gemacht, ich kann es nicht sagen, denn wir haben uns später nie darüber besprochen. Allerdings mochte es aber den ausgezeichneten Mann, dem ich so vieles verdankte, verdrossen haben, daß ich ihm meine Stücke als fertige und abgeschlossene zur Aufführung übergab, ohne sie vorher seiner Kritik zu unterziehen. Ich hätte nun allerdings ein Thor sein müssen, wenn mir die Bemerkungen eines solchen Freundes über das Einzelne gleichgültig gewesen wären, ich wußte aber aus Erfahrung, daß seine desiderata auf das Innere und das Wesen der Stücke gingen, und das wollte ich mir rein erhalten, auf die Gefahr, einen Fehlgriff gethan zu haben. Aus demselben Unabhängigkeitsgefühle bin ich allen litterarischen Koterien fern geblieben. Nie hat ein Journalist oder eine Zelebrität von mir einen Brief erhalten, mit Ausnahme von zweien, als Antwort auf vorhergegangene von ihrer Seite. Ich stand immer allein da, wurde daher auch anfangs von allen Seiten angegriffen und später ignoriert, was ich mit hochmütiger Schadenfreude hinnahm, obgleich es mir später die Lust an der Hervorbringung verkümmerte. Ich trage hier nur noch nach, daß ich bei der oben erwähnten Vermengung des Romantischen mit dem Klassischen nicht eine läppische Nachäfferei Shakespeares oder eines sonstigen Dichters der Mittelzeit im Sinne hatte, sondern die möglichste Unterscheidung von Kolchis und Griechenland, welcher Unterschied die Grundlage der Tragik in diesem Stücke ausmacht, weshalb auch der freie Vers und der Jambus, gleichsam als verschiedene Sprachen hier und dort, in Anwendung kommen.

Dieses Monstrum sollte nun zur Aufführung gebracht werden. Mit Uebergehung des elenden Theaterhofrates wendete ich mich mit meinen Wünschen unmittelbar an den Grafen Stadion, der mir bereitwillig entgegenkam, ja dessen Geneigtheit durch die mir kürzlich widerfahrenen Unbilden nur verstärkt schien. Die Rolle der Medea gehörte der Schröder. Daß ich aber während der Arbeit auf sie gedacht oder, wie man sich auszudrücken pflegt, die Rolle für sie geschrieben, zeigt sich schon dadurch als lächerlich, weil ich mich in diesem Falle gehütet haben würde, in den beiden Vor-

stücken die junge und schöne Medea vorzuführen, indes die Schröder sich dem fünfzigsten Jahre näherte und nie hübsch gewesen war. Für die Rolle der Amme brauchte ich eine Persönlichkeit, in Organ und sonstigem Beiwesen noch um einige Tinten dunkler als die gewaltige Kolchierin. Graf Stadion bewilligte mir eine Altsängerin der Oper, Madame Vogel, die auch recht gut spielte. Die helle Kreusa paßte für Madame Löwe, die, obschon in gleichem Alter mit der Schröder, doch noch Reste einer unverwüstlichen Schönheit bewahrte. Ich habe überhaupt immer viel auf das Verhältnis der Figuren und die Bildlichkeit der Darstellung gehalten; das Talent setzte ich als Schuldigkeit voraus, aber das physisch Zusammenstimmende und Kontrastierende lag mir sehr am Herzen. Ut pictura poesis. Hierbei kam mir mein in der Jugend geübtes Talent zum Zeichnen, sowie für die Versifikation mein musikalisches Ohr zu statten. Ich habe mich nie mit der Metrik abgegeben.

Auch die übrigen Rollen waren gut besetzt, und das Stück ging mit würdiger Ausstattung in die Scene.[1] Die Wirkung war, vielleicht mit Recht, eine ziemlich unbestimmte. Das Schlußstück erhielt sich durch die außerordentliche Darstellung der Schröder, die beiden Vorstücke verschwanden bald. Die übrigen deutschen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abteilung, weil sich überall eine Schauspielerin fand, die sich der Medea für gewachsen hielt. Diese Medea ist das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nicht östreichischen Bühnen unseres deutschen Vaterlandes gefunden hat. Was man den Geist der Zeit zu nennen beliebte, um welchen ich mich wenig kümmerte, und dessen angebliche Fortschritte mir lächerlich waren, vor allem aber, daß ein Hauptbestandteil der Kunst, die Phantasie, aus den Zusehern, Schauspielern und Schriftstellern sich immer mehr zu verlieren anfing, ein Abgang, den man durch doktrinäre, spekulative und demagogische Beimischungen zu ersetzen suchte — diese Verhältnisse haben die Wirkungen meiner spätern Stücke auf die östreichischen Lande beschränkt.

Ich habe immer viel auf das Urteil des Publikums gehalten. Ueber die Konzeption seines Stückes muß der dramatische Dichter mit sich selbst zu Rate gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menschennatur ge-

---

[1] 26. und 27. März 1821.

troffen, darüber kann ihn nur das Publikum als Repräsentant dieser Menschennatur belehren. Das Publikum ist kein Richter, sondern eine Jury, es spricht sein Verdikt als Gefallen oder Mißfallen aus. Nicht Gesetzkunde, sondern Unbefangenheit und Natürlichkeit machen seinen Rechtsanspruch aus. Von dieser Natürlichkeit, die im nördlichen Deutschland durch falsche Bildung und Nachbeterei sehr in den Hintergrund getreten ist, hat sich in Oestreich ein großer Rest erhalten, verbunden mit einer Empfänglichkeit, die bei gehöriger Leitung durch den Dichter bis zum Verständnis in unglaublichem Grade gehoben werden kann. Das Gefallen eines solchen Publikums beweist wenig, denn es will vor allem unterhalten sein, sein Mißfallen aber ist im höchsten Grade belehrend. Diesmal begnügte es sich mit einem succès d'estime.

Diese Achtung oder wohl gar Vorliebe für den Dichter zeigte sich aber sehr wenig praktisch. Meine drei Trauerspiele, da sie zwei Theaterabende ausfüllten, sollten mir als zwei Stücke honoriert werden. Da erklärte nun Graf Stadion schon vor der Aufführung, mir die eine der beiden Hälften auf die gewöhnliche Art honorieren zu lassen, für die zweite wolle er ein Theatergesetz Kaiser Josephs, das nie widerrufen worden sei, von neuem in Anwendung bringen, ein Gesetz, zufolgedessen bei neuen Stücken der Verfasser die Wahl zwischen dem Honorar oder dem Ertrag der zweiten Einnahme haben sollte. Durch letzteres hoffte er dem Publikum, dem ich durch meine Ahnfrau und Sappho so viel Vergnügen verschafft hatte, Gelegenheit zu geben, mir seine kunstsinnige und patriotische Anhänglichkeit, allenfalls durch Ueberzahlung der Logen und Sperrsitze, auf eine thätige Art zu beweisen. So geschah es, der Tag erschien, aber von den siebzig oder achtzig abonnierten Logen des Hofburgtheaters waren nur drei genommen. Die Hälfte der Sperrsitze leer, der übrige Schauplatz gefüllt; da aber die Beamten der Theaterdirektion für die Einnahmen eines Fremden sich zu keiner gar so genauen Kontrolle verbunden glaubten, war der Ertrag des Abends so gering, daß er kaum die Hälfte des gewöhnlichen Honorars erreichte. Ich erwähne dies nur, um das Wiener Publikum, das ich kurz vorher gelobt und das mich beinahe der Undankbarkeit anklagte, wenn ich ihnen nicht alljährlich ein Stück brachte, darauf aufmerksam zu machen, daß sie mich jedesmal in Stich gelassen haben,

wo ich von ihrer Anhänglichkeit mehr als leeres Händeklatschen in Anspruch nahm.

Der wenig durchgreifende Erfolg des Goldenen Vließes, insofern er mit meinen eigenen Bedenklichkeiten zusammenfiel, hat mir übrigens in meinem Innern großen Schaden gethan. Ich fühlte wohl, daß ich meine Kräfte überschätzt hatte, und die harmlose Zuversicht, mit der ich an meine bisherigen Werke ging, fing an, sich zu verlieren. Ich beschloß daher, bei meinen künftigen Arbeiten mir das Ziel näher zu setzen, was mich vorderhand um so mehr störte, als mir bereits ein Stoff im Kopfe herumging, der zwar an sich nicht so weitgreifend, doch wenigstens ungeheure Vorarbeiten nötig machte. Doch davon später.

Der Grund des mir erteilten Urlaubes war nunmehr erloschen, und ich kehrte in die Geschäfte zurück. Um mir die Nähe der feindlich gesinnten Hofkammer zu ersparen, nahm mich Graf Stadion, obgleich in meiner bisherigen Eigenschaft als Praktikant, in eines seiner eigenen Bureaus bei dem ihm unmittelbar untergeordneten Finanzministerium. Ich muß hier einen Umstand aus meinem Aufenthalt in Neapel nachtragen. Während meiner dortigen Anwesenheit kam der Hofrat im Finanzministerium, Baron Kübeck, auf ein paar Tage dahin, um dem Kaiser einen wichtigen Gegenstand vorzutragen. Graf Wurmbrand erzählte mir das, wie auch, daß Baron Kübeck von mir gesprochen habe; ich möchte ihn doch besuchen. Ich that das des nächsten Tages, erhielt aber im Vorzimmer den Bescheid, daß Baron Kübeck beschäftigt sei und niemand vorgelassen werden könne. Ich fand das natürlich, ging daher und kam nicht wieder. Ein paar Tage darauf, als jener schon wieder abgereist war, sagte mir Graf Wurmbrand: „Sie hätten doch ein zweites Mal hingehen sollen, denn Baron Kübeck brauchte einen Hilfsarbeiter für die weitläuftigen Ausfertigungen, und er hatte auf Sie gezählt.“ Und das sagte mir der gute Mann, der von Geschäften gar keine Vorstellung hatte, erst nach der Abreise des hochgestellten Staatsmannes. Er nahm mir dadurch die Gelegenheit, in die Nähe desselben zu kommen, und wer den Weg und die gegenwärtige Stellung des Baron Kübeck kennt, weiß, von welcher Bedeutung eine solche Nähe gewesen wäre.

Wer mich so viel von ämtlichen Aussichten oder Honoraren reden hört, dürfte wohl zu dem Schlusse kommen, daß

es mir an jenem hohen Sinne gefehlt habe, der den Künstler nur die Kunst im Auge halten und alles andere gering schätzen ließe. Vielleicht hat er recht; ich will mich aber auch nicht besser schildern, als ich bin, sondern wie ich bin. Da ich aber einmal die Last des Staatsdienstes auf mich genommen hatte, wollte ich doch aus der Reihe der Handarbeiter herauskommen und durch eine bessere Stellung mir die Möglichkeit verschaffen, in ein anderes Fach überzutreten, das meinen Neigungen mehr zusagte, als der Dienst bei den Finanzen. Zugleich hat die immerwährende Zurücksetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menschen nur gar zu gern ihre Amtsautorität gegen mich geltend machten, mein Gemüt verbittert. Als nun noch dazu die Abnahme meiner Geltung in der deutschen Litteratur kam, bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Verlassenheit, das, bei einer hypochondrischen Anlage, endlich auch jener Stimmung gefährlich wird, die gerade zur Hervorbringung poetischer Arbeiten vor allem erforderlich ist. Was aber Geld und Geldeswert betrifft, so ist das eine Vorausnahme der Zukunft. Zur Zeit hat es mich wenig gekümmert. Jetzt aber, im vorgerückten Alter, mit körperlichen Gebrechen behaftet, fühle ich oft nur zu sehr den Abgang jener Bequemlichkeiten und Erleichterungen, die beim weiteren Vorschreiten endlich sogar zu Notwendigkeiten werden. Hätte ich mich verheiratet, wie ich vielleicht gesollt, ich müßte geradezu mit Nahrungssorgen kämpfen.

In meiner neuen ämtlichen Bestimmung kam ich unter unmittelbare Leitung des Bureauchefs Baron Pillersdorff, der im Jahre 1848 so viel von sich reden gemacht hat. Weit entfernt sei es von mir, daß ich die Rolle billige, die er in diesem letztern Jahre gespielt, ich teile vielmehr die allgemeine Verwerfung. Noch aber ist in mir das Gefühl der Bewunderung lebendig, das ich, trotz meiner Abneigung gegen ämtliche Dinge, für Baron Pillersdorff damals fühlte, als ich mit ihm in geschäftliche Berührung kam. Dieser Scharfsinn, diese Ruhe, diese Gabe der Entwicklung und Darstellung, ja diese Festigkeit des Charakters — solange die Sache sich hinter dem Schreibtisch abmachen ließ — sind mir in der Folge nicht wieder vorgekommen, und ich fühlte wohl, daß es ein Geschäftsgenie gebe, das sich in der Reihe der menschlichen Befähigungen jeder andern Genialität würdig an die Seite setzen könne. Er, in Verbindung mit Baron

Kübeck, hat Licht und Ordnung in das Chaos der östreichischen Finanzen gebracht. Unter seiner Leitung zeigte der Staatshaushalt im Jahre 1830 zum erstenmale seit Jahrzehenten einen Ueberschuß der Einnahmen gegen die Ausgaben. In demselben Jahre war das Patent schon gedruckt, durch welches der Zinsfuß der Staatsschuld von fünf auf vier Prozent herabgesetzt wurde, und wenn die Julirevolution in Frankreich um ein paar Monate später eintrat, so war die finanzielle Operation für alle künftige Zeiten vollbracht. Eben im Jahre 1830 widersetzte er sich den Rüstungen, die das Land in eine neue Schuldenlast gestürzt haben und die, als man nach einigen Jahren die Kosten nicht mehr aufbringen konnte und sich zu Reduktionen genötigt sah, bei den spätern Katastrophen den Staat ohne Geld und ohne Soldaten gelassen haben. Er widersetzte sich dieser Maßregel, obwohl er wußte, daß er damit das Todesurteil seines Einflusses aussprach. Er wurde auch unmittelbar von der Leitung der Finanzen entfernt und als Vizepräsident zu einer andern Hofstelle versetzt, wo er mit der Revision fremder Konzepte und der Ausbesserung orthographischer Fehler die achtzehn schönsten Jahre seines Lebens zubrachte. Diese Versetzung war mit Unwürdigkeiten begleitet, die verdienten, aufgezeichnet zu werden, aber nicht hierher gehören. Ob diese Ereignisse in ihm nicht einen Keim von Rachsucht, andererseits aber eine Abspannung erzeugt haben, die sich im Jahre 1848 als Wechsel von Schwäche und erkünstelter Energie darstellten, will ich nicht entscheiden.

Ich stand nie in besonderer Gunst bei Baron Pillersdorff. Nachdem er fruchtlos versucht hatte, mich in die höheren Geschäfte einzuweihen, behandelte er mich mit Achtung, aber Gleichgültigkeit; demungeachtet drängt es mich, einer Zeit, die alles vergißt, ins Gedächtnis zurückzurufen, daß der Mann, über den jetzt jeder Tropf abspricht, seiner Zeit der Ausgezeichnetste unter den Ausgezeichneten war und dem Lande unendliche Dienste geleistet hat. Hier fällt mir ein Zug des Grafen Stadion ein, den ich nicht übergehen will. Graf Stadion, als Diplomat von Jugend auf, hatte, wie er selbst aufrichtig gestand, nur geringe finanzielle Kenntnisse. Seine Gegner, die ihm immer Verlegenheiten zu bereiten suchten, wollten schon früher dem Baron Pillersdorff eine andere Bestimmung geben. Nun war dem Grafen Baron Pillersdorff persönlich zuwider. Demungeachtet er-

klärte er jetzt, daß, wenn man ihm diesen ausgezeichneten Hilfsarbeiter entziehe, er sein Amt niederlegen müsse, das er ohne ihn fortzuführen außer stande sei. Das ist groß, dünkt mich. Es hat zwar keine Beziehung auf mich, aber ich schreibe meine Erinnerungen, und da gehört meine Zeit ebensogut hinein als ich. Oder vielmehr, ich will mich amüsieren, und es freut mich, Personen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die mir wohlgewollt haben, der Uebelwollenden war ohnehin die größere Anzahl.

Wenn Baron Villersdorffs Versuche, mir Interesse an den Geschäften beizubringen, fruchtlos waren, so lag die Ursache zum Teile darin, daß mich ein neuer dramatischer Stoff eingenommen hatte. Das Schicksal Napoleons war damals neu und in jedermanns Gedächtnis. Ich hatte mit beinahe ausschließlicher Begierde alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von andern geschrieben worden war. Es that mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte Aehnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheuerem Abstande, thatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirat gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der habsburgischen Dynastie in Oestreich hervorging, so war das für einen östreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleons Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Aehnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigentümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend vorfand. Um nun nicht ohne Not eigene Erfindungen einzumischen, fing ich eine ungeheure Leserei von allem an, was ich über die damalige östreichische und böhmische Geschichte irgend auftreiben konnte. Ja, selbst mit der

mittelhochdeutschen Sprache — die damals noch nicht unter die Modeartikel gehörte und zu deren Verständnis alle Hilfsmittel fehlten — mußte ich mich befassen, da eine meiner Hauptquellen die gleichzeitige Reimchronik Ottokars von Hornek war. Ich war damals noch fleißig und notierte und excerpierte in ganzen Massen.[1]

Ich befand mich also auf dem Boden der historischen Tragödie, ehe noch Ludwig Tieck und seine Nachbeter darüber ihre Albernheiten ausgekramt haben. In der That Albernheiten. Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet, vor allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Konsistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Anteil aus dem Reich des Traumes in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer ertragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Heldenthaten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen solchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden soll. Alexander der Große oder Napoleon als erdichtete Personen würden der Spott aller Vernünftigen sein. Das eigentlich Historische aber, nämlich das wirklich Wahre, nicht bloß der Ereignisse, sondern auch der Motive und Entwicklungen, gehört so wenig hierher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallensteins völlige Schuld oder völlige Unschuld bewiesen, Schillers Meisterwerk nicht aufhören würde, das zu sein, was es ist und, unabhängig von der historischen Wahrheit, bleiben wird für alle Zeiten. Shakespeare fand das, was man damals history nannte, vor und hat es eben auch kultiviert. In allen seinen historischen Stücken ist aber seine eigene Zuthat das Interessante: die komischen Personen in Heinrich IV. nebst dem unnachahmlichen Hotspur, die herzzerreißenden Scenen in König Johann u. s. w.; zugleich aber muß man aussprechen, daß, wenn er nicht seine auf Novellen und fabelhafte Sagen gegründeten Stücke geschrieben hätte, von seinen historischen wenig die Rede sein würde. Uebrigens, was ist denn Geschichte? Ueber welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß alles wissen.

---

[1] Wirklich fanden sich im Nachlasse des Dichters, auf Hunderten von Blättern, die eingehendsten geschichtlichen Vorstudien zum „Ottokar".

Dies scheint in Widerspruch mit dem Obigen zu stehen, wo ich einen Wert darauf gelegt habe, daß alle Ereignisse im Ottokar entweder durch die Geschichte oder wenigstens durch die Sage beglaubigt seien. Ich habe es aber auch nur als eine Kuriosität angeführt, obgleich anderseits das den Schluß bildende und in seinen Wirkungen bis in die Gegenwart reichende Faktum, die Gründung der habsburgischen Dynastie in Oestreich, der Wahrhaftigkeit der Ereignisse ein patriotisches Interesse verlieh.

Der Stoff hatte sich gegliedert, die Begebenheiten waren eingereiht, die Komposition mußte ich eine vorzügliche nennen: demungeachtet ging ich nur schwer an die Ausführung; ich hatte es nämlich mit einer Form zu thun, die mir durchaus nicht empfehlenswert schien: dem historischen Drama. Ich hatte in meinen bisherigen Arbeiten immer die Ereignisse so nahe aneinander gedrängt als möglich, jetzt sollten entfernt liegende miteinander verbunden werden. Man hat viel über die drei Einheiten gespottet. Die Einheit der Handlung gibt jeder Vernünftige zu. Die Einheit des Ortes hängt mit der Einrichtung der alten Theater zusammen und wird nur bedeutend, wenn sie mit der dritten Einheit zusammenfällt. Diese dritte, die Einheit der Zeit, hingegen ist höchst wichtig. Die Form des Drama ist die Gegenwart, welche es bekanntlich nicht gibt, sondern nur durch die ununterbrochene Folge des nacheinander Vorgehenden gebildet wird. Die Nichtunterbrechung ist daher das wesentliche Merkmal derselben. Zugleich ist die Zeit nicht nur die äußere Form der Handlung, sie gehört auch unter die Motive: Empfindungen und Leidenschaften werden stärker oder schwächer durch die Zeit. Wenn ich den Zuseher zwinge, die Stelle des Dichters zu vertreten und durch Reflexionen und Rückerinnerungen die weit entfernten Momente aneinander zu knüpfen, so verliert sich jene Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die Stärke derselben bedingt und das Charakteristische des gegenwärtig Wirkenden ist. Der Eitelkeit des gegenwärtigen litterarischen Publikums, welches mehr angeregt als befriedigt sein will, schmeichelt zwar dieses Mitgeschäftigsein, dieses Deuten und Supplieren; in die aufnehmende Empfindung kömmt aber dadurch etwas Willkürliches, das dem Gefühle der Notwendigkeit entgegengesetzt ist, welche die innere Form des Dramas ausmacht, wie die Gegenwart die äußere. Das Drama nähert sich dem Epos.

Was den Inhalt betrifft, so macht die Masse der Begebenheiten es unmöglich, jeder einzelnen ihr Recht widerfahren zu lassen; die Motive müssen verstärkt, die Charaktere dem Uebertriebenen näher gebracht werden; bekanntlich aber sind das Bunte und Grelle eben nicht Zeichen eines guten Geschmacks.

Zu meinem Troste konnte ich mir übrigens sagen, daß mein Stoff wenigstens jenes Erfordernis habe, das eine historische Tragödie allein zulässig macht, daß nämlich die historisch oder sagenhaft beglaubigten Begebenheiten im stande wären, eine gleiche Gemütswirkung hervorzubringen, als ob sie eigens zu diesem Zwecke erfunden wären.

Diese meine Bedenken und diesen meinen Trost werden freilich diejenigen lächerlich finden, für welche die Geschichte der sich selbst realisierende Begriff ist. Ich muß mir ihr Lachen gefallen lassen, oder vielmehr ich bin so frei, ihnen dieses Lachen im verstärkten Maße zurückzugeben.

Meinem Zögern wurde durch ein immer heftiger werdendes Halsübel ein Ende gemacht, das, ohne daß ich jedoch ärztliche Hilfe angewendet hätte, mich doch zwang, während eines ganzen Wintermonats mein Zimmer zu hüten. Oder vielmehr, nachdem die Abgeschiedenheit und Langeweile mich zum Beginn der Arbeit veranlaßt hatte, nahm ich mir vor, bis zum Abschluß mein Zimmer nicht zu verlassen, ging mittags in das gegenüberliegende Gasthaus „zum Jägerhorn“ essen, kehrte aber unmittelbar in meine vier Wände zurück, die ich mit meinen Gestalten bevölkerte. Ich darf des Anteils nicht vergessen, den ein „Mars Moravicus“ in folio, den ich mir als Quelle für den Ottokar beigelegt, auf das Zustandekommen jenes Durchbruchs allerdings genommen hat. Auf dem Titelblatte dieses Mährischen Mars war nämlich der Kriegsgott in voller Rüstung ungefähr so abgebildet, wie ich mir die äußere Erscheinung Ottokars gedacht hatte. Diese Figur reizte mich an, meine Gestalten nach auswärts zu werfen, und auch während der Arbeit kehrte ich jedesmal zu ihr zurück, so oft sich meine Bilder zu schwächen schienen. Ebenso hatte, als ich an den Argonauten schrieb, die turmartige Wendeltreppe in dem Hofe eines uralten Nachbarhauses, in den eines der Fenster unserer damaligen Wohnung ging, meiner Phantasie zu einem willkommenen Stützpunkt gedient.

Ich machte nun meiner freiwilligen Gefangenschaft ein

Ende, und mein erster Gang war zur Theaterdirektion, der ich mein Stück überreichte, und zwar im Konzept, da, indem ich den Stoff so lange in mir getragen, das Niederschreiben beinahe ohne Korrektur von statten ging. Diesmal war Schreyvogel gleich von vorneher einverstanden. Wir ließen das Stück abschreiben und gaben es zur Zensur, von der wir keine Anstände besorgten, da, wenn das regierende Haus eigens einen Schmeichler bezahlt hätte, dieser der Handlung keine günstigere Wendung geben konnte, als die dramatische Notwendigkeit von selber aufgedrungen hatte.

Jetzt erhielten auch meine ämtlichen Verhältnisse eine günstige Wendung. Der sogenannte Ministerialkonzipist des Finanzministeriums, nämlich der Konzeptsbeamte, der, in der unmittelbaren Nähe des Finanzministers, im eigenen Bureau desselben fungierte, wurde befördert, und Graf Stadion verlieh mir augenblicklich diese Stelle, mit der außer dem gewöhnlichen Gehalte auch noch eine besondere Gratifikation von einigen hundert Gulden des Jahres verbunden war. Diese Beförderung erfreute mich um so mehr, als ich nun auch dem Hoftheater meinen Kontrakt als bestallter dramatischer Dichter zurückgeben konnte und von nun an freie Hand über meine Arbeiten hatte. Meine neuen Geschäfte waren höchst geringfügig und erhielten erst einige Bedeutung in Verhinderungs- oder Krankheitsfällen des Ministerialsekretärs, weil man dann die eingelangten Geschäftsstücke dem Minister persönlich vorzulegen und von jedem den Inhalt in kurzem anzugeben hatte, infolgedessen er die wichtigern zur eigenen Lesung bei sich behielt, die andern aber zur Verteilung an die Departements zurückstellte. Auch dieser Teil der Geschäftsführung wurde nur dadurch beschwerlich, daß sich Graf Stadion, noch von seiner diplomatischen Laufbahn her, an eine sonderbare Verkehrung der Tageszeiten gewöhnt hatte. Er legte sich erst gegen Morgen zu Bette und stand auf, wenn die andern Leute sich zum Mittagmahl setzten. Da galt es denn, ihm nach Mitternacht, wenn er aus den Gesellschaften nach Hause kam, über Akten und Geschäfte Rechenschaft zu geben, was in halber Schlaftrunkenheit nicht immer fließend von statten ging. Glücklicherweise war der Ministerialsekretär auf seine Sonnennähe so eifersüchtig, daß er so selten als möglich krank wurde und eine andere Abwesenheit sich nicht leicht zu schulden kommen ließ. Bei Reisen des Ministers aber,

worunter besonders der Sommeraufenthalt auf seinen Gütern gehörte, fiel die ganze Last auf den Konzipisten, der ihn alsdann zu begleiten hatte, eine Last, die durch die peinliche Mittelstellung zwischen angenehmem Gesellschafter und untergeordnetem Beamten bedeutend erschwert wurde. Außer diesen Ausnahmsfällen bestand das Geschäft des Ministerialkonzipisten nur in der Protokollierung der eingegangenen Stücke und ihrer Verteilung an die Departements. Mein Vorgänger hatte auch über diesen Teil seiner Amtsführung ein mysteriöses Dunkel zu verbreiten gewußt. Er lief zehnmal des Tages ab und zu. Man sah ihn nie ohne ein versperrtes Aktenportefeuille unterm Arm. Ein beredtes Stillschweigen deutete an, daß er weiß Gott was für Geheimnisse wisse. Nun gab es allerdings im Finanzministerium höchst wichtige und geheime Dinge, derlei kamen aber unmittelbar unter eigener Adresse und zu eigener Eröffnung an den Minister selbst, der klug genug war, sie erst nach der Bearbeitung und Ausführung, wenn sie aufgehört hatten, geheim zu sein, an das Protokoll zur Einschaltung abzugeben. Da ich nun über diesen Umstand auf Befragen kein Hehl hatte, meine unbedeutenden Geschäfte so einfach und schnell als möglich abthat, so verschwand bald der Nimbus meines Amtes, und alle, die meinen Vorgänger angestaunt und ob seiner Geschäftslast bedauert hatten, sagten von mir: ich hätte nichts zu thun, worin sie der Wahrheit so ziemlich nahe kamen.

Des Hauptvorteils meiner Stellung, der Nähe des Ministers, sollte ich bald durch eigene Schuld verlustig gehen. Die Zeit meines eigentlichen Dienstes, der Sommer, kam, und ich mußte den Grafen auf seine Güter begleiten. Human, wie er war, zog er den jeweiligen ämtlichen Begleiter auch in seinen Familienkreis, und er hatte kein Hehl, wie es ihn erfreue, seiner Familie, statt meines bornierten Vorgängers, einen Dichter und Mann von Geist zuführen zu können.

In Wien bestehen über meine geselligen Talente die entgegengesetztesten Ansichten. Die einen finden mich höchst liebenswürdig, die andern unerträglich. Ob die ersten recht haben, weiß ich nicht, die letztern können unzweifelhafte Erfahrungen für sich anführen. Den Erklärungsgrund bildet, daß für mich das Schrecken aller Schrecken die Langeweile ist. Die vorzugsweise Beschäftigung mit Büchern, mit guten nämlich, erzeugt eine Gewohnheit, interessiert zu sein, die

sich endlich zum Bedürfnis steigert. Selbst mit geistlosen Menschen kann ich umgehen, wenn irgend ein Charakterzug, ja eine unschuldige Verkehrtheit hervortritt, die einen Anknüpfungspunkt darbietet. Heiter zu sein, ja selbst Spaß zu machen, fällt mir unter solchen Umständen nicht schwer, nur darf es nicht zu lange dauern oder sich zu oft wiederholen; wenn die Situation ausgekostet ist, hat der Reiz ein Ende. Unerläßliche Bedingung ist jedoch, daß ich mich unbefangen und ungehindert gehen lassen kann; treten Rücksichten ein, die diese Freiheit der Bewegung hemmen, dann wird mir der Zustand unleidlich. Gegenüber von unbedeutenden, gleichgültigen oder wohl gar übelwollenden Personen weiß ich mir sehr gut zu helfen, und zwischen der Ortsveränderung und der eigentlichen Grobheit liegen eine Menge Mittelstufen, deren ich mich in solchen Fällen schon mit Glück bedient habe. Sind es aber gute, wohlwollende, etwa gar Personen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, so gerate ich in einen Zustand der Abspannung, der sich nur durch die Willkürlichkeit der äußern Bewegung vom Schlafe unterscheidet. Dadurch, daß ich mich dieses Mangels an Herrschaft über meine Stimmung, nicht vor andern, sondern vor mir selbst schäme, gerate ich immer tiefer hinein, ein geistiges Dunkel umgibt mich, und ich weiß kaum mehr, was ich thue oder sage.

Die Familie des Grafen bestand aus seiner Gemahlin, einer, wie man sagte, aristokratisch stolzen, aber höchst gutmütigen, nur auch ebenso bornierten Frau; aus zwei herangewachsenen Töchtern, die Geist haben mochten, sich aber immer in den Redeschranken wohlerzogener Komtessen hielten; einer Schwester oder Schwägerin, die etwas Spöttisches hatte, ohne durch ihr Wesen dazu berechtigt, oder aus jener Sphäre heraus zu sein, die selbst zum Gegenstand des Spottes macht; aus zwei Söhnen, von denen der eine später für kurze Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat, die aber damals ziemlich wilde Knaben von 14 bis 15 Jahren waren. Dazu kam ein Hofmeister, der in die Familienverhältnisse genug eingeweiht war, um in das leerste Gewäsch ein Wort mit hineinwerfen zu können, der aber im Bewußtsein der Atmosphäre sich wohl hütete, irgend etwas allgemein Interessantes zur Sprache zu bringen, obwohl er ein zwar etwas verworrener, aber wirklich bedeutender Mensch war. Wenn sich nun noch Besuche von adeligen Familien aus der Nach-

barschaft oder von Diplomaten zweiten Ranges aus der ehemaligen Sphäre des Grafen einstellten, so gab das ein Gemenge und Getreibe, dem meine Kopfnerven durchaus nicht gewachsen waren. Als die Leersten und Geistlosesten zeigten sich die Diplomaten, und ich mußte in der Folge oft seufzen, wenn ich dieselben Namen in den politischen Verhandlungen früherer Zeit als Mitwirkende und Teilnehmer las. Sie unterhielten den Grafen mit einer ungesalzenen chronique scandaleuse aus ihrem Umgangskreise, man sah ihnen aber wohl an, daß sie auch bei ihrem gegenwärtigen Wirte nur Stoff zu Zwischenträgereien für die Unterhaltung der eben jetzt Verspotteten suchten. Der Graf wußte das so gut als ich, es kümmerte ihn aber nicht.

Er war überhaupt einer der charaktervollsten Männer seiner Zeit und übte über sich selbst eine unglaubliche Gewalt aus. Für das Gesellschaftliche war ihm freilich die Langeweile der Hofzirkel und der diplomatischen Salons eine gute Vorübung gewesen; demungeachtet aber blieb es bewundernswürdig, wie er jeder Lage eine Seite abzugewinnen wußte, um sich zu unterhalten oder zu zerstreuen, oder wenigstens die Zeit vorwärts zu schieben. Dieselbe Gewalt, die er über sich ausübte, forderte er aber auch, mit Recht von jedem eigentlichen Manne, und ich bin überzeugt, daß er mir mein knabenhaftes Herumtaumeln sehr übelnahm, obgleich er nie davon ein Zeichen gab. Gerade diese Güte aber war es, die mir jedes energische Herausreißen unmöglich machte.

Wie nun auch immer, das Verhältnis gestaltete sich mir als unleidlich, und als des nächsten Sommers die Zeit des Landaufenthaltes herankam, benützte ich eine leichte Unpäßlichkeit, um mich der Begleitung zu entheben, eine Gelegenheit, welche ein untergeordneter Beamter, der dem Grafen nicht unangenehm war, mit Begierde ergriff. Der vortreffliche Mann hat mich über alles das wahrscheinlich mehr entschuldigt, als ich mich selbst. Wie weit es aber doch etwa auf seine Gesinnung einwirkte, konnte nicht deutlich werden, da er bald darauf starb.

Ich habe hier scheinbar einen langen Zwischenraum seit Ueberreichung meines Ottokar übersprungen, der aber eigentlich keiner ist, denn zwei Jahre waren verflossen, und ich stand mit meinem Stücke noch auf demselben Punkte. Es war bei der Zensur eingereicht worden, dort aber verschwun-

den. Es wußte niemand, wo es hingekommen sei. Anfangs hieß es, es sei der Staatskanzlei mitgeteilt worden und befinde sich in den Händen des Hofrates Gentz. Ich ging denn zu Gentz.

Noch erinnere ich mich des widerlichen Eindrucks, den die Wohnung des Mannes auf mich machte. Der Fußboden des Wartsalons war mit gefütterten Teppichen belegt, so daß man bei jedem Schritte wie in einen Sumpf einsank und eine Art Seekrankheit bekam. Auf allen Tischen und Kommoden standen Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn, im Schlafzimmer endlich lag er selbst auf einem schneeweißen Bette im grauseidenen Schlafrocke. Ringsherum Inventionen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Bedarf näher brachten, ein Schreibpult, das sich von selbst hin und her schob, ich glaube, daß selbst der Nachttopf, allenfalls durch den Druck einer Feder, sich zum Gebrauch darreichte. Gentz empfing mich kalt, aber höflich. Er hatte mein Stück allerdings empfangen und gelesen, aber bereits wieder abgegeben. Ich ging. Neuer Kreislauf, neue Ungewißheit, zuletzt Verschwinden aller weitern Spur.

In welche Lage mich das setzte, kann jedermann denken. Es fiel mir nicht einmal ein, einen neuen Stoff zu wählen, denn wenn dieser loyal patriotische Anstände fand, was war irgend sonst durchzubringen?

Da kam endlich Hilfe von einer Seite, wo man's am wenigsten erwartet hätte. Die jetzige Kaiserinmutter, damals regierende Kaiserin, befand sich unwohl. Der Dichter Matthäus Collin, einer der Lehrer des Herzogs von Reichstadt, kam zu ihr, wahrscheinlich um Bericht über die Fortschritte seines Zöglings abzustatten. Da ersucht ihn die gebildete Frau, ihr Bücher zur Lektüre vorzuschlagen. Er nennt ihr einige Werke, die sie aber bereits kennt. Gehen Sie doch zur Theaterdirektion, sagt sie ihm, und fragen Sie an, ob nicht irgend ein interessantes Manuskript vorliege, bei der künftigen Aufführung werde ich es mit doppeltem Anteile sehen. Collin geht zur Theaterdirektion und erfährt, daß nichts als unbedeutende Bluetten da seien, die erst durch die Aufführung einen Wert bekommen. König Ottokars Glück und Ende könnte allenfalls Ihre Majestät interessieren, es liege aber seit zwei Jahren bei der Zensur, und man

könne es trotz aller Bemühungen nicht zurückerhalten. Collin nimmt seinen Weg auch zur Zensurshofstelle, und als man dort den Zweck der Nachfrage erfährt, ist das Stück augenblicklich gefunden.

Collin liest es der Kaiserin vor, die nicht genug erstaunen kann, daß man das Stück verbieten wolle. In dem Augenblick tritt ihr Gemahl ins Zimmer. Die Kaiserin teilt ihm ihre Verwunderung mit, und wie sie in dem Stücke nichts als Gutes und Löbliches gefunden. Wenn sich das so verhält, sagt der Kaiser, so mag Collin zur Zensur gehen und ihnen sagen, daß sie die Aufführung erlauben sollen. Collin, ein im höchsten Grade ehrenwerter Mann, hat den Vorgang vor niemand verhehlt, und so habe auch ich ihn erfahren. Und so bedurfte es eines Zufalls, um eine Arbeit, die mir, alles andere abgerechnet, eine mehr als jahrelange Sammlermühe gekostet, nicht aus der Reihe der Dinge verschwinden zu lassen.

Man ging nun an die Aufführung. Anschütz gab den Ottokar sehr gut. Die Schröder übernahm die kleine Rolle der Margarete. Es fanden sich für alle andern passende Schauspieler. Noch erinnere ich mich der Wunderlichkeit, daß Heurteur, der Darsteller des Rudolf von Habsburg, der alles bildlich nahm und wegen Unpäßlichkeit der Leseprobe nicht beiwohnen konnte, als er mir ein paar Tage darauf auf dem Glacis begegnete, anhielt, um mich über seine Auffassung der Rolle zu Rate zu ziehen. Nun, und wie wollen Sie den Rudolf spielen? fragte ich. Halb Kaiser Franz und halb Heiliger Florian, war seine Antwort. Sehr gut, versetzte ich. Wir gingen auseinander, und Heurteur gab seine Rolle höchst befriedigend.

Als der Tag der Aufführung kam,[1] gab es ein Gedränge, desgleichen man im Hofburgtheater weder früher noch später erlebt hat. Leider konnte ich die Ehre dieses Zulaufs nicht bloß mir anrechnen, es war vielmehr das Gerücht, daß das Stück von der Zensur verboten gewesen sei, was dem Publikum die Aussicht auf ein allfälliges Skandal eröffnete. Als nun alles höchst loyal und unverfänglich ablief, selbst die Versuche, längstvergangene Ereignisse an neue und an gegenwärtig lebende Personen anzuknüpfen, nicht recht gelingen wollten, sah man sich in einem Teil seiner

---

[1] 19. Februar 1825.

Erwartungen getäuscht. Zugleich war die Form des Historischen damals glücklicherweise noch nicht geläufig, man hatte sich noch nicht Rechenschaft gegeben, daß man derlei nicht wie ein Miniaturbild nahe vor das Auge, sondern wie ein Deckengemälde in einige Entfernung bringen müsse. Die, wegen Mangels des Raums, auf die Spitze getriebenen Situationen schienen übertrieben, man vermißte die stetige Folge des Natürlichen. Das Publikum war nämlich selbst noch natürlich, es hatte noch nicht jene Höhe erklommen, auf der ihm nichts gefällt, als was ihm mißfällt, der Zustimmung aber den Anschein einer höhern Bildung gibt. Es wurde ungeheuer viel geklatscht, oder vielmehr, da das Gedränge das Klatschen unmöglich machte, gejubelt und gestampft, aber ich merkte wohl, daß der Eindruck nicht lebendig ins Innere gedrungen war. Der Beifall erhielt sich bei allen Wiederholungen, demungeachtet war es, als ob das Stück durchgefallen wäre, wenigstens wichen mir alle Freunde und Bekannten aus, als ob sie ein Gespräch über das neueste theatralische Ereignis gefürchtet hätten. Am übelsten waren die Bewunderer meiner Sappho zu sprechen, sie wendeten auf das eine Stück an, was von dem andern galt, als ob sie von der Verschiedenheit der Stoffe gar keine Vorstellung hätten, und ich entfernte mich aus den wenigen Häusern, die ich bisher besucht hatte, um nur nicht sachunkundige Einwendungen in einemfort berichtigen zu müssen.

Was bei den übrigen heimlich rumorte, sprachen in höchster Entrüstung die in Wien lebenden Böhmen aus. Die tschechische Nation ist gewohnt, den König Ottokar als den Glanzpunkt ihrer Geschichte zu betrachten. Darin haben sie ganz recht; wenn sie ihm aber durchaus löbliche Eigenschaften zuteilen, so widerlegt sie schon der Umstand, daß seine neuen Unterthanen sich gegen ihn gewendet und seine alten ihn verlassen haben. Im ganzen dürfte meine Auffassung auch historisch ziemlich richtig gewesen sein. Wenn ich ihm etwas Zufahrendes und, wie ich es oben genannt, Wachstubenmäßiges gegeben hatte, so war es, weil mir der Kaiser Napoleon vorschwebte; man kann aber nicht sagen, daß Ottokar nicht so gewesen ist, weil niemand weiß, wie er wirklich war. Die Aufzeichnungen über ihn sind höchst dürftig. Indem ich vorzugsweise östreichischen Quellen folgte, geriet freilich — was übrigens schon die dramatische Notwendigkeit forderte — die Hauptfigur etwas ins Dunkle,

aber vor ein paar Jahren hatte man ein Stück: „Ottokar" von Kotzebue aufgeführt, in dem der Held zu einer Art Kinderschreck gemacht war, ohne daß jemand dabei ein Arges gehabt hätte.

Die Stimmung der Böhmen erzeugte sich übrigens nicht ohne Aufhetzerei, und die Fäden gingen so ziemlich auf einen Staatskanzleirat böhmischer Abkunft zusammen, der wohl auch seinen Anteil an den ursprünglichen Zensurhindernissen beigesteuert hatte. Man hatte ihm nämlich im Ministerium des Aeußern das Fach der Zensur zugeteilt, weil, wie man glaubte, seine Unfähigkeit dort den geringsten Schaden anzurichten vermöge. Um ihn und die Art, wie damals das Zensoramt ausgeübt wurde, zu zeichnen, will ich einen guten Spaß anführen, obwohl er mich selbst nichts angeht. Baron Hormayr, dem es nicht an Verstand und Witz, wohl aber an Rechtschaffenheit und eigentlichem Fleiß fehlte, hatte für sein eigenes historisches Taschenbuch einen Aufsatz: Philippine Welser, geschrieben. Als derselbe dem obgedachten staatskanzleirätlichen Zensor in die Hände kam, erklärte er, darüber nicht aburteilen zu können. Da es sich um eine Mesalliance in dem kaiserlichen Hause handle, müsse vor allem der Chef des Hauses, der Kaiser selbst, befragt werden. Das ist allerdings richtig, versetzte Hormayr, wenn Sie den Erzherzog Ferdinand *hindern* wollen, die Philippine Welser zu heiraten. Sollte aber die Heirat schon vor dreihundert Jahren wirklich vor sich gegangen sein, so sehe ich nicht ein, was der Chef des Hauses noch dazu oder davon wegthun könnte.

Die nationelle Aufregung, die von den böhmischen Studenten in Wien ausging, setzte sich aber auch nach Prag fort. Ich erhielt von dort anonyme Drohbriefe, von denen ich noch einen aufbewahre, wo schon auf der Adresse die Grobheiten beginnen, indes im Innern mit der Hölle als Strafe für meine teuflischen Verleumdungen gedroht wird. Es ging so weit, daß, als ich im nächsten Herbste eine Reise nach Deutschland beabsichtigte und dabei Prag als eine der interessantesten Städte nicht übergehen wollte, meine Freunde mir ernstlich abrieten, weil sie von der gereizten Stimmung eine Gefahr für mich befürchteten. Ich ging trotz Stimmung und Warnung über Prag und habe während eines dreitägigen Aufenthaltes wohl schiefe Gesichter gesehen, aber sonst nichts Unangenehmes erfahren.

So lächerlich mir einerseits diese Uebertreibungen eines im Grunde löblichen Nationalgefühles waren, so weh that es mir andrerseits, gerade des Löblichen der Grundlage wegen, ohne Absicht Anlaß gegeben zu haben, daß ein ehrenwerter, in denselben Staatsverband gehöriger Volksstamm sich meine harmlose Arbeit zu einer Verunglimpfung und Beleidigung formuliere. Ich wußte in der That nicht mehr, was ich thun sollte. Wo ich hintrat, stieß ich an; und wo ich Dank erwartet hatte, machte man mich für fremde Absurditäten verantwortlich. Es ist ein Unglück für Oestreich, in seinen Länderkomplex zwei der eitelsten Nationen dieser Erde einzuschließen, die Böhmen nämlich und die Ungarn. Damals schlummerte diese Eitelkeit noch und war in dem Streben nach einer allgemeinen Bildung eingehüllt, als aber in der Folge die deutsche Litteratur die Nationalitäten hervorhob, wobei sie aber nicht die Deutschen zur Wahrung ihres Nationalcharakters ermuntern, sondern ihnen einen ganz neuen Charakter anbilden, sie aus einem ruhigen, verständigen, bescheidenen und pflichttreuen Volke zu Feuerfressern und Weltverschlingern machen wollte, da übersetzten Tschechen und Magyaren die deutsche Albernheit unmittelbar ins Böhmische und Ungrische, dünkten sich originell in der Nachahmung und erzeugten jene Ideenverwirrung, die im Jahre 1848 sich so blutig Bahn gebrochen hat. Sie vergaßen dabei, alles andere abgerechnet, daß ein Volksstamm kein Volk, so wie ein Idiom oder Dialekt keine Sprache ist, und wer nicht allein stehen kann, sich anschließen muß.

Da ich bei der damals in Deutschland herrschenden Erbitterung gegen Oestreich nicht hoffen konnte, für meinen durchaus östreichisch gehaltenen Ottokar einen Platz auf den übrigen deutschen Bühnen zu finden, und zugleich in der Heimat Rückfälle der Zensur fürchtete, so hatte ich zugleich mit der Aufführung mein Stück im Druck erscheinen lassen, wo sich denn das Merkwürdige begab, daß mein Verleger an einem Tage, dem der Aufführung nämlich, neunhundert Exemplare verkaufte, ein Absatz, der sich freilich in der Folge ins natürliche Verhältnis zurücklenkte.

Als von einem gedruckten Stücke, für das man daher kein Honorar zu bezahlen brauchte, bereitete auch ein zweites Wiener Theater, das an der Wien, die Aufführung vor. Wie diese beschaffen war, kann man daraus abnehmen, daß der mit der Rolle des Ottokar betraute Schauspieler, der

jetzt in Berlin engagierte Herr Rott, am Tage nach der ersten Darstellung im Burgtheater einen meiner Bekannten über den gestrigen Erfolg, vor allem aber über die Art fragte, wie Anschütz den Ottokar gehalten habe. Als dieser ihm sagte: streng, heftig, hart; erwiderte Rott, der das Stück noch gar nicht kannte: Ich werde ihn mild geben.

Ich muß noch eine Anekdote als hierher gehörig anführen, und zwar eine Zensuranekdote. Ein paar Jahre später fuhr ich mit dem Hietzinger Gesellschaftswagen von Hietzing nach Wien. Ich kam neben einen Hofrat der Zensurhofstelle zu sitzen, der mir schon früher als Polizeidirektor in Venedig während meines dortigen Aufenthaltes alle Freundlichkeiten erwiesen hatte und mir bis auf diesen Augenblick immer zugethan geblieben ist. Er begann das Gespräch mit der damals in Wien stereotypen Frage: warum ich denn gar so wenig schriebe? Ich erwiderte ihm: er, als Beamter der Zensur, müsse den Grund wohl am besten wissen. Ja, versetzte er, so seid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Zensur als gegen euch verschworen. Als Ihr Ottokar zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin. — Aber, Herr Hofrat, versetzte ich, was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden? — Gar nichts, sagte er, aber ich dachte mir: man kann doch nicht wissen —! Und das sprach der Mann im Tone der wohlwollendsten Gutmütigkeit, so daß man wohl sah, der mit den Angelegenheiten der Litteratur betraute Beamte habe nicht die geringste Vorstellung von litterarischem Eigentum, sowie daß die Arbeit des Dichters wenigstens ebensoviel Anspruch auf Geltung und Vergeltung habe, als die des Beamten oder des Handwerkers.

Daß unter diesen Umständen in dem damaligen Oestreich für einen Dichter kein Platz sei, wurde mir immer deutlicher. Ich versank immer mehr in eine hypochondrische Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches letztere von da an der Grundtypus meiner poetischen Produktionskraft geblieben ist. Auf alte Stoffe zurückkommen, hat aber immer etwas Gefährliches. Selbst die Fortschritte in der Bildung, die man in der Zwischenzeit gemacht hat, werden zu Hindernissen. Man fühlt sich genötigt, am Plane

zu ändern, was manchmal auf die Geschlossenheit der Form, manchmal sogar auf die Einheit der Anschauung von nachteiliger Wirkung ist.

Mir war damals zu Mute, als ob ich nie mehr etwas schreiben würde. Dazu traten noch in Verwirrung gekommene Herzensangelegenheiten. Ich beschloß, dem Zustande durch eine Reise ein Ende zu machen.

Was die Herzensangelegenheiten betrifft, so werde ich, weder jetzt noch später, ihrer im einzelnen Erwähnung machen, obwohl sie eine große, obwohl leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwicklungsgange gespielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der der andern. Wie jeder wohlbeschaffene Mensch fühlte ich mich von der schönern Hälfte der Menschheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, tiefe Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorstellung von Poesie und Dichter, oder selbst das Schwerflüssige meines Wesens, das, wenn es nicht abstößt, gerade aus Widerspruchsgeist anzieht: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte, in der ersten Annäherung zu sein. Das gab nun Glück und Unglück in nächster Nähe, obwohl letzteres in verstärktem Maße, da mein eigentliches Streben doch immer dahin ging, mich in jenem ungetrübten Zustande zu erhalten, der meiner eigentlichen Göttin, der Kunst, die Annäherung nicht erschwerte, oder wohl gar unmöglich machte.

Eine Reise ist ein vortreffliches Heilmittel für verworrene Zustände. Dieses Mal sollte das Ziel der meinigen Deutschland sein. Die deutschen Größen hatten zwar so ziemlich Abschied genommen, noch aber lebte einer, Goethe, den zu sprechen oder auch nur zu sehen, mich im voraus glücklich machte. Ich war nie, wie damals der Modeton ging, ein blinder Anbeter Goethes, so wenig als irgend eines andern einzelnen Dichters. Da wo sie alle zusammentrafen, schien mir die Poesie zu liegen; die einzelnen Abweichungen gaben ihnen teils den Reiz der Individualität, teils waren sie nicht frei von dem allgemeinen Los der Menschheit: zu irren nämlich. Besonders Goethe hatte sich seit Schillers Tode von der Poesie ab- und den Wissenschaften zugewendet. Indem er seine Wärme in zu viele Richtungen verteilte, wurde sie schwächer in jeder, seine neuesten poetischen Hervorbringungen waren lau oder kühl und, wenn er sich, der Haltung wegen, dem Antiken zuwendete, manieriert. Die

Empfindungsmattigkeit, die er der damaligen Zeit mitteilte, hat vielleicht vor allem zum Verfall der Poesie beigetragen, indem sie der darauf folgenden Roheit des jungen Deutschlands, der Volkspoesie und des mittelhochdeutschen Unsinns Thür und Thor öffnete; das Publikum war froh, nur wieder etwas Substantielles zwischen die Zähne zu bekommen. Nichtsdestoweniger ist er einer der größten Dichter aller Zeiten und der Vater unserer Poesie. Klopstock hat den Anstoß gegeben, Lessing den Weg gezeigt, Goethe ist ihn gegangen. Vielleicht ist Schiller ein größeres Besitztum der deutschen Nation, denn ein Volk braucht starke, fortreißende Eindrücke, aber Goethe scheint der größere Dichter zu sein. Er füllt ein eigenes Blatt in der Entwicklung des menschlichen Geistes, indes Schiller zwischen Racine und Shakespeare in der Mitte steht. So wenig ich nun mit der neuesten Wirksamkeit Goethes einverstanden war und bei seinem damaligen ablehnenden Quietismus hoffen konnte, daß er den Dichter der Ahnfrau und des Goldenen Vließes nur irgend einer Beachtung würdigen werde, so war mir doch, als ob schon sein Anblick hinreichend wäre, mir neuen Mut in die Seele zu gießen. Dormit puer, non mortuus est.

Außer dieser echt katholischen Reliquienandacht zog mich auch noch der nur halb klare Gedanke nach Deutschland, mich umzusehen, ob da vielleicht ein Ort sei, wo man ungestörter der Poesie nachhängen könne, als in dem damaligen Wien.

Ich begab mich daher auf den Weg, und zwar allein, wie ich immer geliebt habe. In Prag genoß ich die verkörperten historischen Erinnerungen der herrlichen Stadt, und vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Geschichte gingen auffordernd durch meinen Sinn. Von da über Teplitz nach Dresden und zwar mit dem Landkutscher, da es damals mit Reisegelegenheiten schlecht bestellt war. Den Weg verkürzte mir übrigens ein ältlicher Mann mit seiner jungen Frau, der unerschöpflich in dem Lobe von Prag war. Haben Sie die Gemäldesammlung gesehen? fragte er. Ich wußte gar nicht, daß es eine solche in Prag gab. Das sind Bilder! sagte er, besonders eines darunter von Raphael oder Gabriel, wie er heißt.

In Gießhübel hörte ich zuerst von einem, dem Anscheine nach vornehmen Mann den sächsischen Dialekt sprechen, und ich glaubte vergehen zu müssen. Die östreichische Mundart

ist plump, die sächsische aber abgeschmackt. Einen noch viel wunderlicheren Eindruck machte es auf mich, als ich in der Gegend von Meißen eine ziemlich hübsche Kellnerin mit einigen Fuhrleuten die gröbsten Zoten in dem reinsten Deutsch vorbringen hörte. In Dresden zog mich die Bildergalerie so an, daß ich ihr fast meine ganze achttägige Zeit widmete und erst am letzten Tage nach Tharandt hinausfuhr, um doch auch etwas von der schönen Natur zu genießen. Winkler (Theodor Hell) nahm mich sehr gut auf. Sonst kannte ich niemand, als Tieck, der mich in Wien besucht hatte, und Böttiger, mit dem ich zur Zeit der Sappho einmal Briefe gewechselt, wo denn mein Antwortschreiben sich in den anerkennendsten Ausdrücken erging, weil ich bei meinem schlechten Gedächtnisse und geringer Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur ihn mit Bertuch in eine Person zusammenwarf, welch letzterer bei mir durch seine Uebersetzung des Don Quixote und seine Andeutungen über die spanische Litteratur in gutem Andenken stand. Höchst komisch war es, als ich ihn besuchte und statt seiner eine junge Frauensperson, vielleicht seine Tochter, antraf, die eben des Vaters kleine antiquarische Sammlung reinigte. Sie hielt nämlich eben eine kleine, höchst obscöne Erzfigur mit einem für die Schamhaftigkeit viel zu kurzen Mantel in der Hand, an der sie unbefangen fortputzte, während sie mit mir sprach. Auch zu Tieck ging ich, der mich für den Abend auf die Vorlesung eines Shakespeareschen Stückes einlud. Tieck las vortrefflich, aber höchst ermüdend, da er zwischen den Akten keine Absätze machte und auch die redenden Personen weder durch die Namen, noch, mit Ausnahme der komischen Figuren, durch Abwechslung der Stimme bezeichnete. Die Hälfte seiner höchst gemischten Zuhörer nickte daher auf den Sitzen ein und wurden nur durch die Zeichen des Beifalls aufgeweckt, in welche sie lebhaft mit einstimmten. Mich selbst strengte die Vorlesung so an, daß ich darauf bei sinkender Nacht eine Stunde im Freien herumgehen mußte, um meine Geister für den Schlaf in Ruhe zu setzen. An einem der folgenden Abende ließ er mir die Wahl des zu lesenden Stückes. Um den Umfang seines deklamatorischen Talentes kennen zu lernen, wählte ich ein antikes. Er las den Oedip auf Kolonos von Sophokles. Da war aber das Merkwürdige, daß er bei Lesung des Titels das zweite O in Kolonos kurz aussprach, also nicht wußte, daß es im Griechischen mit langem

O geschrieben wird. Das Merkwürdigste aber, daß er nun auch durch das ganze Stück gegen Versmaß und Rhythmus immer Kolonos mit kurzem O las, als ob er den Text verbessert und nicht einen Bock geschossen hätte. Trotz seiner mannigfachen Gaben habe ich doch Tieck nie leiden mögen. Im Komisch-Parodischen ist er mitunter vortrefflich, und wenn nicht das Formlose seiner Anlage wäre, er hätte ein guter Lustspieldichter werden können. Alles übrige ist gesucht und gemacht. Er und Jean Paul gehören unter die frühesten Verderber unserer Litteratur.

Soll ich hier auch meine Meinung von Jean Paul niederschreiben, da sich später wohl keine Gelegenheit findet? Jean Paul hatte, im Gegensatz von Tieck, eine wirkliche und wahre Empfindung; er ging ihr aber als einem Genußmittel nach und verfiel dadurch in Empfindelei. Da nun zugleich seine Phantasie nicht gleichen Schritt hielt, so geriet er, so oft die Empfindung vorherrschte, in Nebelgestalten, und wenn er objektiv sein wollte, auf Gemeinheiten. Nur in seinen Stillleben gelang es ihm, beide zu vereinigen, und da ist er auch vortrefflich.

Wem es hart scheinen sollte, so begabte Schriftsteller als Kunstverderber bezeichnet zu sehen, der mag nur wissen, daß die jeweiligen Verderber der Kunst immer begabte Schriftsteller sind, da nur solche zur Billigung oder Nachahmung verlocken. Unbegabte verlacht man, und sie verderben niemanden als sich selbst.

Von Dresden ging es nach Berlin. Ich kannte von den dortigen Litteratoren niemanden, wohl aber ein paar Justizkommissäre, vortreffliche Leute, die kurz vorher in Wien gewesen waren. Einer von ihnen war Vormund der Sängerin Sontag, und ich machte die Bekanntschaft dieser halben Landsmännin eben erst in Berlin. Ueberhaupt bildete damals das Königsstädter Theater die Hauptunterhaltung. Das Königliche Schauspielhaus wurde, wenn ich mich recht erinnere, zur Zeit (im Jahre 1827 oder 1828) eben erst gebaut, und in dem prächtigen alten Opernhause waren die Milder und die Seidler schon bedeutend in der Abnahme. Ich war im Königsstädter Theater zugegen, als die Sontag nach ihrer ersten Pariser Reise zum erstenmale wieder auftrat. Das germanische Publikum empfing sie mit Pfeifen und Pochen. Fort mit der Französin, wurde von allen Seiten gerufen. La petite morveuse war aber durch nichts aus ihrer Fassung

zu bringen, sie spielte und sang, als ob all der Lärmen sie nichts anginge, und am nächsten Abende war sie schon wieder der unbestrittene Liebling des Publikums. Das reizende Geschöpf von damals ist sie noch.

In die litterarischen Bekanntschaften wurde ich durch einen mir bis dahin gleichfalls unbekannten Litterator eingeführt, dessen erste Erscheinung aber mit einem höchst störenden kleinen Unglücksfalle begleitet war. Ich war eben am Rasieren, als mir der Kellner im „König von Portugal", wo ich wohnte, einen Offizier anmeldete, der mich zu sprechen wünsche. Ich deckte daher schnell ein offenes Schnupftuch über das Rasiergeräte und empfing den Fremden, der, in voller Uniform und mit Orden geschmückt, niemand anderer als Baron Lamotte Fouqué war. Wenn man gegenwärtig den Namen Fouqué nennt, so verziehen sich die Gesichter zu spöttischem Lächeln; damals aber war er in so hoher Geltung, daß ein großer Teil der Nation ihn dem Altmeister Goethe an die Seite setzte. Ich besitze noch ein gestochenes Porträt von ihm, das durch seine Inschriften und Embleme nicht weit von einer Apotheose entfernt ist. Ueberhaupt überfällt einen Deutschen, der das sechzigste Jahr überschritten hat, ein wunderliches Gefühl, wenn er die unzähligen Geschmackswendungen, den immerwährenden Wechsel von philosophischen und sonstigen Ueberzeugungen sich zurückruft, die er in dieser Zeit erlebt: Ueberzeugungen, die von einer Ueberschwenglichkeit begleitet waren, die ihnen eine ewige Dauer zu versprechen schien, indes sie doch nach kaum mehr als zehn Jahren in nichts zerflossen waren. Goethe, Schiller und Lessing sind zwar, die einzigen aus unserer ganzen Litteratur, geblieben bis diesen Tag, niemanden aber fällt ein, zu glauben, daß der Wert dieser Heroen nicht bloß in ihrem Talent, sondern auch in ihren leitenden Grundsätzen lag. Man ändert, bessert, schreitet vor, und immer glaubt man wieder das Rechte gefunden zu haben. Da überschleicht einen solchen Beobachter denn wohl gar der Zweifel, ob aus einer so wetterwendischen, in ihren Ansichten so unklaren, in ihren Ueberzeugungen so schwankenden Nation je etwas Vernünftiges werden könne? Das war der Grund, warum ich im Jahre 1848 — doch davon zu seiner Zeit.

Gegenwärtig befinde ich mich in Berlin, Fouqué sitzt an meiner Seite, genießt eines nicht ganz unverdienten Ruhmes und ist demungeachtet so natürlich, lieb und gut,

als nur immer möglich. Ich mußte ihm versprechen, mit ihm seinen kranken Freund Franz Horn zu besuchen, und er erbot sich, mich in die litterarische Mittwochsgesellschaft einzuführen. Als er ungefähr nach einer Stunde wieder ging, trat das Unglück ein. Ich wollte mein Rasiergerät wieder aufnehmen, über das ich ein Schnupftuch gebreitet hatte, vergaß, daß das Messer geöffnet war, und griff durch das Tuch in die Schneide, so daß ich mir das oberste Glied von dem Zeigefinger der rechten Hand vollkommen spaltete. Das Blut wurde schwer genug mit Wasser gestillt, man riet mir, ich glaube: Feuerschwamm auf die Wunde zu legen, die auch heilte, aber die getrennten Teile standen in zwei Hälften auseinander. Ich mußte chirurgische Hilfe ansprechen. Der Finger wurde von neuem zum Bluten gebracht und vereinigte sich endlich auch bei der Genesung. Die Narbe davon ist noch jetzt sichtbar. Dieser Umstand verbitterte mir ein wenig meinen Berliner Aufenthalt und war zum Teil Ursache, daß ich meine Reise nicht bis nach Hamburg fortsetzte, wie anfangs meine Absicht war.

Ich fuhr nichtsdestoweniger fort, mir Berlin nach allen seinen Seiten anzueignen. Fouqué führte mich zu Franz Horn, der im Bette lag und aus dem Kranksein eine Art Geschäft zu machen schien. Ueber alles, was er dachte und sagte, war eine Mattigkeit verbreitet, die ich später auch in seinem Kommentar zu Shakespeare wiederfand. Er war der erste dieser Kommentatoren, die sich von Tieck bis Gervinus alle Mühe gegeben haben, diesen verständlichsten aller Dichter unverständlich zu machen. Wenn ich Shakespeare verständlich nenne, so meine ich nicht, daß man ihn demonstrieren könne. Demonstrieren kann man überhaupt keinen Natur- und daher auch keinen vollkommen natürlichen Kunstgegenstand. Aber denselben Hamlet, den Goethe sich fruchtlose Mühe gegeben hat, zu deduzieren, versteht der Schneider in der vierten Galerie, das heißt, er findet es natürlich, daß die Menschen sich so und nicht anders benehmen, und faßt das Ganze in eine erhöhte Empfindung auf. Eine Dichtung mitleben heißt aber sie verstehen. Wir mindern Poeten müssen uns an die Konsequenzen der Natur halten, die großen Dichter sind aber nur darum groß, weil sie auch die Inkongruenzen der Natur zur Geltung und Wirklichkeit zu bringen im stande sind.

Ich glaube, es war auch Fouqué, der mich in die

litterarische Mittwochsgesellschaft einführte. Die Versammlung war nicht zahlreich, da der schönen Jahreszeit wegen die meisten sich von Berlin abwesend befanden. Ich lernte da Varnhagen und Chamisso kennen, der mir, bis auf seine langen Haare, sehr wohl gefiel. Varnhagen ging mit mir nach Hause. Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen, meinte er, er wolle seiner Frau — jener später bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war daher herzlich froh, als man uns an der Hausthüre sagte, die Frau Legationsrätin sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Besuch nicht wiederholen.

Schon in den erstern Tagen nach meiner Ankunft besuchte mich ein Herr Stieglitz. Ich weiß nicht, war es derselbe Dichter, der später durch den Selbstmord seiner Frau eine so traurige Celebrität erlangt hat, oder ein anderer gleichen Namens. Meine bis heute währende litterarische Unschuld hat öfter zu Verstößen und Verwechslungen Anlaß gegeben. Dieser schien ein bevorzugter Schüler Hegels zu sein. Nach den ersten Höflichkeiten fragte er mich, ob ich den großen Philosophen nicht besuchen würde. Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht getraue, da ich von der Wirksamkeit und dem System desselben nicht das Geringste wisse. Nun vertraute er mir, daß er mit Vorwissen Hegels komme, der meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ich ging daher hin und wiederholte dem Meister, was ich dem Schüler gesagt hatte: der Grund, warum ich ihn nicht früher besucht, wäre, weil man bei uns erst bis zum alten Kant gekommen und mir daher sein, Hegels, System ganz unbekannt sei. Um so besser, versetzte, höchst wunderlich, der Philosoph. Es schien, als ob er besonders an meinem

Goldenen Vließ Interesse genommen habe, obwohl wir uns kaum darüber und überhaupt über Kunstgegenstände nur im allgemeinen besprachen. Ich fand Hegeln so angenehm, verständig und rekonziliant, als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe. Er lud mich für den folgenden Tag zum Thee, wo ich seine schlicht-natürliche Frau kennen lernte und auch die niedliche Sontag fand, so daß der Abend unter heiterm Gespräch und Musik verging, ohne daß man durch irgend etwas an den Katheder gemahnt wurde. Ebenda erfolgte eine zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubnis bat, einen meiner Landsleute beiziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wem er die Ehre seiner Gesellschaft gönne, mir gleichfalls willkommen sein werde. Es zeigte sich am bestimmten Tage, daß damit Herr Saphir aus Wien gemeint war, der gerade damals sein Unwesen in Berlin trieb, sich aber dem Philosophen gegenüber sehr schweigselig und untergeordnet benahm. Man sagte mir, Hegel begünstige ihn, teils aus Lust an seinen wirklich oft guten Späßen, teils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn seine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter einem Dache gewesen bin.

Für mein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geistigkeit, sorgten vier oder fünf Justizkommissäre, von denen ich zwei, wie ich schon früher sagte, in Wien kennen gelernt, mit den übrigen aber in Berlin durch jene ersten bekannt geworden war. Sie luden mich in der Reihe zu Gast, wo ich denn bemerken konnte, daß, wenn man auch tagtäglich in Berlin frugaler lebe als in Wien, bei Gastmählern dagegen Wien offenbar die Segel streichen müsse. Da einer von ihnen Mitdirektor des Königsstädter Theaters, ein zweiter aber Vormund der Sontag war, so fehlte auch die Liebliche höchst selten. Der Eifrigste unter ihnen war der Justizkommissär Marchand, der samt seiner vortrefflichen Frau mich mit Vorsorge überhäufte. Wo irgend eine lokale Merkwürdigkeit war, führte er mich hin, unter andern in die Weinhandlung zu Lutter und Wegener, wo sonst der phantastische Hoffmann seine Abende zubrachte. Hoffmann selbst — auch eine mit Unrecht vergessene Celebrität — war damals vor kurzem gestorben, und seine Zechbrüder saßen stumm und vereinzelt. Endlich kam auch ihr Matador, der Schauspieler Ludwig Devrient. Als man mich ihm vor-

stellte, benahm er sich wie ein im Geiste Abwesender, und auf meine spätere Frage: wo er wohne? sah er mich an, als über die Zumutung erstaunt, daß er selber wisse, wo er selber wohne. Erst nach ein paar Gläsern Wein kam er aus seinem Stumpfsinne zurück. Ich sah übrigens damals Devrient nicht spielen, weil, wie gesagt, das Schauspielhaus eben im Baue begriffen war. Ein paar Jahre darauf kam er nach Wien, und auch da habe ich ihn nur in weniger bedeutenden Rollen gesehen, da bei bedeutendern das Theater allzu überfüllt war. Ich erinnere mich daher keines, seinem großen Rufe entsprechenden Eindrucks. Nur eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle andern gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Scene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt und der Sohn, weil er ihn tot glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein, so bis ins Einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein zweites Mal erinnere ich mich einer ähnlichen Erscheinung. Mich interessierte eine sehr schöne Frau, die in Wien auf dem sogenannten Stock-am-Eisen-Platze im dritten Stocke wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung befand, erblickte ich an einem Fenster des mir wichtigen Hauses und dritten Stockwerks etwas Weißes, das ebensogut ein Mann, als eine Frau, oder wohl gar ein Stück aufgehängte Wäsche sein konnte. Im nächsten Augenblicke aber sah ich die Züge der Frau mit einer solchen Porträtähnlichkeit, daß ich sie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermutung hervorgebracht, daß meine Kurzsichtigkeit nicht von einer Beschaffenheit der Linse, sondern von einer Schwäche des Augennervs herrühre, die sich durch Aufregung und Zuströmen des Blutes für Momente verliert. Diese Schwäche meines Auges, dem schwache Gläser nicht helfen und das scharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Besuche des Theaters immer mehr und mehr und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als zehn Jahren besuche ich keines mehr.

Auch an Gelegenheit, mit Höhergestellten in Beziehung zu kommen, fehlte es nicht. Man wollte mich in die Theezirkel eines Ministers, Stägemann, glaub' ich, hieß er, einführen, was ich aber ablehnte, weil ich weder den Thee noch die Minister liebe. Dem Fürsten Wittgenstein, damaligem Oberaufseher der Theater, meine Aufwartung zu machen, wurde ich so oft aufgemuntert, daß ich fast glaube, es lag die Absicht vor, mich mit dem Berliner Theater in eine Verbindung zu bringen. Ich ging aber nicht hin, da die Schaubühne im allgemeinen eine Schöne ist, der ich sehr gerne den Hof machen, die ich aber durchaus nicht heiraten will. Auch, so sehr mir Berlin gefiel, hätte es mir Wien nicht ersetzen können. Abgerechnet die Schönheit der Natur rings um die östreichische Kaiserstadt, ist, wie in Wien zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutsche Bildung das Eigentümliche, daß sie sich gar zu gern von dem gesunden Urteile und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einstimmigkeit der litterarischen Meinungen zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir jemand sagte, er finde Goethe langweilig und Shakespeare roh; nicht als ob ich ihm recht gegeben hätte, sondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort schon voraus wußte. Nun herrscht zwar in Frankreich, oder herrschte noch vor kurzem dieselbe Einstimmigkeit; dort geht sie aber aus dem Charakter der Nation, wie eine Art Naturnotwendigkeit, hervor, in Deutschland dagegen werden die Meinungen von Koterien der Nation gegen ihre Natur — wie schon der ewige Wechsel zeigt — gewaltthätig aufgedrungen.

Da ich schon dabei bin, so interessiert mich, mich selber zu fragen, worin denn der Grund dieser litterarischen Feigheit der deutschen Nation, oder vielmehr des deutschen Publikums, d. h. des sogenannten gebildeten Teiles dieser in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Nation, allenfalls liegen mag? Mir scheint die Ursache in dem vielleicht durch das Klima bedingten Mangel eines starken Naturells, in der Sprödigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit der Auffassungsorgane und der ihnen entsprechenden Begehrungen zu liegen, zufolgedessen das Wirkliche nur einen schwachen Eindruck auf sie macht. Oder wenn dieser Eindruck auch stark im ganzen wäre, so fehlt die Unterscheidung der Bestandteile der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in jedem ein-

zelnen liegt. Dadurch werden sie zu Allgemeinheiten und Abstraktionen hingezogen, die, da sie im Geiste keine hinlängliche Rechtfertigung finden, im Wirklichen aber keinen Maßstab und kein Gegenbild haben, man ihnen geben und nehmen kann, wie man will. Sobald man scheinbar ihren Verstand überzeugt hat, folgt das Naturell ohne Widerstand; dem scheint zu widersprechen, daß in der Iffland-Kotzebueschen Zeit gerade die Darlegung der Einzelheiten des bürgerlichen Lebens Glück machte. Aber solche gedrückte Organisationen erfreuen sich auch, wenn man ihnen Unterschiede bemerklich macht, die ihrer eigenen Auffassung entgangen waren, nur fehlt dann das geistige Band, die Erhebung der Seele, die erst den eigentlichen Kunstgenuß ausmacht. Diese Lenkbarkeit, gegenüber welcher das: Es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht, keinen Grund ausmacht, ist, was ich die Feigheit des deutschen Publikums genannt habe. Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich notwendig eine unverschämte Litteratur.

Als ich am Tage vor meiner Abreise von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abschied nahm, fand ich dort einen sächsischen Grafen, der sich in den Kopf setzte, der schon etwas alternden, aber noch immer hübschen Frau den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geschenke, die sie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam. Als er hörte, daß ich nach Leipzig gehe, erbot er sich mir zum Reisegesellschafter, was ich bereitwillig annahm. Des andern Tages machten wir uns auf den Weg, und zwar über Potsdam und Sanssouci, das ich mir eigens für diese Gelegenheit aufgespart hatte. Wir verfolgten dort alle Erinnerungen an Friedrich den Großen, der mir immer widerlich war, ohne deshalb weniger groß zu sein. Besonders, im Vergleich mit Napoleon, darum, weil seine Größe gerade im Unglück am leuchtendsten hervortrat, indes sie bei Napoleon sich jedesmal, und nur zu sehr, verdunkelte.

Von da machten wir uns auf den Weg nach Leipzig. Solange mein Geld währte, bestritt ich die Postpferde und die sonstigen Auslagen. Auf der Hälfte unserer Reise aber meinte ich, daß nun die Reihe an meinen Gefährten gekommen sei. Da fand sich nun aber zum beiderseitigen Schrecken, daß er ohne Groschen Geld war. Als ich nämlich in Berlin von der Seidler Abschied nahm, sagte ich, ich müsse zum Bankier gehen, um Geld zu beheben. Nachdem ich aber

meine Barschaft überzählt hatte, fand ich, daß sie für die halben Reisekosten hinreiche, und beschloß, erst in Leipzig von meinem Kreditbrief Gebrauch zu machen. Mein Graf, der sein Geld in Berlin verthan hatte, zweifelte nach meiner Aeußerung bei der Seidler nicht, daß ich damit versehen sei, und beschloß echt edelmännisch, mein Schuldner bis Leipzig zu bleiben. Nun war Not an Mann, und mein Reisegefährte mußte seinen, wie es sich zeigte, höchst baufälligen Kredit anstrengen. Er fand aber doch, als in seinem Vaterlande und einer der besten Familien Sachsens angehörig, einmal einen Postmeister, der ihm Pferde auf künftige Zahlung gab, ein andermal jemanden, der ihm ein paar Thaler borgte, und so kamen wir, wie ein paar Lumpe, in Leipzig an.

Dort war Messe und die Stadt überfüllt. Mein Graf verschaffte mir aber ein Stübchen im Hôtel de Bavière, dessen Eigentümer er mich, unter Nennung meines Namens, als einen Dichter aus Wien empfahl. Der Wirt aber kannte keinen Wiener Dichter, als den Spaßmacher Castelli. Er nahm mich daher für diesen und behandelte mich als solchen mit vieler Aufmerksamkeit. Ich ließ mir das nach dem Vespasianischen Wahlspruch sehr gern gefallen und befand mich sehr wohl dabei.

In Leipzig lernte ich den Professor Wendt, der mir durch die Verwechslung seines Namens mit dem ähnlich klingenden West die Bekanntschaft Schreyvogels verschafft hatte, und den Justizrat Blümner, einen kenntnisreichen und sogar kunstverständigen Mann, kennen. Mit ihnen und meinem kreditarmen, aber gar nicht ungebildeten Reisegefährten brachte ich drei Tage recht angenehm zu.

Je näher die Zeit meiner Abreise heranrückte, um so schwerer wurde mir das Herz. Es ging nun nach Weimar. Einerseits freute ich mich darauf, andrerseits aber sank meine, ohnehin nicht große Meinung von mir selbst Grad für Grad in mir selbst zusammen. Uebrigens mußte es sein, und ich fuhr in der Landkutsche ab. In Weißenfels, wo der damals als Dichter und Kunstrichter geschätzte und gefürchtete Adolf Müllner wohnte, hielten wir Mittag. Ich fuhr weiter, ohne ihn zu besuchen, obwohl mich sogar der Kellner im Wirtshause dazu aufforderte, mit dem Beisatze, daß der Herr Doktor sehr gerne Fremde bei sich empfange. Der Mann hatte sich gar zu niederträchtig gegen mich benommen.

Müllners Bosheit hinderte nicht, daß er doch so ziemlich der letzte sachkundige Kritiker in ästhetischen Dingen war. Es ist nämlich seitdem der Begriff von Kunst verloren gegangen, den Müllner wenigstens festhielt.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutschland bekannten Gasthofe zum „Elefanten", gleichsam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da sandte ich den Kellner mit meiner Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimerat habe Gäste bei sich und könne mich daher jetzt nicht sehen. Er erwarte mich für den Abend zum Thee.

Ich aß im Gasthause; durch meine Karte war mein Name bekannt geworden, und der Geruch desselben verbreitete sich in der Stadt, so daß es an Bekanntschaften nicht fehlte.

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Gesellschaft, die des noch nicht sichtbar gewordenen Herrn Geheimerats wartete. Da sich darunter — und das waren eben die Gäste, die Goethe mittags bei sich hatte — ein Hofrat Jacob oder Jacobs mit seiner ebenso jungen als schönen und ebenso schönen als gebildeten Tochter befand, derselben, die sich später unter dem Namen Talvj einen litterarischen Ruf gemacht hat, so verlor sich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Gespräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete sich eine Seitenthüre, und er selbst trat ein. Schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er sprach mit diesem und jenem ein paar Worte und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengesetzten Seite des Zimmers stand. Er fragte mich, ob bei uns die italienische Litteratur sehr betrieben werde? Ich sagte ihm, der Wahrheit gemäß, die italienische Sprache sei allerdings sehr verbreitet, da alle Angestellten sie vorschriftmäßig erlernen müßten. Die italienische Litteratur dagegen werde völlig vernachlässigt, und man wende sich aus Modeton vielmehr der englischen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimischung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zustand der deutschen Kultur, vornehmlich der poetischen, mir nichts weniger als förderlich scheine. Ob ihm diese meine Aeußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wissen, glaube aber fast letzteres, da

gerade damals die Zeit seines Briefwechsels mit Lord Byron war. Er entfernte sich von mir, sprach mit andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte sich endlich, und wir waren entlassen.

Ich gestehe, daß ich mit einer höchst unangenehmen Empfindung in mein Gasthaus zurückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt gewesen, Goethe hatte mich im Gegenteile freundlicher und aufmerksamer behandelt, als ich voraussetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont, als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Thee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte, wäre es mir fast lieber gewesen. Ich bereute fast, nach Weimar gegangen zu sein.

Demnach beschloß ich, den nächstfolgenden Tag zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Weimars zu verwenden, und bestellte im Gasthaus die Pferde für übermorgen. Des nächsten Vormittags kamen Besuche aller Art, darunter der freundliche und ehrenhafte Kanzler Müller, vor allen aber mein Landsmann, der seit mehreren Jahren in Weimar angestellte Kapellmeister Hummel. Er hatte Wien verlassen, eh ich durch meine poetischen Arbeiten die Aufmerksamkeit auf mich gezogen, wir kannten uns daher von früher gar nicht. Nun war aber die Freude fast rührend, mit welcher der sonst im Umgange trockene Mann mich begrüßte und sich aneignete. Einerseits brachte ich ihm wohl die Erinnerung an seine schwer verlassene Vaterstadt zurück, dann mochte es ihm wohlthun, in Weimar, wo er nur abschätzige Urteile über die geistige Begabung Oestreichs zu hören bekam, einen Landsmann litterarisch geehrt und geachtet zu finden. Endlich bekam er Gelegenheit, mit einem Wiener wienerisch zu sprechen, welche Mundart er mitten unter Anderssprechenden rein und unverfälscht erhalten hatte. Ich weiß nicht, war es der Abstich, oder habe ich in meinem Leben nicht so schlecht deutsch sprechen gehört. Während wir den Besuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten und Kanzler Müller, der meine Herabstimmung bemerkt haben mochte, mir versicherte, die Steifheit Goethes sei nichts als eigene Verlegenheit, so oft er mit einem Fremden das erste Mal zusammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den

nächstfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern und bestellte die bereits für morgen besprochenen Pferde ab. Der Vormittag verging mit Besichtigung der litterarisch berühmt gewordenen Oertlichkeiten der Stadt. Am meisten interessierte mich Schillers Haus, vor allem aber der Umstand, daß in des Dichters Arbeitszimmer, einem eigentlichen Dachstübchen im zweiten Stockwerke, ein Greis, der noch zu Schillers Zeit als Souffleur beim Theater gestanden haben soll, einen kleinen Knaben, seinen Enkel, im Lesen unterrichtete. Die offene und geistig angeregte Miene des Kleinen gab der Illusion Raum, als ob aus der Studierstube Schillers dereinst ein neuer Schiller hervorgehen könnte; was freilich nicht eingetroffen ist.

Die Ordnung der Tage verwirrt sich mir. Ich glaube, es war an diesem ersten, da ich bei Hummel zu Mittage aß, und zwar ganz allein mit seiner Familie. Ich fand da seine Gattin, die einst so hübsche Sängerin Mamsell Röckel, die mir in Pagenkleidern und prallen seidenen Trikots noch immer vor der Erinnerung schwebte. Jetzt war sie eine tüchtige, ehrenwerte Hausfrau, die mit ihrem Gatten an Freundlichkeit wetteiferte. Ich fühlte mich zur ganzen Familie mit Liebe hingezogen, so wie ich Hummel, trotz etwas Handwerksmäßigem in seiner Gesinnung, doch als den letzten unverfälschten Schüler Mozarts achtete und verehrte.

Abends ging ich mit Kanzler Müller ins Theater, wo man ein unbedeutendes Stück gab, in dem aber Graff spielte, der der erste Wallenstein Schillers gewesen war. Ich fand ihn durch nichts ausgezeichnet, und als man mir erzählte, daß nach jener ersten Vorstellung Schiller aufs Theater geeilt sei, Graff umarmt und ausgerufen habe: jetzt erst verstehe er seinen eigenen Wallenstein! dachte ich mir: um wie viel größer wäre der große Dichter geworden, wenn er je ein Publikum und echte Schauspieler gekannt hätte. Uebrigens bleibt merkwürdig, wie der im Grunde wenig objektive Schiller sich in der Darstellung so ganz und gar objektivieren läßt. Er wurde bildlich, während er nur beredt zu sein glaubte. Ein Beweis mehr für sein unvergleichliches Talent. Bei Goethe ist gerade das Gegenteil. Während er vorzugsweise objektiv genannt wird und es großenteils auch ist, verlieren seine Gestalten in der Darstellung. Seine Bildlichkeit ist nur für die Imagination, in der Wirklichkeit verliert sich der zarte poetische Anhauch mit einer Art Not-

wendigkeit. Das sind übrigens spätere Reflexionen, die gar nicht hierher gehören.

Endlich kam der verhängnisvolle Tag mit seiner Mittagsstunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäste waren schon versammelt, und zwar ausschließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj schon am Morgen nach jenem Theeabende mit ihrem Vater abgereist und Goethes Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geschiedenen Tochter später so wert geworden ist, damals von Weimar abwesend war. Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über diese Reise nichts aufgeschrieben. Oder vielmehr, ich fing an, ein Tagebuch zu halten. Als mir aber durch meine Verwundung in Berlin das Schreiben anfangs unmöglich, später schwer wurde, entstand eine große Lücke. Das verleidete mir zum Teil die Fortsetzung, zum Teil währte die Schwierigkeit des Schreibens selbst noch in Weimar fort. Ich beschloß daher, unmittelbar nach der Rückkunft in Wien bei noch frischer Erinnerung das Fehlende nachzutragen. Als sich aber dort, wie man sehen wird, sogleich eine andere Beschäftigung aufdrang, kam die Sache in Vergessenheit, und ich habe von diesem, ich hätte bald gesagt: wichtigsten Moment meines Lebens nichts als die allgemeinen Eindrücke im Gedächtnis behalten. Von den Tischereignissen ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gespräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Stücke Brot krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte.

Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschiede forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessierten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtieren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zu teil.

Als ich mich des anderen Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibs mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen. Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen schien, worin er freilich gewissermaßen sich selbst lobte, denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen haben: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Aehnlicher wirken könne. Wenn Er und Schiller das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großenteils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen. Da war sein Briefwechsel mit Lord Byron; alles, was sich

auf seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Oestreich in Karlsbad bezog; endlich das kaiserlich östreichische Privilegium gegen den Nachdruck für seine gesammelten Werke. Auf letzteres schien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konservative Haltung Oestreichs gefiel oder, im Abstich der sonstigen litterarischen Vorgänge in diesem Lande, als Kuriosum. Diese Schätze waren, halb orientalisch, jedes Zusammengehörige einzeln, in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und Goethe benahm sich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs liebevollste entlassen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu besuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Besuch ihm durchaus nicht unangenehm sein. Erst später fiel mir auf, daß Müller das nicht ohne Goethes Vorwissen gesagt haben konnte.

Nun begab sich meine zweite weimarische Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin.

Diese Furcht bestand aus mehreren Elementen. Einmal schien mir in dem ganzen Bereich meines Wissens nichts, was würdig gewesen wäre, Goethen gegenüber vorgebracht zu werden. Dann habe ich meine eigenen Arbeiten erst später im Vergleich mit den Zeitgenossen schätzen gelernt; im Abstande von dem Frühergewesenen, namentlich hier in der Vaterstadt der deutschen Poesie, kamen sie mir höchst roh und unbedeutend vor. Endlich habe ich schon gesagt, daß ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Versiegens meines poetischen Talentes verlassen hatte, welches Gefühl sich in Weimar bis zur eigentlichen Niedergedrücktheit vermehrte. Goethen aber Klagelieder vorzusingen und von ihm durch nichts verbürgte Tröstungen entgegenzunehmen, schien mir doch gar zu erbärmlich.

In diesem Unsinn war übrigens doch auch ein Körnchen Sinn. Goethes damalige Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltsame war mir bekannt. Nun war ich aber der Meinung, daß Ruhe und Gemessenheit nur demjenigen anstehe, der im stande ist, einen so ungeheuern Gehalt hineinzulegen, als Goethe in der Iphigenie und im Tasso gethan hat. Zugleich meinte ich, daß jeder die Eigenschaften ins Spiel bringen müsse, in denen er seine Stärke hat. Das

waren nun bei mir damals warme Empfindung und starke Phantasie. Die Gründe einer solchen Abweichung von seinen Ansichten ihm selbst gegenüber zu verteidigen, fühlte ich mich, auf meinem damaligen Standpunkte der unbefangenen Anschauung, viel zu schwach; seine Darlegung aber mit einer geheuchelten Billigung oder einem lügenhaften Stillschweigen hinzunehmen, dazu hatte ich vor ihm viel zu viel Ehrfurcht.

Wie nun immer, ich ging nicht hin, und das hat Goethen verstimmt. Mit Recht mochte es ihm auffallen, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mich über meine Arbeiten und mich selbst aufzuklären, so gleichgültig versäumte. Oder er kam der Wahrheit näher und meinte, daß die Ahnfrau und die Vorliebe für ähnliche, ihm widerliche Ausbrüche bei mir noch nicht erloschen sei. Oder er durchsah meine ganze Stimmung und urteilte, daß Unmännlichkeit des Charakters auch ein bedeutendes Talent zu Grunde richten müsse. Er war von da an viel kälter gegen mich.

Was aber jene Unmännlichkeit betrifft, so gestehe ich und habe schon gestanden meine Schwäche, so oft ich mich einer verworrenen Masse von kleinen Beziehungen, vor allem aber dem Wohlwollen, der Ehrfurcht und der Dankbarkeit gegenüber befinde. So oft ich mir das Widerstrebende scharf begrenzen konnte, sowie im Ablehnen des Schlechten und im Beharren auf der Ueberzeugung, habe ich früher und später eine Festigkeit bewiesen, die man freilich auch Hartnäckigkeit nennen könnte.

Im allgemeinen aber kann man wohl aussprechen: Nur aus der Verbindung eines Charakters mit einem Talente geht das hervor, was man Genie nennt.

An einem dieser Tage wurde ich auch zum Großherzoge beschieden, den ich im sogenannten römischen Hause in all seiner Schlichtheit und Natürlichkeit antraf. Er unterhielt sich über eine Stunde mit mir, und meine Schilderung der östreichischen Zustände schien ihn zu interessieren. Nicht er, aber die meisten übrigen ließen einen Wunsch durchblicken, mich für das Weimarer Theater zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht zugleich auch der meinige war.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthalts von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später von mir Nachricht geben wolle, es sie sämtlich erfreuen werde. Also „sie“ in viel-

facher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abstande, für den Besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Am Tage meiner Abreise gab mir das sämtliche Weimar einen Abschiedschmaus im Schützenhause, zu dem Goethe auch seinen Sohn hinausgeschickt hatte. Es ging sehr lebhaft her, und auf mein Wohl und eine glückliche Reise wurde vehement getrunken. Ich war damals eine deutsche Celebrität. Das Interessanteste war mir mein Landsmann Hummel, der sich zum Schlusse ans Klavier setzte und phantasierte, wobei er die Melodie des sächsischen Posthornes zum Thema nahm. Ich habe ihn weder früher noch später so hinreißend spielen gehört.

Endlich saß ich im Wagen und fuhr über Jena nach Kahla. In Jena wurden Pferde gewechselt. Da aber eben Ferienzeit war, sah ich nur einige Studenten in ihrer damals noch höchst wunderlichen Tracht. Vor Kahla wäre ich bald in die Saale gefallen. Ich war bei hereinbrechendem Abend im Wagen eingeschlafen, und der Postillon ahmte mein Beispiel nach. Plötzlich erweckte mich ein lautes Geschrei. Es kam von einem Manne, der in die Zügel der Pferde griff, die bereits mit den Vorderfüßen auf dem Abhange standen, der hoch und steil in den Fluß hinuntergeht.

Man hatte mir die Verbindung mit Süddeutschland von Kahla aus als leicht dargestellt. Ich hatte aber alle Mühe, dort oder in der Nähe mit einer ungeheuren Diligence zusammenzutreffen, in der ich, auf gräßlichen Wegen, als einziger Passagier in der Nacht den Thüringer Wald passierte. Auch in Koburg mußte ich einen Tag verweilen, wo ich mich gräßlich langweilte, ohne bei meiner geringen litterarischen Topographie zu wissen, daß sich der Dichter Rückert dort aufhielt, der mir am Ende vielleicht noch übel genommen hat, daß ich ihn nicht besuchte. Endlich traf ich mit einem leidlichen Eilwagen zusammen, der mich bis nach München brachte.

München war damals im Entstehen. Von all den jetzigen Prachtgebäuden war erst die Glyptothek fertig, und zwar auch erst von außen. Von den Deckengemälden im

Innern war erst der Göttersaal im Angriff. Ich hatte den Genuß, mit Cornelius auf den Gerüsten herumzusteigen und in ihm den einzigen Maler kennen zu lernen, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege stand.

In ein nahes Verhältnis kam ich mit dem damaligen Minister Schenk, einem liebenswürdigen und poetisch begabten Manne. In seinem Hause, in dem er damals eine nicht mehr ganz jugendliche, aber höchst anziehende Verwandte beherbergte, habe ich sehr glückliche Stunden verlebt. König Ludwig hat weder damals noch später von mir Notiz genommen.

Der Aufenthalt in München und die Reiseeindrücke überhaupt hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich, sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen, das ich, statt eines langweiligen Verkehrs durch Briefe, Goethen zueignen wollte.

Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem litterarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren. Diese wollte ich nun einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück schreiben und dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied geben.

Daß ich vor allen denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Zensurschwierigkeiten darzubieten schien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Banchanus, dem „treuen Diener seines Herrn", obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen. Ich war auf ihn folgenderweise gekommen.

Als die damals regierende Kaiserin zur Königin von Ungarn gekrönt werden sollte, kam ihr Obersthofmeister, Graf Dietrichstein, zu mir und forderte mich im Namen der Kaiserin auf, ein Stück zu schreiben, das bei ihrer Krönung in Preßburg gespielt werden könnte. Mir war nicht unlieb, durch einen solchen Anlaß von außen aus meinem Schwanken von einem Stoff zum andern und überhaupt zur Thätigkeit gebracht zu werden. Ich nahm daher die ungarischen Geschichtschreiber Bonfinius und Istvanfyius vor und hatte auch bald eine passende Fabel gefunden. Es war die Geschichte jenes Aufruhrs, der gegen den König

Stephan und seine bayerische Gemahlin Gisela teils wegen der Bemühungen dieser letzteren für das Christentum, teils aus alter Abneigung gegen die Deutschen entstand. Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im „Treuen Diener" der Palatin Banchanus.

Als ich jedoch die Sache näher betrachtete, fanden sich bedeutende Schwierigkeiten. Einmal schien es wunderlich, zur Feier eines Krönungsfestes die Geschichte eines Aufruhres zu wählen. Dann wären in meinem Stücke zwei Kalenderheilige vorgekommen: der heilige König Stephan und sein Sohn Emeram; eine Profanation, welche die Zensur nie zugegeben hätte. Ich erklärte daher dem Grafen Dietrichstein auf seine Anfrage: ich hätte keinen passenden Stoff gefunden. Man ließ demnach für die Gelegenheit von einem höchst subordinierten Schriftsteller ein anderes Stück schreiben, dessen loyale Anspielungen sehr beklatscht wurden.

Bei Durchgehung der ungarischen Chronisten geriet ich auf den Palatin Banchanus, dessen Geschichte ich darum eine Sage genannt habe, weil dasselbe Ereignis in zwei Epochen mit geringen Verschiedenheiten zweimal vorkommt und daher wahrscheinlich nichts als eine Einkleidung für die Abneigung der Ungarn gegen die Deutschen ist.

Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinn, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere. Im französischen Revolutionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend als die Begeisterung der Republikaner. Banchanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort, trotz allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Banchanus bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornierter alter Mann geschildert ist.

Das Stück erfuhr gar keine Hindernisse von Seite der Zensur und wurde, ohne daß fast ein Wort gestrichen worden wäre, mit ungeheuerm Beifall aufgeführt.[1] Am

---

[1] 28. Februar 1828.

Schluß des dritten Aufzuges begehrte das Publikum den Verfasser. Als dieser nicht erschien, währte das Klatschen und Rufen beinahe bis zur Respektwidrigkeit gegen den anwesenden Hof, den ganzen Zwischenakt hindurch. Nach dem vierten Aufzuge ließ mich der Oberstkämmerer und, als solcher oberster Leiter des Theaters, Graf Czernin, rufen, um mir im Auftrage Sr. Majestät zu sagen, daß dem Kaiser mein Stück sehr gefalle, und daß, wenn das Publikum mich am Schluß wieder zu sehen begehre, ich mich demselben zeigen sollte. So geschah es. Der Beifall wollte nicht enden, ich erschien auf der Bühne und stattete durch eine stumme Verbeugung meinen Dank ab. Meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfnis befriedigte.

Des nächsten Vormittags wurde ich zum Präsidenten der Polizeihofstelle, Grafen Sedlnitzky, berufen. Mir schwante nichts Gutes und ich ging. Der Graf empfing mich sehr freundlich, aber in einiger Verlegenheit. Er sagte mir, er habe den Auftrag von Sr. Majestät,. mir zu eröffnen, daß Höchstdenenselben mein Stück sehr wohl gefallen habe. Ich versetzte, daß ich dasselbe schon gestern durch den Grafen Czernin erfahren hätte. Graf Sedlnitzky fuhr fort: das Stück habe Sr. Majestät so sehr gefallen, daß Sie alleiniger Besitzer desselben zu sein wünschten. Ich fragte: wie das zu verstehen sei? Die Antwort war: ich sollte mein ursprüngliches Manuskript abgeben, dem Theater würden die Souffleurbücher und einzelnen Rollen abgefordert und das Ganze in der Privatbibliothek des Kaisers aufgestellt werden, der alleiniger Besitzer des Stückes zu sein wünsche, weil es ihm gar so gut gefallen habe. Man werde mir jeden Vorteil ersetzen, der mir aus der Aufführung auf anderen Bühnen oder aus der Drucklegung zufließen könnte, es wäre vielmehr die Meinung, daß ich in meinen Forderungen nicht allzu ängstlich sein sollte; Se. Majestät seien sogar zu Opfern bereit. Auf meine Entgegnung: man werde mich doch nicht für so erbärmlich halten, daß ich eine meiner Arbeiten für Geld vom Erdboden verschwinden lassen wollte, erwiderte man mir: die Frage ob? wünschten Se. Majestät ganz außer der Verhandlung gelassen, es handle sich nur um das: wie? — Ich führe das alles wörtlich genau an.

Da man mir mein Stück im Notfalle auch ohne Ein-

willigung wegnehmen konnte, dachte ich auf Auskunftmittel. Ich sagte daher der Wahrheit gemäß, daß ich gar nicht mehr Herr über mein Stück sei. Ich selbst hätte mein Manuskript abschreiben lassen, beim Theater sei es wiederholt kopiert worden. Jedermann wisse, daß die mit der Kopiatur betrauten Souffleure der Theater einen heimlichen Handel mit widerrechtlich genommenen Abschriften trieben. Der Kaiser könne sein Geld ausgeben, ohne daß das Stück, und zwar ohne meine Schuld, der Oeffentlichkeit entzogen werde. Ich sah, mit welcher Freude der Präsident diese meine Aeußerung aufnahm, wie denn überhaupt in dem ganzen Vorgange ebenso gut ein Tadel gegen die Zensur, die mein Stück erlaubt, als gegen mich selbst, der es geschrieben hatte, verborgen lag. Er forderte mich auf, diese meine Bemerkungen schriftlich aufzusetzen und ihm zur weiteren Beförderung zu überreichen.

Das geschah. Ich setzte meine innern und jene äußern Gründe auseinander und übergab die Schrift dem Präsidenten. Als ich nach einiger Zeit wiederholt des Erfolges wegen nachfragen wollte, wurde ich nicht mehr vorgelassen, indes man mich vorher mit Zuvorkommenheit empfangen hatte. Die Sache war eingeschlafen. Das Stück wurde noch ein paarmal gegeben und dann zurückgelegt. Als ich es für den Druck einreichte, erhielt ich das Imprimatur, ohne daß ein Wort gestrichen worden wäre.

Was dem Kaiser an diesem bis zum Uebermaß loyalen Stücke mißfallen, oder wer ihm, nachdem er es selbst mit Beifall angesehen, etwas darüber ins Ohr gesetzt habe, ist mir bis auf diesen Augenblick ein Geheimnis geblieben. Personen, die, ohne zur nächsten Umgebung des Kaisers zu gehören, doch mit dieser Umgebung genau bekannt waren, haben nichts darüber erfahren können. Nur so viel weiß ich, daß der Polizeipräsident selber völlig im Dunkeln war, woher auch seine Verlegenheit entstand. Wie viel in dem ganzen Vorgang Aufmunterung zu künftiger poetischer Produktion lag, überlasse ich jedem zu beurteilen.

Bei meiner Zurückkunft aus Deutschland hatte ich mir vorgenommen, meine erste poetische Arbeit Goethen zuzueignen und deshalb unterlassen, ihm, nach seiner Erlaubnis, zu schreiben. Als es nun an den Druck des Treuen Dieners ging, fand ich das Stück viel zu roh und gewaltthätig, als daß ich glauben konnte, daß es auf ihn einen guten Ein-

druck machen werde. Ich unterließ daher die Dedikation, und da ich auch vorher unterlassen hatte, ihm zu schreiben, so mochte Goethe wohl denken, mein Besuch in Weimar sei nur eine Sache der Mode und der Neugier gewesen, und ich fühlte nicht jene Liebe und tiefe Verehrung für ihn, die ich bewahren werde bis ans Ende meiner Tage. Er hat in der Folge dieser und jener in Schriften und Gesprächen erwähnt; meiner nie. Es scheint, er warf mich mit dem übrigen Gesindel zusammen.

Um diese Zeit — ich weiß nicht mehr die Folge der Jahre — trat auch eine Aenderung in meiner ämtlichen Bestimmung ein. Ich führe sie nur an, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie ich immer in meinem Vaterlande behandelt wurde. Ich war in meiner Anstellung als Ministerialkonzipist an die Person des Finanzministers angewiesen und bezog in dieser Eigenschaft eine jährliche Gehaltszulage. Nach dem Tode des Grafen Stadion kam ein neuer Finanzminister, ein gutartiger, rechtschaffener, aber höchst bornierter Mann, eigentlich nur ein Namensträger für den Vizepräsidenten Pillersdorff, der die Geschäfte leitete. Dieser herzensgute Mann, der gegen jedermann wohlwollend war, hatte eine eigene Abneigung gegen mich gefaßt. Ich weiß nicht, war die Ursache, daß ich in früherer Zeit unfreiwilliger Zeuge der geringschätzigen Art sein mußte, mit der ihn sein damaliger Vorgesetzter, Graf Stadion, behandelte, oder war es der Nachklang einer Polizeigeschichte, die ich früher übergangen habe, jetzt aber doch als charakteristisch für die damalige Zeit anführen muß.

In Wien bestand seit mehreren Jahren eine lustige Gesellschaft, die sich und ihren Versammlungsort die Ludlamshöhle nannte. Anfangs höchst zufällig durch das Zusammenkommen einzelner Litteratoren in einem Gasthofe gegründet, fanden sich bald ohne Wahl Gesellschafter aller Art ein, so daß das Ganze den Charakter von niedriger, ja obscöner Spaßmacherei bekam. Die Bessern darunter änderten ihr Lokal, schlossen die räudigen Schafe aus und verfaßten sogenannte Statuten, die nichts als die Abhaltung der Unanständigkeit bezweckten. Die neue Gesellschaft fand großen Anklang, und bald gehörten alle bessern Maler, Musiker und Litteratoren der Residenz ihr an. Die Leute besaßen auch, teils durch natürliche Anlage, teils durch lange Gewohn-

heit, eine Virtuosität im nicht unanständigen Spaß, daß es etwas Aehnliches, wenigstens in Deutschland, wahrscheinlich nie gegeben hat. Vorlesungen, improvisierte Parodien am nämlichen Abend im Theater neu aufgeführter Stücke, Gesang, Musik, unschuldiger Spott ließen die Stunden im Flug vorübergehen. Durchreisende Künstler und Litteratoren suchten und fanden Zutritt und haben noch lange später gestanden, gleich vergnügte Abende niemals und nirgends zugebracht zu haben. Mein Altersgenosse, Baron Zedlitz, der damals noch im Gegensatz seiner jetzigen diplomatischen Richtung stand, hatte sich gleichfalls aufnehmen lassen, und nun drang alles so sehr in mich, ein Gleiches zu thun, daß die Weigerung beinahe zur Unhöflichkeit geworden wäre. Ich ging einmal hin, mir die Sache anzusehen, wurde durch Acclamation zum Mitgliede aufgenommen und brachte von da an einige vergnügte Abende dort zu. Vorgelesen habe ich in der Gesellschaft nichts als jene Vision, die ich bei der Genesung des Kaisers Franz von einer schweren Krankheit schrieb und die, im höchst loyalen Sinne, eine unglaubliche Wirkung in der ganzen Monarchie hervorgebracht hat. Uebrigens währte meine Mitgliedschaft nicht länger als sechs oder acht Wochen, ja ich glaube, daß mein und Zedlitzens Beitritt die Katastrophe herbeigeführt oder doch beschleunigt hat.

Es war damals ein Polizeidirektor in Wien, den ich wohl einen Schurken nennen darf, da er wenig später wegen Geldunterschlagung sich selbst den Tod gegeben hat. Er hatte damals eine Beförderung im Sinn, und da er den Widerwillen, um nicht zu sagen die Furcht des Kaisers vor allem Geheimen kannte, so beschloß er, um sich ein Verdienst zu machen, die Ludlamshöhle als geheime Gesellschaft zu behandeln und als solche aufzuheben. Schon der Lärm, den die Mitglieder an ihren Versammlungsabenden machten, schloß jeden Verdacht des Geheimen aus. Ja, man hatte ihnen sogar Geldbeträge, die sie von dem Ueberschuß der eingegangenen Strafgelder für wohlthätige Anstalten alljährlich abführten, als von dieser Gesellschaft herrührend ämtlich quittiert.

Trotz dem allen wurde das Versammlungslokal in einem Gasthause bei tiefer Nacht von Polizeibeamten überfallen, die Thüren gesprengt, die vorhandenen Schriften und Musi-

kalien weggenommen und im Triumph davongetragen. Am darauffolgenden frühen Morgen fanden sich bei mehreren Mitgliedern, aber wohlgemerkt nur bei Schriftstellern, worunter auch ich gehörte, gleicherweise Polizeibeamte ein, welche die Schriften versiegelten, Protokolle aufnahmen und mit einer Wichtigkeit die Verhöre betrieben, als ob das Heil des Staates in Gefahr stünde. Ich durfte denselben Tag meine Wohnung nicht verlassen, ja nicht einmal meinen Bedienten ins Gasthaus um Essen schicken. Ein Polizeidiener holte das Mittagsmahl, das wir, ich mit dem Zurückgebliebenen der beiden Beamten, mein Bedienter mit dem im Vorzimmer aufgestellten Polizeidiener, gemeinschaftlich verzehrten.

Obschon die Polizeibehörde noch am Abende des nämlichen Tages merkte, daß sie eine Dummheit begangen habe, trieb sie es doch bis zum wirklichen Urteilsspruche, der, als über ein schweres Polizeivergehen, die bürgerliche Stellung der in der Gesellschaft befindlichen Beamten gefährdet hätte. Das Urteil wurde nun zwar von der politischen Oberbehörde als lächerlich kassiert; für die Aengstlichen und Schwarzseher blieb aber immer eine Makel auf denjenigen kleben, die der Gesellschaft angehört hatten.

Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieser Gelegenheit erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise gewesen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland unternahm.

Unter die Aengstlichen und Schwarzseher, deren ich oben erwähnt habe, gehörte nun auch mein Vorgesetzter, der Finanzminister. Wenigstens als ich mich, da eben Staatspapiere nach Brüssel zu überbringen waren, zur Reise erbot, lehnte er es gegen den Kanzleidirektor ab, und zwar darum, weil ich ein Mitglied der Ludlam gewesen sei. Diese Abneigung hatte zur Folge, daß, indes allen vom Grafen Stadion hinterlassenen Ministerialbeamten ihre Gehaltszulagen ohne Weigerung ausgezahlt wurden, der neue Minister nur bei mir eine Ausnahme machte und ich nach Verlauf jedes Quartals Vorbitter und Protektionen bedurft hätte, um zum Genuß des Meinigen zu kommen. Ich konnte diese Zulage aber um so weniger entbehren, als ich im Vertrauen auf diese Mehreinnahme die ständige Unterstützung meines zweiten Bruders mit seiner Familie auf mich ge-

nommen hatte, der durch eigene Schuld in die betrübtesten Umstände geraten war.

Während ich auf allen Seiten nach Auswegen suchte, starb der Archivsdirektor der Finanzhofstelle. Sein Gehalt betrug genau so viel, als mein bisheriger, zusammen mit der Zulage. Ich ergriff dieses Auskunftsmittel und setzte mich um diese Stelle in Bewerbung, die ich auch erhielt, weil keiner meiner Kollegen sie mochte. Ihr Antritt war nämlich zugleich auch ein Ausscheiden aus jenem Geschäftsbereich, der zu höhern Beförderungen berechtigte, gewissermaßen ein Abschneiden jeder weiteren Aussicht. Ebendeshalb bezog mein Vorgänger im Archiv außer jenem festen Gehalte noch eine Personalzulage, um, bei den eben berührten Verhältnissen, einen Beamten, der die philosophischen und Rechtsstudien zurückgelegt hatte, zu vermögen, mit dieser letzten Hoffnung für das ganze Leben sich zu begnügen. Auch diese Zulage wurde mir zugesagt, mit dem Beisatze jedoch, daß erst nach drei- oder viermonatlicher Dienstleistung man mit Berufung auf meine gezeigte Geschäftstüchtigkeit bei Sr. Majestät auf diese Gehaltsvermehrung antragen könne. So trat ich denn mein neues Amt an, das mir anfangs durch die feindliche Gesinnung meiner Untergebenen, von denen die Aeltestdienenden sich selbst um die Direktorsstelle beworben hatten, sehr sauer gemacht wurde.

Als die Zeit herankam, bei Sr. Majestät um jene Zulage einzuschreiten, hatte sich ein neues Unglück begeben.

Die Vaterlandsliebe war geradezu mit meinem Innersten verwachsen. Außer dem, was davon in jedem wohlgeschaffenen Menschen natürlich ist, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für alles empfängliche Sinn des Oestreichers ein mir gemäßes, wohlthätig warmes Element. Ich hatte mich deshalb auch mit dem übrigen Deutschland nicht ganz befreunden können. Diese Liebe des Vaterlandes trug ich nun auch gar zu gern auf die regierende Familie, als die Repräsentanten desselben, über. So wenig Gutes mir bis dahin noch von ihnen widerfahren war, so brauchte es doch unendlich lange, bis ich mit einem oder dem andern von ihnen mit mir selbst aufs reine kam. Um diese Zeit war der Kronprinz, nachmalige Kaiser Ferdinand, schwer erkrankt. Die Meinungen über diesen jungen Prinzen waren sehr geteilt. Die einen dachten gering von seinen

Fähigkeiten, die andern schlossen aus seinem Schweigen bei der staatsrätlichen Verhandlung unbeliebter Maßregeln auf oppositionelle volksfreundliche Gesinnungen. Ueber seine vollkommene Gutmütigkeit war jedermann einig. Als er nun schwer krank daniederlag, machte ich meiner Besorgnis und meinen Hoffnungen in einigen Strophen Luft, wie es denn überhaupt meine Gewohnheit war, zur Lyrik nur als einem Mittel der Selbsterleichterung Zuflucht zu nehmen, weshalb ich mich auch für einen eigentlich lyrischen Dichter nicht geben kann. Der Sinn des Gedichtes war, der Wahrheit gemäß, daß erst die Zukunft seine geistigen Eigenschaften enthüllen müsse, vorderhand mache es uns glücklich, zu wissen, daß er den höchsten Vorzug des Menschen, die Güte, die in ihrem vollendeten Ausdruck selbst eine Weisheit sei, ganz und vollkommen besitze. Mir entging nicht, daß diese Wendung übeln Deutungen ausgesetzt sein könnte; ich schrieb das Gedicht aber auch für mich und dachte auf keine Veröffentlichung. Als es vollendet auf meinem Arbeitstische lag, besuchte mich ein Freund, der, ohne selbst Litterator zu sein, doch mit allen Litteratoren Wiens in Verbindung stand. Ich wurde abgerufen, und in der Zwischenzeit las er ziemlich unbescheidenerweise das offen daliegende Gedicht. Er war, vielleicht gerade, weil die Darstellung inner den Grenzen der Wahrheit blieb, ganz entzückt und sprach davon in diesem Sinne zu seinen litterarischen Freunden. Diese begehrten es nun auch zu hören, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Ich las es abends im Gasthause vor, wo wir ein abgesondertes Zimmer innehatten, und nun drang alles, vorzüglich aber der Redakteur der damals bestehenden Wiener Zeitschrift in mich, es drucken zu lassen. Einerseits beruhigte mich die ausnahmslose Billigung so vieler ganz gescheiter Leute über die Furcht einer möglichen übeln Deutung, andererseits mußte das Gedicht der Zensur vorgelegt werden, die, wenn sie ein Arges fand, es ohnehin verbieten würde. Es wurde daher ausgemacht, daß es der Redakteur der Wiener Zeitschrift dem uns allen wohlbekannten Zensor nicht ämtlich, sondern als Freund überreichen und, wenn dieser Bedenken fände, das Gedicht wieder zurücknehmen sollte. Das geschah. Der Zensor, selbst Dichter und durch einige Zeit Theaterdirektor, erklärte, die Bewilligung zum Drucke nicht auf sich nehmen zu können. Als aber der Re-

dakteur der Zeitung das Gedicht wieder zurückverlangte, entgegnete jener, das laufe gegen seine Pflicht, er müsse es der höhern Behörde vorlegen. Ob das nun unverständiges Bestreben, die Drucklegung zu fördern, oder Schurkerei war, weiß ich nicht. Die Druckbewilligung wurde verweigert, zugleich aber das Gedicht in unzähligen Abschriften verbreitet. Gerade diejenigen, die von dem Prinzen übel dachten, sahen in meinen Versen eine beabsichtigte Verspottung desselben. Feile Schufte schrieben in gleichfalls abschriftlich verbreiteten Knüttelreimen gegen mich und mein Gedicht. Es war ein litterarisch-dynastischer Aufruhr.[1]

Unter diesen Umständen gelangte der Vortrag der Finanzhofstelle mit dem Einraten auf eine Gehaltszulage an Se. Majestät.

Es ist in Oestreich die Gewohnheit, daß diejenigen, für welche eine sogenannte Gnadensache Sr. Majestät zur Entschlußfassung vorgelegt wird, sich persönlich dem Kaiser in besonderer Audienz vorstellen. Teils konnte ich nicht, teils wollte ich gerade in meinem Falle von dieser Uebung nicht abweichen. Man hatte mir den Kaiser als höchst erzürnt über mein Gedicht vorgestellt. Mir lag daran, wenn er sich etwa in diesem Sinne äußern sollte, seine falsche Ansicht nach Möglichkeit zu berichtigen.

Ich meldete mich zur Audienz und wurde angenommen. Es war das einzige Mal, daß ich den Kaiser Franz sprach. Bei meinem Eintritt in den Vorsaal zischelten sich mehrere heimlich in die Ohren; ein hochgestellter Geistlicher, sonst mein vertrauter Freund, that alles mögliche, meine Nähe zu vermeiden, ja einer der beim Eingang in das Arbeitszimmer des Kaisers aufgestellten Gardisten sprach allerlei von der üblen Stimmung desselben und seiner Strenge im Zorn, was offenbar auf mich gemünzt war. Ich dachte mit Goethes Georg im Götz von Berlichingen: Guckt ihr —! Endlich wurde ich, der allerletzte oder einer der letzten, eingelassen. Der Kaiser empfing mich sehr gütig. Als ich meinen Namen und den Gegenstand meiner Bitte nannte, fragte er — obschon er es wahrscheinlich so gut wußte als ich — „Sind Sie der nämliche, der der Autor ist?“ Ich bejahte und setzte meine Gründe und Ansprüche auf die mit der Archivs-

[1] Dieses Gedicht, mit einem Nachwort: „Die Klage“ findet sich Bd. I, S. 191 f.

direktorsstelle verbundene Gehaltszulage auseinander. Der Kaiser hörte mich ruhig an und sagte: „Ihr Gesuch ist ganz billig, da Sie ganz in dem Falle Ihres Vorgängers sind.“ Endlich entließ er mich mit den Worten: „Sein Sie nur fleißig und halten Sie Ihre Leute zusammen.“ Da der Kaiser meines Gedichts nicht erwähnte, fühlte ich mich auch meinerseits nicht berufen, darüber ein Wort zu verlieren, und ging. So mild aber seine Worte waren, so wenig waren es seine Handlungen. Er hatte schon damals den mich angehenden Vortrag der Finanzhofstelle unter diejenigen Aktenstücke gelegt, die er entschlossen war, während seines ganzen Lebens nicht zu entscheiden. Erst länger als ein Jahr nach seinem Tode wurde es mit Mühe unter den Rückständen aufgefunden, die aus ähnlichen Ursachen sich angehäuft hatten. Aber auch als es sich jetzt fand, hatte bereits ein Staatsrat, auch einer meiner Maulfreunde und Gönner, sein Mütchen an mir oder vielleicht nur an der Finanzhofstelle, die seinen Sohn nicht nach Wunsch beförderte, ämtlich gekühlt, indem er statt der Gehaltszulage auf eine Gehaltsvermehrung einriet, durch welche ich freilich aber 200 Gulden jährlich verlor; ein Verlust, der mir erst später unter dem Ministerium des Baron Kübeck gutgemacht worden ist.

Auch der Hauptbeleidigte, der Kronprinz, war gegen mich so sehr erzürnt, als seine wirkliche Gutmütigkeit ihm erlaubte. Es befand sich damals eben der Bauchredner Alexandre, ein ziemlich gebildeter Mann, in Wien, mit dem ich zufällig bekannt wurde. Er machte seine Künste auch bei Hofe, und in einem Gespräche mit dem Kronprinzen erwähnte er auch meines Gedichtes, und wie er wisse, daß ich gar keine üble Absicht dabei gehabt habe. Er hat sie allerdings gehabt, sagte der Prinz; man hat ihn aufmerksam gemacht, und dennoch wollte er es drucken lassen. Als Alexandre mir das erzählte, dachte ich wieder mit Götz von Berlichingen: „Kaiser, Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder,“ obwohl ein Bauchredner eigentlich kein Räuber ist. Wer dem Kronprinzen jene böswillige Lüge gesagt hat, weiß ich freilich nicht.

Ich stand nunmehr sowohl mit dem gegenwärtigen, als mit dem künftigen Kaiser in dem übelsten Verhältnisse, was für keinen Fall erfreulich ist.

Ganz litterarisch unthätig war ich in der Zwischenzeit nicht gewesen. Die Ereignisse bei Gelegenheit meines Ottokar und des Treuen Dieners hatten mich belehrt, daß historische Stoffe zu behandeln in den östreichischen Landen höchst gefährlich sei. Reine Empfindungs- und Leidenschaftstragödien aber verlieren ihr Interesse bei des Dichters zunehmenden Jahren. Man kann mir einwenden, ich hätte mich über die engen östreichischen Verhältnisse wegsetzen und für die Welt oder doch für Deutschland schreiben sollen. Aber ich war nun einmal eingefleischter Oestreicher und hatte bei jedem meiner Stücke die Aufführung, und zwar in meiner Vaterstadt, im Auge. Ein gelesenes Drama ist ein Buch, statt einer lebendigen Handlung. Wenige Leser haben die Gabe, sich jene Objektivierung, jene Wirklichkeit hinzuzudenken, welche das Wesen des Drama ausmacht, wenigstens seinen Unterschied von den übrigen Dichtungsarten.

Da fiel mir einmal der erste Akt von: „Traum ein Leben“ in die Hände, welches Stück ich schon in meiner frühesten Zeit begonnen, aber weggelegt hatte, weil der mit der Rolle des Zanga beteilte Schauspieler statt des Negers durchaus einen Weißen haben wollte. Das Bunte, Stoßweise des Stoffes war eben geeignet, mir selber einen Anstoß in meiner Verdrossenheit zu geben.

Es ist hier vielleicht der Ort, über das Gewaltthätige zu sprechen, das sich in meinen meisten Dramen findet, und das man leicht für Effektmacherei halten könnte. Ich wollte allerdings Effekt machen, aber nicht auf das Publikum, sondern auf mich selbst. Die ruhige Freude am Schaffen ist mir versagt. Ich lebte immer in meinen Träumen und Entwürfen, ging aber nur schwer an die Ausführung, weil ich wußte, daß ich es mir nicht zu Dank machen würde. Die schonungsloseste Selbstkritik, die sich in früherer Zeit unmittelbar nach der Vollendung Platz machte, fing jetzt schon an, sich während der Arbeit einzustellen. Es war daher immer entweder die Schwierigkeit der Aufgabe, oder die Heftigkeit des Anlaufs, was die Lust am Vollenden vor dem Schlusse nicht erkalten ließ. Zugleich war ich kein Freund der neuern Bildungsdichter, selbst Schiller und Goethe mitgerechnet; nebst Shakespeare zogen mich die Spanier, Calderon und Lope de Vega, an; nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung; was durch seine bloße Existenz Glauben erzwingt,

das schien mir die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein. Eine gefährliche Richtung, der ich vielleicht nicht gewachsen war. Sich immer auf dem Standpunkte der Anschauung zu erhalten, wird schwer in unserer, auf Untersuchung gestellten Zeit.

Als ich mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser war gar nicht gut darauf zu sprechen. Er zweifelte an der Möglichkeit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig ausgemacht war; hatte ich es doch aufführen gesehen, als ich es schrieb. Dieses Mißfallen war um so sonderbarer, als vor mehreren Jahren, als ich Schreyvogeln die erste Idee mitteilte, er davon ganz entzückt schien. Der vortreffliche Mann wurde aber leicht ängstlich, wenn ihm ein Neues vorkam, wozu er kein Gegenbild in den klassischen Mustern fand. Auch mochte der Titel „Traum ein Leben" ihn stören, da es sich dadurch gleichsam als ein Seitenstück zu Calderons: „Leben ein Traum" anzukündigen schien, das Schreyvogel selbst für die deutsche Bühne bearbeitet hatte. Bei seiner großen und gerechten Verehrung für Calderon mochte ihm diese Gegenüberstellung, als Kunstrichter und als Bearbeiter, mißfallen.

Da ich gar nicht willens war, mit Schreyvogel in Konflikt zu geraten, legte ich das Stück ruhig hin. Hatte es doch seinen Zweck, mich zu beschäftigen und zu zerstreuen, vollkommen erreicht.

Ich habe schon gesagt, daß ich über die Zeitfolge der Ereignisse in großer Verwirrung bin. Die Ursache davon ist, daß ich bis auf den gegenwärtigen Augenblick immer bestrebt war, sie zu vergessen. Ich fühlte mich vielleicht etwas hypochondrischerweise so von allen Seiten bedrängt und eingeengt, daß ich kein Hilfsmittel wußte, als die martern-den Gedankenfäden abzureißen und mich in eine neue Reihe zu versetzen. Das hat mir übrigens auch sonst unendlich geschadet. Es hat das ursprünglich Stetige meines Wesens, um mich Kantisch auszudrücken, zum Fließenden gemacht, und selbst mein Gedächtnis, das in der Jugend gut war, wurde durch das immerwährende Abreißen und Neuanknüpfen untreu und schwach. Ich möchte jedem, der etwas Tüchtiges werden will, anraten, die unangenehmen Gedanken fortzudenken, bis sie im Verstande eine Lösung finden. Nichts ist gefährlicher als die Zerstreuung.

Also ich glaube, es war um diese Zeit, daß ich von Beethoven angegangen wurde, ihm einen Operntext zu schreiben. Ich habe die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Beethoven und dieses Operntextes in einem besondern Aufsatze beschrieben, ich erwähne daher hier nur so viel, daß mein Verleger Wallishauser, der ein gutes Geschäft zu machen glaubte, mir mein Autorrecht auf diesen Operntext abkaufte und mir dadurch die Möglichkeit einer Reise verschaffte.

Sie ging diesmal nach Paris und London. Außer meinem gewöhnlichen Reisezwecke, einmal freier Atem zu holen, war es diesmal auch der Wunsch, mir von diesen oft erwähnten Weltstädten eine deutliche Vorstellung zu verschaffen. Ich ging, wieder allein, über München, Stuttgart, Straßburg nach Paris. In Stuttgart machte ich die Bekanntschaft Uhlands, des letzten deutschen Dichters, der bei sich zu Hause ebenso liebenswürdig ist, als in der Fremde schweigselig und neblicht. In Paris hütete ich mich, die französischen Schriftsteller zu besuchen. Diese Leute sind ungemein von sich eingenommen, weil ihnen nicht deutlich wird, daß sie zwei Dritteile ihres Ruhmes dem Umstande verdanken, daß sie französisch, also in der Weltsprache, schreiben. Da sie nun zugleich von fremden Litteraturen, großenteils mit Recht, nichts wissen, so kommt man mit ihnen immer in die Stellung eines Handwerksburschen, der auf seiner Wanderung bei einem fremden Meister vorspricht. Mit Alexandre Dumas wurde ich durch einen deutschen Arzt bekannt. Er lud mich zum Frühstück, zu dem auch Viktor Hugo gebeten war, der aber nicht kam. Dumas hatte durch seine damalige Maitresse, spätere Frau, die Schauspielerin Ida, die in Straßburg erzogen war, eine dunkle Idee von der „Ahnfrau", für die er, als selbst dem genre romantique angehörig, einen großen Respekt bezeigte. Er galt übrigens unter seinen Kollegen für einen Kenner der deutschen Litteratur. Seine Egeria hierin war eben jene Mlle. Ida, die auch nur ein paar deutsche Worte wußte, indes er selbst nicht ein einziges verstand. Dieser Ruf der Kennerschaft fremder Litteraturen ist übrigens in Paris leicht zu erwerben. Ich saß einmal im Théâtre français zwischen zwei Herren, die in mir leicht den Deutschen erkannten. Sie sprachen daher von deutscher Poesie, indem sie dabei

auf einen etwas seitwärts von uns auf der vorderen Bank sitzenden Mann wiesen, den sie als einen grand connoisseur de littérature allemande bezeichneten. Während sie nun von Schillair und Go-ëthe sprachen, wendete sich der Kenner um und verbesserte: on prononce Gouthe.

Wenn ich in Wien nie ins Theater ging, ging ich beinahe täglich in Paris. Der Unterschied interessierte mich. Das Théâtre français war damals ganz im Verfall. Talma war tot und die Rachel noch nicht erschienen. Die Mars spielte nur noch bei einzelnen Gelegenheiten. Ich sah sie in den „Falschen Vertraulichkeiten", einer ihrer Glanzrollen, wo ich mir aber sagen mußte, daß Madame Löwe in Wien mir besser gefallen hatte, selbst was die Haltung und die Feinheit des Spiels betrifft. Dagegen war sie in der „Blinden Gabriele", deren sentimentale Jugendlichkeit mit ihren sehr vorgerückten Jahren im schreiendsten Kontrast hätte stehen sollen, unübertrefflich. Das übrige war mittelmäßig und, wenn sie tragierten, widerlich. Ligier ist ein gräßlicher Mensch. Am besten gerieten ihnen noch neuere Tragödien, aber eine von Racine, die sie gaben, sah sich an, wie ausgewaschener Kattun.

Desto besser waren die kleinen Theater. Was der Franzose selbst beobachten kann, das stellt er mit Meisterschaft dar, aber das Stilisieren und Idealisieren gelingt ihm durchaus nicht.

Auch die große Oper ist höchst interessant, schon wegen der Vollendung der Mittel, wenn man auch mit dem Zwecke nicht immer einverstanden sein sollte. Eine Darstellung, wie die von Meyerbeers Hugenotten, die damals neu waren, hat man außer Paris wohl nie gesehen. In Wien mußte ich mir die Oper auf zwei Abende einteilen, in Paris habe ich sie fünf- oder sechsmal von Anfang bis zu Ende mit immer steigendem Interesse gesehen. Ueberhaupt lassen die französischen Darsteller eine Ermüdung nicht aufkommen. Sie übertreiben, aber sie reißen hin. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein rotes Glas ansähe: die Farbe ist nicht mehr natürlich, aber die Einheit der Färbung erzeugt eben auch eine Harmonie. Die Kunst ist etwas anderes, als die Natur. Voltaires genre ennuyeux hat seinen Wohnsitz in Deutschland.

Ich machte die Bekanntschaft Meyerbeers, der sich sehr

liebenswürdig benahm und mir eben wiederholt Platz zu den überfüllten Aufführungen seiner Hugenotten verschaffte. Auch Thalberg war da, für mich der Klavierspieler par excellence.

Mit Alexandre Dumas hatte ich ein eigenes Unglück. Es war damals eben zwölfmal mit ungeheurem Beifall sein neuestes Trauerspiel „Don Juan de Maraña“ aufgeführt worden. Dumas lud mich ein, der dreizehnten Vorstellung beizuwohnen, er gab mir sogar eine Anweisung auf einen Sperrsitz, den man aber an der Kassa nicht respektierte. Das Stück war, trotz einigen Zügen von Talent, das Absurdeste, was man sehen konnte. Hochromantisch, oder phantastisch. Es kam eine Geisterredoute von Toten vor, die der Held des Stückes alle umgebracht hatte. Eine Scene spielte im Himmel, wo Engel der Jungfrau Maria räucherten, die aber nur bei den ersten Vorstellungen sichtbar war, in den spätern als in der Kulisse befindlich angenommen wurde. Das Stück hatte mit Beihilfe der Freunde und bezahlten Klatscher einen ungeheuern Erfolg durch zwölf Darstellungen. Bei der dreizehnten, der ich beiwohnte, mochte die Beifallsassekuranz der Direktion zu kostspielig oder überflüssig scheinen. Das unbefangene bezahlende Publikum gewann die Oberhand, und das Stück wurde so entsetzlich ausgepfiffen, daß es von da an nicht mehr auf den Brettern erschien. Selbst dieses Auspfeifen wurde mit einer Art richterlicher Haltung ausgeübt, wenigstens kamen Pöbelhaftigkeiten nicht vor, wie bei ähnlichen Anlässen in Wien. Der Kunstsinn des Franzosen ist nicht immer auf der rechten Fährte, was ihm aber im Wege steht, ist doch immer nur eine falsche Ansicht, nie die Gemeinheit.

Von den Menschen in Paris waren mir die interessantesten zwei deutsche Landsleute, Börne und Heine. Mit ersterem kam ich in ein fast freundschaftliches Verhältnis. Börne war gewiß ein ehrlicher Mann, und das politisch Aufreizende in seinen Schriften, oder vielmehr das auf den höchsten Grad Gesteigerte derselben, kam wahrscheinlich nur daher, daß er die Deutschen für so dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinschlagen müsse, um nur die Spur eines geringen Eindruckes zurückzulassen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutschlands sich seinem Tyrannenhaß humoristisch überlassen zu können. Es ging aber dabei, wie bei

Patienten von harten Naturen. Man verstärkt die Dosen und steigert die Mittel; lange Zeit ohne Erfolg. Bis endlich die letzte Arzenei wirkt und nun zugleich die Wirkung der früheren sich bis zum Uebermaße Luft macht. Hätte er ein Jahr achtundvierzig für möglich gehalten, er wäre etwa vorsichtiger gewesen.

Ich ging öfter zu ihm nach Auteuil hinaus, und er kam mir zuliebe nach Paris. Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethes sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Wert, den Börne auf den größten unserer Dichter legte. Das Schlimmste für unsere Zusammenkünfte war, daß man bei Börne immer deutsche Flüchtlinge antraf, die ihren Unsinn im Tone von Anno achtundvierzig anbrachten. So geschah es mir einmal, daß, als ich einmal meiner Unzufriedenheit über die damaligen östreichischen Zustände in Gegenwart eines solchen Exilierten Luft machte, des nächsten Tages unser ganzes Gespräch mit Nennung meines Namens in einer Pariser Zeitung erschien. Ich weiß nicht, ob die östreichische Gesandtschaft von dem Blatte Notiz genommen hat. Börne selbst konnte sich in meine Stellung nicht finden. Als ich eines Tages bei ihm in Auteuil gefrühstückt hatte, forderte er mich auf, mit ihm in Paris zu Mittag zu essen. Wir waren bis zum Eingange des bestimmten Gasthofes gekommen, als er mir sagte, ich würde mich köstlich amüsieren. Es sei ein Gastmahl von Refugiés aller Nationen. Man würde Reden halten, meine Gesundheit, einen Toast auf die Befreiung des Menschengeschlechtes trinken u. s. w. Worauf ich, Abschied nehmend, erwiderte, er möge sich nur allein diese Unterhaltung verschaffen, ich würde in einem anderen Gasthause essen.

Heine fand ich in Fülle der Gesundheit, aber, wie es schien, eben in sehr beschränkter ökonomischer Lage. Er bewohnte in der cité bergère zwei kleine Zimmer, in deren erstem sich zwei Weibsbilder mit Betten und Kissen zu schaffen machten. Das zweite, noch kleinere, Heines Arbeitszimmer, bekam durch die Spärlichkeit der Möbel fast das Ansehen des Geräumigen oder doch des Geräumten. Seine

ganze ostensible Bibliothek bestand in einem, wie er selbst sagte, entlehnten Buche. Er hielt mich anfangs für den Schriftsteller Custine, mit dem ich Aehnlichkeit haben sollte. Bei Nennung meines Namens zeigte er große Freude und sagte mir viel Schmeichelhaftes, das er wahrscheinlich in der nächsten Stunde vergessen hat. In der gegenwärtigen Stunde aber unterhielten wir uns vortrefflich. Ich habe kaum je einen deutschen Litterator verständiger reden gehört. Er hatte aber mit Börne und überhaupt mit den selbst Verständigeren unter den Deutschen das gemein, daß er bei aller Mißbilligung des einzelnen einen großen Respekt für das Ganze der deutschen Litteratur hatte, ja sie allen andern voransetzte. Ich aber kenne kein Ganzes, als welches aus einzelnen besteht. Diesen aber fehlt der Nerv und der Charakter. Ich will mit jemanden zu thun haben, wenn ich ein Buch lese. Dieses Sichselbstaufgeben hätte noch einen Wert, wenn es ein Aufgehen in den Gegenstand wäre. Aber auch der Gegenstand wird aus seiner ursprünglichen Prägnanz gerissen und zu Ansichten sublimiert, wo man sich denn in einer Mittelwelt befindet, in der die Schatten Geister und die Geister Schatten sind. Ich ehre die deutsche Litteratur; wenn ich mich aber erfrischen will, greife ich doch zu einer fremden.

So sehr mir Heine im Gespräch unter vier Augen gefiel, ebenso sehr mißfiel er mir, als wir ein paar Tage später bei Rothschild zu Mittage waren. Man sah wohl, daß die Hauswirte Heinen fürchteten, und diese Furcht mißbrauchte er, um sich bei jeder Gelegenheit verdeckt über sie lustig zu machen. Man muß aber bei niemand essen, dem man nicht wohlwill, und wenn man jemand verächtlich findet, muß man nicht bei ihm essen. Es setzte sich daher auch von da an unser Verhältnis nicht fort. Unter den Gästen bei Rothschild befand sich auch Rossini. Ich hatte ihn vor Jahren flüchtig in Italien gesehen. Jetzt war er ganz Franzose geworden, sprach die fremde Sprache wie ein Eingeborner und war unerschöpflich an Witz und Einfällen. Seine Feinschmeckerei ist bekannt. Er war, obwohl Hausfreund, diesmal vornehmlich geladen, um die Proben einer anzukaufenden Partie Champagner zu versuchen, worin er als ein vorzüglicher Kenner galt. Beim Nachhausegehen gingen wir eine Strecke mitsammen. Ich fragte ihn, ob das Gerücht

wahr sei, daß er für die Krönung des Kaisers von Oestreich zum König von Italien eine Oper schreibe. Musikalisch merkwürdig war mir seine Antwort. Wenn man Ihnen jemals sagt, erwiderte er, daß Rossini wieder etwas schreibe, so glauben Sie's nicht. Erstens habe ich genug geschrieben, dann gibt es niemand mehr, der singen kann.

Im übrigen habe ich in Paris gesehen, was jedermann sieht, es ist daher darüber nichts zu sagen.

Als die Abreise nach London heranrückte, stellten sich gewaltige Bedenken wegen der Sprache ein. Ich hatte nämlich das Englische ohne Meister, bloß aus Grammatik und Wörterbuch gelernt, nie ein Wort englisch gesprochen, ja auch nie anders als im Vorübergehen englisch sprechen gehört. In den letzten Tagen, ehe ich von Wien abging, beeiferte sich ein artiges Fräulein meiner Bekanntschaft, mich in etwas mit der Aussprache bekannt zu machen, eine Bemühung, die ein Engländer, den ich in Paris fand und von Wien her kannte, einigermaßen fortsetzte. Aber das alles zeigte mir nur, wie himmelweit ich von dem sprachlichen Chinesentum der Engländer entfernt sei. Da übrigens mein ganzes Wesen aus Bedenken und Unbesonnenheit zusammengesetzt ist, so beschloß ich, erst im Strome selbst das Schwimmen zu versuchen.

Ich ging nach Boulogne, um von da nach Dover überzusetzen. In Boulogne aber fand sich ein englisches Dampfschiff, welches sich erbot, um einen geringen Preis die Reisenden unmittelbar nach London zu bringen. Obwohl auf diese Art die Gelegenheit verloren ging, das Stück Land zwischen Dover und London kennen zu lernen, so war doch die Abkürzung der Reise zu verführerisch, um so mehr, als ich ohnehin beschlossen hatte, von der Hauptstadt Exkursionen, wohl gar bis Schottland zu machen. Ich schiffte mich also ein, überstand bei nicht stürmischer, aber ziemlich bewegter See eine Nacht, die ich, trotz des kalten Windes, auf dem Verdeck zubrachte, da schon der Dunst der überfüllten Kajüten mir Anmahnungen des Seeübels hervorrief. Des andern Morgens gab ich sehr niederschlagende Proben meiner Aussprache des Englischen. Ich begehrte nämlich beim Frühstück Butter, und man brachte mir — Wasser. Die durchwachte Nacht und die gestörten Eingeweide verkümmerten mir in etwas den Eindruck der sich allmählich nähernden Weltstadt.

Im Zollhause angekommen, zeigte sich ein neues Mißgeschick. Ich hatte in Boulogne mit einem Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht. Da das Dampfschiff Esmerald mit einem zweiten konkurrierte und sie sich wechselseitig im Preise herabsteigerten, so daß das Fährgeld halb im Licitationswege abgemacht wurde, der Franzose übrigens noch weniger Englisch verstand, als ich, nämlich gar nichts, so kamen wir überein, daß ich für beide die Fahrbillette lösen, er dagegen das gemeinschaftliche Gepäck besorgen sollte, zu welchem Ende ich ihm eine Karte mit meinem Namen gab.

Im Zollhause wurden die einzelnen Reisenden namentlich aufgerufen, in ein Nebenzimmer geführt, wo sie nach vorgängiger Visitation ihr Gepäck erhielten. Schon war mein Franzose, endlich die ganze übrige Gesellschaft abgefertigt, und mein Name erschien noch immer nicht. Da, als schon eine neue Dampfschiffsbemannung in den Saal trat, drängte ich mich neben dem Namensaufrufer ins Amtszimmer, wo mein Koffer noch allein am Boden stand. Der windige Franzose hatte wahrscheinlich meine Karte weggeworfen oder verloren, und mein Name erschien daher gar nicht auf der Gepäcksliste. Glücklicherweise stand dieser Name auf dem Deckel meines Koffers, und die Identität desselben mit meinem Passe verschaffte mir endlich meine Habseligkeiten, was bei der bekannten Strenge der englischen Zollvorschriften für ein nicht geringes Glück gelten konnte.

Das war aber noch nicht genug. Schon im Paßbureau hatte ich erfahren, daß der Deutsche, der ein Kosthaus für Fremde hielt und an den ich eine Adresse von Wien mitbrachte, Bankrutt gemacht und sich von London entfernt hatte. Wo sollte ich nun hin, in der mir ganz unbekannten Riesenstadt? Zum Glück erinnerte ich mich, daß mir in Paris ein dänischer Hauptmann Tscherning — derselbe, der später als Kriegsminister eine Rolle spielte — eine, wie er es nannte, Notadresse gegeben hatte an eine Mistreß Williams, die in Russell-Street, Bloomsbury-Square, ein Kosthaus mindern Ranges hielt. Dahin ließ ich mich bringen, wobei mich der Cabführer durch halb London kutschierte, um das Fahrgeld so hoch als möglich zu steigern. Ich fand die Hausfrau und ihre beiden hübschen Töchter höchst angenehm, nur daß sie mein Englisch und ich das Französisch der ältesten Tochter

nicht verstand. Doch merkten sie endlich, daß ich ein Zimmer wollte, was mir denn in möglichst bescheidenen Dimensionen zu teil wurde.

Des andern Tages begann ich meine Wanderungen, und zwar ohne Führer, dergleichen in unserm bescheidenen Hotel nicht zu haben war. Ich studierte meinen Weg auf dem Plane von London, dessen darauf bezüglichen Teil ich mir auf ein handgroßes Blatt nachzeichnete. Da es sich um die Pulsader von London, eine breite gerade Straße, handelte, die zur Bank führt, so bot die Richtung keine Schwierigkeit, ja ich fand endlich auch die Seitenstraße Bishopgate-Street, in der der Bankier wohnte, an den ich adressiert war. Denn vor allem englisches Geld holen, war mein Zweck. In Bishopgate-Street wußte aber niemand das Haus des Bankiers, obschon es einer der ersten von London war. Ich trat daher mit meiner Nachfrage in einen Spezereiladen; aber auch dort hatte man die Namen Louze and Civet nie gehört. Da holte endlich der Herr des Ladens einen Handelsschematismus von der Wand, und es fand sich, daß das Comptoir des Bankiers unmittelbar gegenüber lag. Und das wußte niemand von seinen nächsten Nachbarn. Aber so sind die Engländer überhaupt. Jeder kennt nur das, womit er in unmittelbarem Verkehr steht. Ein Bewohner der City z. B. ist im Westende ebenso ein Fremdling, wie ein eben angekommener Fremder. Das gibt den Londonern bei Nachfragen auch häufig den Anschein der Ungefälligkeit. Aber sie wissen das Gefragte selbst nicht. Freilich machen sie dabei keine Entschuldigungen, sondern wenden sich um und gehen ihrer Wege. Was sie wissen, erklären sie mit der gefälligsten Umständlichkeit, ohne sich übrigens in die leicht erklärliche Absicht des vielleicht aus Unkunde mangelhaft Fragenden hineinzudenken, sondern sie beantworten einfach das Wort der Frage. So suchte ich einmal den St. Jamespalast, und als ich ganz in der angegebenen Richtung ein prächtiges Gebäude fand, fragte ich einen Vorübergehenden, ob das der St. Jamespalast sei. Er erwiderte, das Gebäude gehöre dem Herzog von Southerland, blieb gefällig stehen, erzählte mir eine Menge Wunderlichkeiten des Besitzers und nahm endlich Abschied, ohne mir zu sagen, daß dreißig Schritte weiter der St. Jamespalast liege, wie ich denn gleich später fand. Aber ich hatte auf

das Haus des Herzogs von Southerland hingewiesen, darüber gab er mir Auskünfte; daß mir eigentlich um den königlichen Palast zu thun sei, fiel ihm nicht ein.

Meine Kenntnis Londons wurde mir übrigens sehr dadurch erleichtert, daß ein junger Mann aus Wien, Namens Figdor, der für sein Handlungshaus Wollgeschäfte betrieb, meine Anwesenheit, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich aufsuchte und mich teils in die nähern Umgebungen führte, teils die größern Industrieetablissements kennen lehrte, die, so gleichgültig sie mir sonst überall in der Welt sind, doch in London einen solchen Charakter von Großartigkeit und Weltumfassung haben, daß sie fast den Eindruck von Epopöen machen. Zufällig fand sich eben Figdors Vater und seine höchst liebenswürdige Schwester zum Besuch bei dem jungen Manne, in deren Gesellschaft ich mich wie zu Hause fühlte.

Figdor der Vater veranlaßte einmal einen komischen Auftritt, der mich eine interessante Persönlichkeit, wenigstens vom Ansehen kennen lehrte. Es war damals eben im Parlament die irische Zehentbill in Verhandlung. Ich versäumte keinen Tag, oder vielmehr keine Nacht, der Diskussion, die oft bis vier Uhr morgens währte, beizuwohnen. Bei meinem für die Aussprache des Englischen ungeübten Ohre, verstand ich zwar kaum die Hälfte der Reden, aber schon als Schauspiel war das Ganze hinreißend. Ich weiß nicht, wie die Parlamentshäuser jetzt eingerichtet sind, aber damals war der Saal des Unterhauses lang und verhältnismäßig schmal, die beiden Parteien waren sich daher wie Kriegsheere ganz nahe, und die Redner traten wie homerische Helden vor und schleuderten die Speere ihrer Worte in die feindliche Schar. Am besten, wenigstens am lebhaftesten sprach Shiel. Der Minister Peel kalt, aber fließend und mit der Kraft der Ueberzeugung. O'Connell und die meisten übrigen hatten weniger Fluß der Rede, als ich voraussetzte und die gedruckten Verhandlungen glauben machen. Die vielen hear, hear! der Versammlung, die nach einer Art Melodie abgesungen werden, sind häufig nur ein Bestreben der Partei, das Stocken des Redners zu verkleiden und ihm Zeit zur Anknüpfung zu geben. Das Ganze ist großartig und hinreißend.

Meistens ging ich allein, wo ich dann nur mit Hilfe der Police-Männer den Rückweg in meine Wohnung fand. Eines Abends begleiteten mich die beiden Figdor. Das Ge-

dränge war groß, und wir mußten lange im Vorsaale warten. Auf einmal entfernt sich der Vater Figdor und kommt bald darauf ganz kleinlaut zurück. Später zeigte sich, daß er sich zu dem Thürhüter begeben und einen Vorzug für uns unter der Angabe beansprucht hatte, es befinde sich ein deutscher Litterator da, der ein Bekannter des Herrn Bulwer sei. Ich wußte von dem allen nichts und war wie aus den Wolken gefallen, als bald darauf der Thürhüter mit einem elegant gekleideten und wunderhübschen jungen Manne zu uns trat und mir sagte: Hier ist Herr Bulwer, und zu letzterem: Hier ist der deutsche Gentleman, Ihr Freund. Bulwer ersparte mir die Verlegenheit, indem er seinen Arm um meine Schultern schlang, mit mir im Vorsaale auf und nieder ging und mir sagte: heute sei der Saal zu überfüllt, um mich einzuführen, aber morgen — will sagen: niemals — möchte ich wieder kommen u. s. w. Er verließ uns wie taumelnd und machte auf mich ganz den Eindruck eines Betrunkenen. Bald aber erfuhr ich, daß er eben eine Rede gehalten, und was ich für Trunkenheit nahm, war die Nachwirkung der aufgeregten Lebensgeister. Ich unterließ um so mehr, ihm meinen Namen zu sagen, als er ihn ja doch nicht gekannt hätte. Wenn ein Deutscher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er unbekannt durch die ganze Welt.

Das Theater war, wie natürlich, ein Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Im Trauerspiele, sämtlich Shakespearische Stücke, war mir die Sprache nicht hinderlich, da mir jedes Wort, vom vielfältigen Lesen her, beiwohnte. Desto weniger aber erbaute mich das Spiel. Macready polterte und übertrieb. Einer der beiden Kemble, der, vom Theater bereits zurückgezogen, im Julius Cäsar Gastrollen gab, schien mir farblos, die Weiber waren letzteres im höchsten Grade. Das war in Coventgarden und Drurylane. Nur in der English opera habe ich einmal Romeo und Julie in den beiden Hauptpersonen übervortrefflich darstellen gesehen. Julietta war Miß Ellen Tree, den Namen Romeos habe ich vergessen.

Das englische ernste Theater muß aber notwendig zu Grunde gehen. Die vornehme oder auch nur bessere Welt geht um acht Uhr abends zu Tisch, und das Theater beginnt um sieben Uhr. Den Anfang auf später zu verlegen oder, da man gewöhnlich zwei Stücke gibt, das Trauerspiel nach der Posse aufzuführen, geht schon darum nicht, weil

der Pöbel sich das Recht nicht nehmen läßt, um neun Uhr um den halben Preis ins Theater zu gehen, ein Recht, das er so streng ausübt, daß er bei längern Trauerspielen mitten in der tragischen Katastrophe in Parterre und Logen hineinpoltert. Es müßten daher Shakespeares Stücke entweder nach neun Uhr vor einer unruhigen und gelangweilten Menge oder, wie jetzt um sieben Uhr, vor halbleerem Hause aufgeführt werden. Zugleich aber tritt der Mangel an Pietät überall hervor. So habe ich in Coventgarden einer Vorstellung beigewohnt, wo nach Richard dem Dritten die französische Oper: Die Jüdin, als Schauspiel bearbeitet, aufgeführt wurde. Da in der Jüdin ganze Schwadronen von Pferden mitspielten, so mußte am Proscenium auf halbe Mannshöhe eine Verschränkung von starkem Eisendraht angebracht werden. Und da das wohl viel Mühe und Zeit brauchte, so geschah die Vorrichtung schon vor Anfang beider Vorstellungen, und Shakespeares Richard der Dritte wurde hinter diesem eisernen Zaun gespielt.

Warum man das gemeine Volk an Wochentagen (an Sonntagen wird ohnehin nicht gespielt) so sorgfältig von ernsthaften Stücken ausschließe, ward mir deutlich in einer Vorstellung am Pfingstmontage, dem einzigen halben Feiertage des englischen Kalenders. Man gab auch diesmal ein Shakespearisches Stück und eine elende Posse mit Musik. Das wegen des arbeitslosen halben Feiertages massenhaft versammelte Volk machte nun während des Shakespeareschen Trauerspieles einen solchen Lärm, daß man nicht etwa nur die Schauspieler nicht verstand, sondern auch nicht hören konnte, ob sie überhaupt sprächen oder nicht. Die entgegengesetzten Seiten der Galerie führten über das Partere weg Gespräche untereinander, zankten, schrieen, begehrten, daß dieser oder jener hinausgeworfen werde. In einem Branntweinhaus voll Betrunkener kann es nicht anders hergehen. Kaum ließ sich aber der erste Ton der Musik zur zweiten elenden Posse hören, als eine Totenstille eintrat, die nur von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche des lebhaftesten Beifalls unterbrochen wurde. Ueberhaupt ist der Engländer bei einem völlig unmusikalischen Ohre der größte Liebhaber der Musik. Alle öffentlichen Anstalten thun das möglichste, um das gemeine Volk auszuschließen. So haben die Eigentümer der zoological gardens, wie mir einer der Direktoren selbst gestand, nur darum ein Eintrittsgeld festgesetzt, weil sie fürchten,

daß der Pöbel die Tiere reizen, quälen, ja böswillig beschädigen werde. Anderseits scheinen mir alle diese Ausschließungsmaßregeln, ja die ganze puritanische Sonntagsfeier wieder nur da, um denselben Pöbel absichtlich in seiner Roheit zu erhalten.

So wenig mich die englischen Schauspieler in der Tragödie befriedigten, um so besser fand ich sie, gegen meine Erwartung, im Lustspiele. Sie haben weniger gute Komiker als die Franzosen, aber bessere komische Schauspieler. Ihre Laune hat etwas Männliches, man merkt ihren heitern Menschen an, daß sie auch ernsthaft sein können, wenn es not thut, und das ist es, was den Humor vom Witz und Spaß unterscheidet. Nur verstand ich unglücklicherweise von dem, was sie sprachen, anfangs kaum ein Wort. Ich merkte daher, daß die Schule für die Sprache, als die man das Theater preist, vorderhand für mich eine zu hohe sei.

Ich begab mich daher in die Gerichtsverhandlungen, und da fand ich, was ich suchte. Die plaidierenden Advokaten, besonders die jüngern, sprachen langsam, um sich besinnen zu können. Da nun zugleich der Engländer auf seine häßliche Sprache so stolz ist, als kaum eine andere Nation, und sich daher Mühe gibt, sie so gut als möglich zu sprechen, so war mir der Gerichtssaal eine wahrhafte Sprachschule, und ich brachte es auch so weit, daß in der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes mich jedermann verstand, nur ich die andern nicht, wenn sie nicht langsam sprachen wie meine Advokaten.

Auch sonst waren mir diese Gerichtsverhandlungen im höchsten Grade interessant. Das Publikum wohnte denselben nicht mit der Neugierde der Franzosen, sondern mit einer Art kirchlicher Pietät bei. In der Untersuchung eines Unzuchtfalles, der so öffentlich verhandelt wurde wie alle übrigen, that der alte, ernste, in seine Perücke vermummte Richter zur Konstatierung der fleischlichen Umstände Fragen an die Zeugen, die überall sonst in der Welt wieherndes Gelächter erregt haben würden. Hier aber fiel niemanden ein, nur den Mund zu verziehen. Man merkte, daß das Gefühl von Recht und Gericht die geistige Atmosphäre der Versammlung bildete. Und dieses selbstrichterlichen Gefühls wegen thut es mir leid, daß die Geschwornengerichte in meinem Vaterlande wieder abgestellt worden sind.

Der Sommer des Jahres 1836 war einer der kältesten und regnerischten des laufenden Jahrhunderts. Das Reisen ins Innere von England wurde dadurch beinahe unmöglich gemacht. Von Eisenbahnen bestanden damals nur einzelne Anfänge. Die Landkutschen waren in der Inseite zu teuer und die Außenseite des häufigen Regens halber nicht verwendbar. Vor allem hätten mich die Universitäten interessiert, als direkt den deutschen entgegengesetzt, die mir, ihres Prinzips der Vielwisserei wegen, zuwider waren, obwohl das Exklusive der englischen auch nichts Gutes sein mag. Aber dazu gehörten Bekanntschaften, die ich nicht machen wollte, obgleich es mir an Adressen und Empfehlungen nicht mangelte. Schlösser und Landeskultur zu betrachten hinderte das Wetter. Die gotischen Baudenkmäler, die mich in meiner Jugend entzückt hatten, waren mir durch die Uebertreibungen meiner deutschen Landsleute so widerlich geworden, daß mir noch jetzt eine gotische Kirche unmittelbar den Eindruck des Asketischen, Ketzerverfolgerischen, Absurddummen macht. Ich trieb mich daher in London herum, das im Gegensatz von Paris anfangs wenig imponiert, aber allmählich zum Riesenhaften und Bewältigenden anwächst.

Endlich kam der Tag der Abreise. Ich hatte mir vorgenommen, die Hauptpunkte von Holland zu sehen und dann über Belgien nach Hause zu reisen. Bei der damals feindlichen Stellung beider Länder aber war die Ueberschreitung der Grenze mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Ich entschied mich daher für Belgien und ging mit dem Dampfboote nach Antwerpen. Von da auf Brüssel und Lüttich, wo ich zum erstenmale eine längere Strecke Eisenbahn befuhr (schon in London gab es ein kleines Endchen in der Richtung nach Greenwich). Den weitern Weg weiß ich nicht mehr. Wer mir den Vorwurf macht, daß ich wie ein Mantelsack reiste, thut mir nicht unrecht. Mir war aber immer das Reisen zuwider, nur die Nachwirkung that mir wohl.

Unterdessen war in meinem Vaterlande Kaiser Franz zu seinen Vätern versammelt worden, und an seiner Stelle regierte Kaiser Ferdinand oder vielmehr an dessen Stelle sein Oheim Erzherzog Ludwig. Ungefähr um diese Zeit wurde der Dienstplatz eines Bibliothekars der Wiener Universitätsbibliothek erledigt. Mir war die Gelegenheit erwünscht, von dem Aktenwesen loszukommen, und ich setzte mich dafür in Bewerbung. Eigentlich war es nur ein Dienst-

tausch, da mit beiden Stellen der nämliche Gehalt verbunden war. Ich mußte der Uebung gemäß dem Stellvertreter des Kaisers, Erzherzog Ludwig, meine persönliche Aufwartung machen. Man machte mich im voraus aufmerksam, daß der Erzherzog die Gewohnheit habe, den Bittsteller anzuhören, ohne selbst ein Wort zu sprechen, daß sein Stillschweigen aber gar kein Vorzeichen einer ungünstigen Entscheidung sei. Wie war ich daher am Audienztage erstaunt, als mir der Erzherzog entgegentrat, mich freundlich anredete, sich mit mir längere Zeit unterhielt und mich endlich ebenso wohlwollend entließ. Die Stelle selbst aber erhielt nicht ich, sondern, trotz dieser hoffnungerregenden Freundlichkeit, ein Schreibersknecht der Hofbibliothek, der mir an Dienstjahren und Gehalt um die Hälfte nachstand, aber von einem dortigen Vorgesetzten empfohlen war, der selbst einer Empfehlung bedurft hätte, um jemanden andern empfehlen zu können. Dieser selbe Vorstand gehörte übrigens unter meine begeistertsten Freunde und Bewunderer. Im allgemeinen herrschte rücksichtlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Wertschätzung mich vollkommen abgefunden zu haben.

Ich kehrte daher zu meinen Akten zurück, die mir täglich widerlicher wurden, indes sie mich anfangs wenigstens historisch interessiert hatten.

Auch ein neuer dramatischer Stoff fand sich, oder vielmehr ein alter, den ich wieder aufnahm: Hero und Leander. Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen durch alle diese Wechselfälle durchzuführen. Der etwas pretios klingende Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen sollte im voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten. Mein Interesse konzentrierte sich auf die Hauptfigur, und deshalb schob ich die übrigen Personen, ja, gegen das Ende selbst die Führung der Begebenheit mehr zur Seite als billig. Aber gerade diese letzten Akte habe ich mit der eigentlichsten Durchempfindung, jedoch wieder nur der Hauptperson, geschrieben. Daß der vierte Akt die Zuseher ein wenig langweile, lag sogar in meiner Absicht, sollte doch ein längerer Zeitverlust ausgedrückt werden. Aber auch sonst ist nicht alles, wie es sein sollte. Man kann eben nicht immer, was man will.

Als es zur Aufführung kam, erhielten die drei ersten

Akte begeisterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus. Erst nach mehreren Jahren gelang es einer begabten Schauspielerin, das Ganze zu Ehren zu bringen, ohne übrigens meine Ueberzeugung von den Kompositionsfehlern dieser letztern Akte aufzuheben. In Deutschland wurde es nirgends gegeben. Es fehlte nämlich wie an Dichtern so auch allgemach an Schauspielern und endlich sogar an einem Publikum.

# Beiträge zur Selbstbiographie.

# Zur Selbstbiographie.

(1822.)

Eine Aufforderung des Buchhändlers Brockhaus, ihm einige Notizen über mich und mein Leben zum Behuf seines Konversationslexikons zu senden (was ich aber nicht thun will), haben mich darauf gebracht, meine erste Jugend mir wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Was mir davon einfällt, will ich niederschreiben, eh' ich's noch ganz vergesse.

Meine erste Lektüre war ein Teil von einer Biographie (oder wahrscheinlicher von einem Roman) vom Korsenkönige Theodor. Ich war damals vielleicht noch nicht sechs Jahre alt, denn ich las auf dem Schoß von meiner Mutter Stubenmädchen sitzend, zugleich mit ihr, doch aber schon schneller als diese, indem ich mich erinnere, wie sehr es mich geärgert, wenn ich ein Blatt herabgelesen hatte, und nun warten mußte, bis das Mädchen umblätterte. Vom Inhalte entfiel mir in der Folge alles, bis auf den Namen des Helden, Baron Neuhof. Wie man einen so gewöhnlich klingenden Namen führen, zuerst ein Privatmann und dann König sein könnte, begriff ich durchaus nicht. Darauf folgte, gleichfalls auf dem Schoß des Stubenmädchens sitzend, das Textbuch der Zauberflöte. Ich hielt es für ein höchst kostbares Werk, worin mich die Sorgfalt, mit der das Mädchen es bewahrte, und nebstbei der Umstand bestärkte, daß man die ersten Blätter, die abgerissen waren, in Handschrift beigelegt hatte. Das Personenverzeichnis fehlte. Ich verstand nichts davon, glaubte aber doch lauter Sprüche der Weisheit zu lesen. Der Prinz, von einer Schlange verfolgt, die drei Damen, die Königin der Nacht, die Flöte, das Glockenspiel, alles entzückte mich. Daß die Personen bald in lang ausgeschriebenen, bald in gebrochenen, übereinklingenden Zeilen sprachen, war mir unerklärlich. Daß man mir sagte, letztere würden gesungen, verwirrte mich noch mehr und nahm mir

zuletzt die Freude an dem Buche, von dem ich nur die mir zusagendsten Momente im Gedächtnis behielt, vor allem aber die Schlange und den von ihr verfolgten Prinzen. Endlich geriet eine uralte, beinahe undeutsche Uebersetzung von Curtius' Leben Alexanders in meine Hände. Ich war damals noch so jung, daß die darin durchaus mit lateinischen Lettern gedruckten Eigennamen mir im Lesen unendliche Schwierigkeiten machten. Am traurigsten war mir, daß ich gleich das erste Wort, mit dem die Ueberschrift der ersten Seite begann, weder recht lesen konnte, noch weniger aber verstand. Wahrscheinlich hieß es: Supplementa oder so; da nämlich das von Curtius verloren gegangene vorausgeschickt war. Mein Entzücken über dieses Buch war unbeschreiblich. Ich lief erstlich damit zu meinem Stubenmädchen, das, nachdem es die erste Seite durchgesehen hatte, mir meinen Schatz naserümpfend zurückgab und es für dummes Zeug erklärte. Ich, der ich schon das Abenteuer mit dem Bucephalus vorher darin gelesen hatte, bekam von nun an eine solche Verachtung für die Urteilskraft dieses Mädchens, das vorher mein Orakel gewesen war, daß ich mich weder mehr um sie bekümmerte, noch weiter an ihrer Lektüre teilnehmen wollte, was, wie ich erst später einsehen lernte, für mich in mancher Hinsicht sehr vorteilhaft war. Nun fiel ich allein über mein Buch her, verschlang es, las es wieder und wieder und wieder. Tag und Nacht kam es nicht von meiner Seite. Hier finde ich das erste Anzeichen einer sich immer mehr entwickelnden Verschlossenheit und jenes Hanges zum Brüten in und mit sich selbst. So sehr es mich quälte, daß ich manches in meinem Buche nicht verstand, so sehr mich besonders das verzweifelte erste Wort quälte, so fiel mir doch nicht ein, meinen Vater oder sonst jemand um die Erklärung zu fragen. Da ich doch immer mehr oder weniger den Sinn erraten konnte, so las ich fort und ließ das Ganze im ganzen auf mich einwirken. Meine Mutter, zu der ich Vertrauen hatte, habe ich vielleicht manchmal um Erklärung angegangen, da sie mir aber für jeden Fall keine geben konnte, so blieb ich still und las fort. Als ich das Buch, das mir anfangs nur gelehnt worden war, in der Folge um ein paar knapp abgesparte Groschen kaufte, so verlor es dadurch, daß es nun mein Eigentum war, viel von seinem geheimnisvollen Werte für mich.

In dieselbe Zeit gehört eine musikalische Erinnerung.

Ich war noch nicht völlig vier Jahre alt, als man mich, bei der so großen Leidenschaft meiner Mutter für die Musik, Klavierspielen zu lehren anfing. Ich trieb es mit großem Widerwillen, weil man mich dazu zwang, und das Herumtasten ohne Melodie mich gar zu sehr langweilte. Noch jetzt klingen mir die Fragen um die Namen der Noten auf den schwarzen Linien, den Nebenlinien, zwischen den schwarzen Linien, qualhaft in den Ohren. Genug, ich spielte mit sechs bis sieben Jahren schon ziemlich geläufig auf dem Klaviere. Damals war die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in jedermanns frischem Andenken und man hatte uns unter andern Musikalien einen Marsch gebracht, der, ich weiß nicht, ob bei der Hinrichtung selbst gespielt, oder bloß auf diese Begebenheit hindeutend, später verfertigt worden war. Genug, zu Anfang des zweiten Teils desselben kam ein Rutsch mit dem Zeigefinger über eine ganze C-Oktave vor, der das Fallen des Mordeisens und das Rollen des Strickes ausdrücken sollte. So oft ich diesen Rutsch auf dem Klavier machte, stand die ganze Hinrichtungsscene mit einer Lebhaftigkeit vor meinen Augen, die kaum hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Von einer alten frommen Köchin dazu aufgefordert, spielte ich diesen Marsch unzähligemal, immer mit tiefster Rührung und von den Thränen meiner Zuhörerin begleitet.

*

Eine weitere musikalische Erinnerung besteht darin. Mein Musiklehrer, der bekannte Gallus, hatte einige Klaviersonaten, mit Begleitung der Violine geschrieben und mir zu spielen gegeben. Zu derselben Zeit, als ich sie einübte, las ich einen gräßlichen Ritterroman, der schwarze Ritter, mit Gespenstern, sprechenden Totengerippen und dergleichen, der einen großen Eindruck auf mich machte. Die gleichzeitige Beschäftigung mit beiden Werken verwebte die Eindrücke in meiner Phantasie so sehr miteinander, daß ich zuletzt nicht mehr die Sonaten spielen konnte, ohne die Begebenheit des Romans vor mir zu sehen, noch den Roman lesen, ohne dabei die Melodien jener Sonaten zu hören. Die Sonaten selbst aber waren nichts weniger als düster oder heftig, vielmehr sehr lieblich, demungeachtet ergriff mich beim Spielen ein Schauder nach dem andern. Vorzüglich war dies der Fall bei jenen Stellen, wo die Melodie von der (bei mir fehlenden) Violinstimme aufgegriffen wurde,

und das Klavier bloß die Begleitung in arpeggierten Accorden hatte. Hier hatte die Phantasie den freiesten Spielraum und ersetzte das Fehlende halb mit Tönen und halb mit Bildern. Hier hatte ich schon Gelegenheit, zu bemerken, daß, was mich in der Musik vorzüglich ansprach, eigentlich der Ton, der Klang war, der als Nervenreiz Gemüt und Phantasie aufregt, wäre es auch nur, um sie dann dem Spiel mit ihren eigenen Bildern zu überlassen. Ebenso magisch als der Ton an sich, wirkte von jeher auf mich die Verbindung der Töne nach ihrem eigenen Gesetze, d. i. nicht nach der Bestimmung eines von außen Hinzugekommenen, als eines Textes, der gegebenen Aufgabe des Ausdrucks dieser oder jener Empfindung oder Leidenschaft.

Für mich hat die Musik als solche, bloß den Gesetzen ihrer Wesenheit und den Einflüssen einer begrifflosen Begeisterung gehorchend, immer etwas unendlich Heiliges, Ueberirdisches gehabt. Ich ziehe daher auch die Instrumentalmusik eigentlich jeder andern vor, und würde es noch mehr thun, wenn nicht der Zauber der Menschenstimme so sehr für gesungene Musik spräche. Aus eben dieser Ursache verzeihe ich einem Komponisten in letzterer Gattung nichts leichter, als wenn er seinem Texte untreu wird, vorausgesetzt, daß er seinen Text bloß der organischen Entwicklung und Gestaltung des musikalischen Teiles aufopfert, und nichts ist mir unerträglicher als ein Opernkompositeur, der den Worten seines Textes nachläuft und ihm deshalb eine zerstückelte, nicht-melodische, nicht organisch ausgebildete und abgerundete Musik unterlegt.

*

Mein Vater hatte eine entschiedene Abneigung gegen alle Verse. Nicht als ob ihm Werke der Phantasie überhaupt unangenehm gewesen wären; vielmehr liebte er sie, besonders jene, die ihn ins Mittelalter zurückversetzten, doch wohlgemerkt nur, wenn sie in Prosa geschrieben waren. Verse schienen ihm affektiert und er haßte sie, wie alles Affektierte. Er hatte daher auch für mich jederzeit das Beispiel einiger schlechter Poeten unserer Bekanntschaft bei der Hand, die er mir als Schreckensbild aufstellte, indem er mir in seiner kräftigen Sprache sagte: „So wird's dir auch ergehn, trotz mancher Anlagen wirst du zuletzt auf dem Miste krepieren!“ Demungeachtet, wenn ich ihm in frührer

Zeit etwas von meinen Gedichten zeigte, machte es ihm doch viel Freude, die er sich jedoch alle Mühe gab, bestmöglichst zu verbergen. Diese Freude aber entsprang nur von der Hoffnung, daß aus dieser Schreiberei sich einmal ein tüchtiger Stil in Prosa hervorbilden würde, wofür er die höchste Achtung trug. Gewöhnlich gaben derlei Gedichte daher auch Anlaß zu den unangenehmsten Scenen. Beim Anfang des Lesens ging es gut. Die Spuren von Bildung, Belesenheit und Scharfsinn machten ihm Freude. Sobald aber ein poetisch-uneigentliches, etwa tropisch gebrauchtes Wort vorkam, dann ging's an. Wie kann einem das einfallen? — Es ist unverständig — abgeschmackt — absurd — höchster Unsinn. — So steigerte er sich selbst bis zum Zorn und das Ende war jederzeit, daß er „den Wisch" hinwarf, und seine Prophezeiung eines schmählichen Endes wiederholte. Seine Ausbrüche waren so heftig, daß, als seine Brustkrankheit zunahm, ich nicht mehr wagen durfte, ihm etwas von meinen Arbeiten zu zeigen.

# Meine Reise nach Italien.

(1844.)

Ich las soeben in den Denkwürdigkeiten unserer verewigten Karoline Pichler[1] mit Rührung und dem Gefühle nie vergessener und gebrochener Freundschaft die auf mich Bezug nehmenden Stellen. Bei aller Wahrheitsliebe der Verfasserin hat sich doch aus dem Jahre 1819 ein Umstand eingeschlichen, dessen Unmöglichkeit ihr um so weniger zur Last gelegt werden kann, als er die damals verbreitete und noch jetzt herrschende allgemeine Meinung ausspricht. Sie sagt nämlich, ich sei im Jahre 1819 im Gefolge des Hofes nach Italien gereist, was ganz falsch ist. Zur Zeit als der Hof nach Italien ging, lag meine Mutter schwer erkrankt danieder, und mir wäre selbst nicht die Möglichkeit eingefallen, sie unter diesen Umständen zu verlassen und freilich längstgehegte Pläne zu jener klassischen Reise damals ins Werk zu setzen.

Der Hof war bereits in Rom angekommen, als meine Mutter starb. Der Rat der Aerzte sowohl als mein eigenes Gefühl ließen mir eine, wenn möglich, augenblickliche Entfernung von Wien als höchst wünschenswert erscheinen. Daß dabei mein längstgehegtes italienisches Projekt zuerst auftauchte, ist ebenso natürlich. Zufällig fand sich auch auf der Stelle ein Reisegefährte, ein jetzt schon verstorbener Graf Deym, mit dem ich auf halbe Kosten die Reise alsogleich antrat, da es sich darum handelte, in 14 Tagen, als der Osterwoche, schon in Rom angekommen zu sein. Nach damaliger Einrichtung war zur Reise eines Beamten ins Ausland die spezielle Erlaubnis des Kaisers oder seines Stellvertreters unumgänglich notwendig. Da diese in meinem Falle nicht abgewartet werden konnte, nahm es der damalige Finanzminister, Graf Stadion — mein wärmster,

[1] Wien 1844.

beinahe hätte ich gesagt im Laufe dreißigjähriger Dienstzeit einziger Gönner, wenn nicht der gegenwärtige Vorstand der Finanzverwaltung seine Güte und meinen Dank gleichmäßig teilte — Graf Stadion, sage ich, nahm es auf sich, in Hoffnung der allerhöchsten Genehmigung mir eine Polizeierlaubnis zur Reise zu verschaffen, wobei abgemacht wurde, daß die kaiserliche Bewilligung und der danach auszufertigende förmliche Reisepaß mir später nachgesendet werden sollte.

In Rom angekommen, befiel mich schon in den ersten Tagen — eine Folge der in Wien erlittenen Gemütsbewegungen, der Tag und Nacht fortgesetzten Reise und des Andrangs so vieler, so neuer und so ergreifender Eindrücke — eine Krankheit, wie sie die Deutschen in jenen Himmelsstrichen so leicht befällt. Alle von italienischen Aerzten angewandte Mittel zeigten sich als wirkungslos, und ich verdanke die Erhaltung meines Lebens wahrscheinlich nur dem gerade in Rom anwesenden, ebenso liebenswürdigen als umsichtigen Doktor Friedrich Jäger aus Wien. Noch nicht ganz hergestellt, erhielt ich eine Aufforderung, mich bei dem Obersthofmeister der Kaiserin, Grafen Wurmbrand, einzufinden. Meine Freunde in Wien hatten nämlich die inzwischen herabgelangte Reisebewilligung und den förmlichen Paß mir nach Rom nachgeschickt, da sie aber meine dortige Wohnung nicht wußten, sandte einer meiner Verwandten, der als Untergebener in Geschäftsverhältnis zum Grafen Wurmbrand stand, die Papiere an diesen letzteren mit der Bitte, mich in Rom aufsuchen und die Dokumente mir zustellen zu lassen. Dies geschah, wobei aber dem Grafen mein übles Aussehen und die Hinfälligkeit meines Körpers nicht entging. Er meinte, ich sollte bei der Annäherung der heißen Jahreszeit und der aria cattiva Rom sobald als möglich verlassen. Dasselbe war auch meine Meinung, aber ich hatte mich überzeugt, daß durch die ungeheure Anzahl der Fremden, welche die Anwesenheit des östreichischen Hofes nach Rom gezogen hatte und die bei der bevorstehenden Abreise dieses Hofes nach Neapel auch die dortigen Empfangsfeierlichkeiten nicht versäumen wollten, alle Fahrgelegenheiten dermaßen in Beschlag genommen waren, daß vor acht Tagen an ein Weiterkommen nicht zu denken schien. „Mir fällt ein Gedanke bei," sagte der wohlwollende Mann. „Ich nehme im Reisezuge des Kaisers eine vierspännige Kalesche

ein, in der ich allein sitze und mich langweile. Machen Sie von dem leeren Platze an meiner Seite Gebrauch, ich werde für jeden Fall an Unterhaltung gewonnen haben." Das einfache, natürlich rechtschaffene Wesen des Grafen hatte mich schon von vornherein angezogen; ich nahm mit Vergnügen an, und so fuhr ich denn, der ich in der bescheidensten Verfassung nach Italien gekommen war, schon am nächstfolgenden Tage in einem glänzenden Zuge von achtzig Hofwagen unter dem Jubel des Volkes und unter militärischen Begrüßungen in Neapel ein.

Dort stieg der Graf und ich mit ihm im Albergo reale ab, wo auf königliche Kosten eine Reihe von Prachtzimmern für ihn hergerichtet war. „Und wo werden Sie wohnen?" sagte er, als ich Abschied von ihm nehmen wollte. „Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom Pferde und Wagen vorweg genommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen ebenso gemacht haben werden? Bleiben Sie wenigstens diese Nacht bei mir, und morgen und wie lange Sie wollen. Ich werde mich doch nicht mit allen Gliedern meines Leibes in diese Reihe von Zimmern teilen sollen? — ich, den sein Dienst ohnehin den ganzen Tag am Hofe festhält? Wenn Sie mir in den höchst geringfügigen Schreib- und Rechnungsgeschäften an Stelle ein wenig an die Hand gehen wollen, haben Sie mir mehr als hinlänglich vergolten." Dagegen war wieder nichts einzuwenden und ich blieb. Wir sahen uns beim gemeinschaftlichen Frühstück, den andern Teil des Tages ging er seinen Geschäften und ich meiner Schaulust nach.

Ungefähr 14 Tage darauf fand ich, von Portici zurückkommend, den Platz vor dem Albergo reale mit Menschen bedeckt. Ich erkundigte mich und erfuhr, der Obersthofmeister der Kaiserin von Oestreich sei bei einem Besuche seines Hofes auf dem im Hafen liegenden englischen Admiralschiff durch eine Luke des Verdecks bis in den untersten Raum hinabgestürzt und für tot herausgetragen worden. Ich eilte die Treppe hinauf und fand den Graf unter den Händen der Aerzte, bleich und blutend, aber gefaßt wie immer. Der Druck seiner Hand überzeugte mich, daß er meinen Anteil als den eines Freundes aufnahm.

Daß ich ihm nun einen großen Teil meines Tages widmete und wir uns dadurch immer näher kamen, versteht sich von selbst. Wenn ich den Grafen weiter oben nicht

unter meinen Gönnern und Beschützern aufzählte, so geschah es darum, weil er in seiner Stellung und bei seiner vollkommenen, jeder Intrigue fernen Rechtschaffenheit wohl das Gute lieben und wollen, aber nicht ins Werk setzen konnte. Nichtsdestoweniger scheint er sich damals mit meinem künftigen Schicksal allerdings befaßt zu haben. Er forderte mich öfter auch, da oder dorthin zu kommen, um halb zufällig mit jenem oder jener zusammenzutreffen. Was ich aber immer entschieden zurückwies. Freilich fehlte es nicht an Leuten, die glaubten, daß ich das Günstige meines Verhältnisses benützen würde oder bereits benützt habe, und das Gerücht davon gelangte bis nach Wien, wo es mir später großen Schaden that.

Mit der Genesung des Kranken ging es übrigens nicht vorwärts. Der Leibchirurg des Kaisers setzte einen Beinbruch voraus, welcher Meinung die beigezogenen italienischen Aerzte widersprachen. Es war ein Stabsarzt von Mailand berufen worden, aber noch nicht angekommen. Unterdessen rückte die Abreise des Hofes heran. Der Graf wurde immer trüber und trüber. Eines Tages endlich brach er los. „Sie behaupten, daß ich Ihnen Gefälligkeiten erwiesen habe, was ich nicht zugeben kann. Aber wenn es so wäre, vergelten Sie mir durch eine Gegengefälligkeit. Der Hof wird abreisen; der Gedanke, unter Dienern und Fremden allein zu sein, ist mir unerträglich. Bleiben Sie bis zu meiner Transportfähigkeit bei mir, ich bringe Sie dafür nach Wien oder wohin Sie sonst wollen, in meinem Wagen zurück."

Die Sache war so leicht nicht. Mein Reiseurlaub von der Hofkammer ging zu Ende, und ich hatte, da eine ämtliche Beförderung mir in nächster Aussicht stand, Ursache genug, eine Verlängerung nicht anzusuchen. Ich erklärte daher, bleiben zu wollen, wenn ich dazu von dem Kaiser selbst autorisiert würde. Das geschah. Schon des nächsten Tages erhielt ich von dem Oberstkämmerer und Reisemarschall ein Dekret, an dessen Schluß ausdrücklich bemerkt war, daß gleichzeitig die Hofkammer von meiner verlängerten Anwesenheit in Kenntnis gesetzt werde.

Ich blieb also, aber die Ankunft des Stabsarztes aus Mailand änderte die Lage der Dinge. Er erklärte, daß wirklich ein Beinbruch zu Grunde liege. Die Kur mußte von neuem begonnen werden und statt höchstens 14 Tage mußte ich noch 4—5 Wochen in Neapel verweilen, während

welcher Zeit ich durchaus von meinem eigenen Gelde lebte, so daß, abgesehen von der Störung meines ursprünglichen Reiseplanes, selbst eine pekuniäre Ersparung keineswegs hervorging.

Als der Graf endlich transportiert werden konnte, war die kostenfreie Rückreise für mich wirklich zur Notwendigkeit geworden, denn ich hatte den dazu bestimmten Rest meines Geldes in Neapel ausgegeben. In Florenz trafen wir mit der kaiserlichen Suite zusammen und von da an bin ich, wenn nicht im Gefolge des Hofes, doch in einem zum Gefolge gehörigen Wagen bis nach Wien gekommen.

Dort hatte inzwischen alles eine trübe Gestalt angenommen. Die mir von dem Oberstkämmerer zugesicherte Verständigung der Hofkammer von meinem längeren Ausbleiben war nicht erfolgt. Ich hatte meinen Urlaub überschritten, was die Gerüchte von meiner Anstellung im unmittelbaren Hofdienste bestätigte, so daß die mir schon dem Dienstalter nach gebührende Beförderung bei den Finanzen einem anderen zu teil geworden war. Zensuranstände über einige von mir herausgegebene italienische Gedichte wurden als von einem, der die Reise im Gefolge des Hofes gemacht hatte, doppelt übel genommen und ich kann wohl sagen, daß die ungünstige Wendung meiner äußeren Stellung, die bis auf diesen Tag fortgedauert hat, sich größtenteils von den verwickelten Verhältnissen dieser verhängnisvollen Reise herschreibt, ohne mir jedoch die erhebende Erinnerung an ihre Genüsse, ja selbst an den Ehrenmann, der schuldlos die Schuld trug, im geringsten verleidet zu haben.

Wenn ich übrigens, der ich auf litterarische Angriffe nie geantwortet habe, die irrige Meinung über diesen Abschnitt meines Lebens zu berichtigen suche, so geschieht es, weil dabei der Charakter ins Spiel kommt, über den ich weder Spiel noch Spaß verstehe. Aufdringlichkeit, Wohldienerei und Undank haben nie unter meine Fehler gehört.

Goethe sagte einmal zu Werner, als dieser ihm eine Erwiderung gegen einen Journalartikel vorgelesen hatte: „Wenn man Sie beschuldigt, einen silbernen Löffel gestohlen zu haben, so antworten Sie, sonst aber lassen Sie's bleiben."

Also: ich habe keinen silbernen Löffel gestohlen.

## Entwurf einer öffentlichen Erklärung.

(1819.)

Ich finde mich veranlaßt, dem vor einiger Zeit verbreiteten, auch in verschiedenen Zeitungen aufgenommenen Gerüchte: ich sei Sekretär Ihrer Majestät der Kaiserin von Oestreich geworden, hiermit öffentlich zu widersprechen. Ich bekleide nicht allein diese Stelle nicht, sondern bin auch — auf der untersten Dienststufe, als Praktikant der k. k. Hofkammer stehend — durchaus nicht im stande, die Zwecke irgend jemandes, insofern es dabei auf Amtsgewalt und Einfluß ankömmt, zu befördern. Diejenigen, die sich übrigens in ähnlichen Angelegenheiten bereits an mich gewandt haben, können ruhig und versichert sein, daß ich ihre aus Irrtum an mich gerichteten Schreiben jedesmal an die Personen und Behörden abgegeben habe, denen die Würdigung und Entscheidung darüber zusteht.

---

## Entwurf einer Ansprache

an die Beamten des Hofkammerarchivs bei der Uebernahme der Direktion.

(1832.)

Dem, was die Herren soeben gesagt haben, kann ich nur hinzufügen, daß Sie in mir den gefälligsten und verträglichsten aller Menschen finden werden, wenn Sie dasjenige genau erfüllen, was ich von Ihnen zu fordern berechtigt bin, sowie auch ich zur genauesten Pflichterfüllung mich hiermit bereit erkläre. Im ersten Augenblicke, bei meinem neuen Geschäfte würde mir bereitwilliges Entgegenkommen doppelt angenehm sein; wir wollen aber trachten, in möglichst kurzer Zeit Nachsicht von beiden Seiten überflüssig zu machen. Ich freue mich, unter Ihnen zu sein und hoffe, daß auch Sie schon jetzt oder doch in Zukunft den heutigen Tag unter die angenehmen zählen sollen.

---

(1816.)

Wenn mein Nervensystem gereizt ist, so zeigen sich oft die sonderbarsten Erscheinungen. So z. B. höre ich auch mit den Schläfen wie sonst mit den Ohren. Es fängt nämlich die Empfindung des Hörens bei einer Schläfe (meistens bei der linken?) an und pflanzt sich durchs ganze Haupt bis zur entgegengesetzten fort. Etwas Aehnliches habe ich auch schon in der Mitte der Stirne ober den beiden Augenbrauen wahrgenommen. In solchen Augenblicken glaube ich oft das Denken wie eine mechanische Operation wahrzunehmen. Jeder Gedanke gibt gleichsam einen elektrischen Schlag, und die Ideen kommunizieren untereinander in wellenförmigen Bewegungen.

Ich habe zweimal in meinem Leben im Theater eine ähnliche, äußerst angreifende Empfindung gehabt. Vor mehreren Jahren, als ich zum erstenmale einen Kastraten (Velluti) singen hörte, und vor einigen Wochen, als ich dem (übrigens weniger als mittelmäßigen) Schauspiele: Die Waise und der Mörder beiwohnte. Das erstere Mal machte die Stimme des Sopransängers einen äußerst widerwärtigen Eindruck auf mich, der sich immer mehr verstärkte. Auf einmal änderte die Gestalt des Sängers sich vor meinen Augen aufs häßlichste, bis sie zu einer wahren Teufelsfratze ward, und jetzt durchflog mich ein unnennbares, entnervendes Gefühl, das beinahe wie ein heftiger elektrischer Schlag auf mich wirkte. Ich habe oft versucht, dieses Gefühl mit Worten auszudrücken, und immer blieb ich in der Beschreibung dabei stehen, es sei mir gewesen, als ob Feuer aus dem Körper des Sängers ausgehe. Das war es aber gewiß nicht, obschon ich nichts näher Bezeichnendes finden kann. — Nach Jahren geschah mir neulich etwas Aehnliches. Mlle. Demmer spielte in dem genannten Drama die Rolle des Taubstummen mit hinreißender Lebhaftigkeit. Am Schlusse des Stückes, als sie den Mörder ihres Vaters erkennt, wurden ihre Bewegungen mit jedem Moment immer heftiger, und

ich war fast im Fieber. Endlich erblickt sie das verhaßte Antlitz und fährt entsetzt zurück — da war's geschehen. Der Schlag ging durch meinen ganzen Körper, und ich war danach so ermattet, daß ich mich mühsam aus dem Theater schleppen mußte. Auch hier war meine Empfindung gleichsam mit einem schimmernden Lichte begleitet, das aus dem Körper der Schauspielerin auszugehen schien. Wohlgemerkt, das letzte Mal war ich kurz von einer Krankheit aufgestanden.

---

(1820.)

In Herders Biographie wird von ihm gesagt: „seine Seele bedurfte der geistigen Zuneigung anderer wie der Luft zu atmen." Mir geht's nicht anders.

---

(1820.)

Ich beschäftige mich viel und ernstlich mit Wissenschaften aller Art, ich kann mir aber doch nicht verbergen, daß ich mit aller meiner Bemühung doch nichts gewinne als: Stoff, den sodann der Geist für seine alles andere beherrschenden Kunstideen verarbeitet, die Form jeder Wissenschaft, dasjenige, was sie eigentlich erst zur Wissenschaft macht, geht beinahe ganz verloren. So gibt es für mich auch keinen andern Beweis als Anschaulichkeit.

---

(1821.)

Wenn es Leute gibt, die immer die Farbe ihrer Umgebung tragen, so ist es höchst sonderbarerweise bei mir gerade das Gegenteil. Je entzückter bei Beschauung eines Kunstwerkes z. B. die andern sind, desto kälter bin ich, und je gleichgültiger die andern, desto gerührter werde ich dagegen. So fühle ich mich auch unwiderstehlich gezogen, dasjenige zu tadeln, was andere besonders übermäßig loben; und, worüber jedermann loszieht, das zu verteidigen und die guten Seiten hervorzuziehn, macht mir ein eigenes, bis

zur Hartnäckigkeit gehendes Vergnügen. Auf diese Art thue ich vornehmlich der guten Katty oft weh, weil nämlich das bei ihr ohne Künstelei vorhandene Uebermaß von Empfindung mich in ein kaltes, schroffes Wesen hineinwirft, das die Gute notwendig verletzen muß. Ich weiß das, kann aber doch nicht anders.

---

(1821.)

Woher kommt es denn, daß ich immer einen Menschen haben muß, den ich anfeinde, auf den ich alles Schlechte, Widrige und Abgeschmackte übertrage, das mich in der Welt anekelt, und dann den Menschen eigentlich hasse und (obwohl nur in Gedanken) verfolge, als ob er wirklich all das Hassenswerte in sich vereinigte, ob ich mir gleich bei kaltem Blute gestehen muß, daß ich ihm in manchem unrecht thue. Und das ist immer nur e i n Mensch. Ich kann immer nur e i n e m herzlich gram sein, und so oft ich jedesmal einen neuen finde, söhne ich mich halb unbewußt mit den früher Angefeindeten aus. Auch sind diese Grollträger nicht immer Leute, die etwa mich beleidigt hätten, vielmehr bin ich sehr versöhnlich, oder vielmehr sehr vergeßlich, oder vielmehr sehr (hochmütig-)nichtachtend gegen Beleidigungen, nein, es ist jedesmal etwas rein Objektives von Schlechtigkeit oder Abgeschmacktheit, was mich so in Harnisch bringt. Kann man nicht die Sache verabscheuen ohne eine Person? Was ist es für eine läppische Schwäche, zur Mißbilligung des Schlechten eine Leidenschaft gegen die Schlechten und zur Uebung der Gerechtigkeit im allgemeinen eine Ungerechtigkeit im einzelnen nötig zu haben? — Ich erinnere mich sehr wohl noch eines ähnlichen Charakterzuges bei meinem verstorbenen Vater.

---

(1822.)

Woher mag es denn kommen, daß ich, dem man doch in seinem dichterischen Wirken einen ziemlichen Grad von Phantasie nicht wird abstreiten können, doch beim Denken einen solchen Grad von Verstandesgemäßheit fordere, daß mein Geist von Natur aus dabei alles zurückstößt, was von der Einbildungskraft hergeholt ist?

---

(1822.)

Mein Geist ist den Krämpfen ebenso unterworfen als mein Körper. Jede nur etwas stärkere Gemütsbewegung, selbst von der Gattung der angenehmen, bringt in meinem Innern eine solche krampfige Zusammenziehung hervor, und erst wenn all diese Veranlassungen, all diese Anspannungen entfernt sind, kann mein Geist sich ausdehnen, und dann kommt gewöhnlich auch die Poesie.

---

(1822.)

Wenn ich alte, aber einfach erzählte Märchen lese, z. B. das englische vom König Artus, so kommt mir manchmal bei einzelnen Stellen eine Erinnerung der Empfindung, mit der ich derlei Erzählungen in meiner Kindheit hörte. Dieser Eindruck geht aber so schnell vorüber, daß ich mir nicht klar machen kann, worin eigentlich sein Reizendes liegt. Am deutlichsten glaube ich ihn zu schildern, wenn ich mir ihn aus dem Gefühle des Wunderbaren, verbunden mit dem des Nichtwunderns über dieses Wunderbare, des Zuhausefeins in demselben, zusammengesetzt denke. Daß das Wunderbare in der Kindheit für uns zugleich den lebendigen Reiz des Natürlichen hat, ist die Ursache von dem tiefen Eindruck, den Märchen auf Kinder machen.

---

(1822.)

Der absurde Verfasser der falschen Wanderjahre macht unter anderm Goethen den Vorwurf, daß seine Schilderungen der Liebe das Zeitalter verderben. Bei mir haben sie gerade das Gegenteil bewirkt. Meine ersten Neigungen waren, vielleicht wohl mit durch Goethes Mariannen und Philinen, auf Schauspielerinnen gerichtet, und ich dachte mir ein Verhältnis mit dieser Klasse von Frauenzimmern immer als das reizendste. Als ich aber in der Folge mit Schauspielerinnen wirklich bekannt wurde, wirkte die Unähnlichkeit derselben mit den nach Goethe geschaffenen Urbildern so heftig auf mich, daß ich mich mit Abscheu von ihnen ent-

fernte und, obschon ich notwendig so oft in ihrer Nähe sein mußte, nie irgend ein Verhältnis mit einer von ihnen gehabt habe.

---

(1822?)

## I.

Was ich auf meine poetische Flucht für Bücher mitnehmen werde? fragst du. Wenig und viel! Herodot und Plutarch, dazu die beiden spanischen Dramatiker. Und Shakespeare nicht? Shakespeare nicht. Obgleich er vielleicht das Größte ist, was die neuere Welt hervorgebracht hat: Shakespeare nicht! Er tyrannisiert meinen Geist; und ich will frei bleiben. Ich danke Gott, daß er da ist, und daß mir das Glück ward, ihn zu lesen und wieder zu lesen und aufzunehmen in mich. Nun aber geht mein Streben dahin, ihn zu vergessen. Die Alten stärken mich, die Spanier regen mich zur Produktion an; aber die erstern stehen zu ferne, die letztern sind zu rein menschlich mit ihren Fehlern mitten unter den größten Schönheiten, mit ihrer häufig nur gar zu weit getriebenen Manier, als daß sie den echten Quell des wahren Dichters: die Natur, die eigene Anschauungsart, das Individuelle der Auffassung, irgend im Gemüte beeinträchtigen sollten. Der Riese Shakespeare aber setzt sich selbst an die Stelle der Natur, deren herrlichstes Organ er war, und wer sich *ihm* ergibt, dem wird jede Frage, an *sie* gestellt, ewig nur *er* beantworten. Nichts mehr von Shakespeare! Die deutsche Litteratur wird in seinem Abgrunde untergehen, wie sie aus ihm hervorgestiegen ist. Ich aber will frei sein und selbständig, lieber ein Wurm, der sich selbst sein Blatt sucht, als der Flötenspieler, durch den Vaucanson entzückt.

## II.

Du magst den Wunsch, schreibst du, nicht aufgeben, daß das Theater eine moralische Tendenz erhalte? Du hast unrecht; nicht bloß in künstlerischer, auch in moralischer Hinsicht, denk' ich. Denn erstens hat die Moral des Theaters, die doch des Gefälligen nie entbehren kann, etwas so Zwitterhaftes, daß nur höchst selten ein praktischer Nutzen daraus

hervorgehen kann. Dann würde aber auch all das Leichtfertige und Lustige, das auf denselben Brettern verhandelt wird, unter der Aegide jener Ansicht nur um so verderblicher auf das Gemüt des Zuschauers einwirken, der, gewohnt, Lehren von dorther zu empfangen, die angenehmeren darunter gewiß nicht unbeachtet vorübergehen lassen würde. Das Theater muß als sittlich gleichgültig behandelt werden, oder es wird sittenverderbend.

## III.

Du nimmst die Partie deines Vaterlandes und willst nicht zugeben, daß dieses passive Stehenbleiben, dieses Nichtweiterschreiten auf dem Pfade der Entwicklung so erniedrigend, so unwürdig sei, als es mir vorkomme. Nun denn, ich wiederhole es: ein Verbrechen an der Menschheit ist es! Wodurch ist denn der Mensch, was er ist, als durch seine Gattung? Sein ganzer Bestand als Mensch liegt nicht in einem Individuum, nicht in tausend, sondern in der Menschheit als Ganzes, als moralisches Wesen, entgegengesetzt dem physischen, dem einzelnen. Richte einen Affen ab bis zur höchsten Vernunftähnlichkeit, bis zum äußersten Grade der Geschicklichkeit, seine Jungen werden nicht mehr wissen als jedes andern Affen Junge, und willst du sie vervollkommnen, so mußt du von vorn anfangen, von der ersten erwerblichen Fertigkeit, wie bei ihrem Vater; von seinem Wissen ist nichts auf sie übergegangen, wird nie etwas übergehen, und so steht jedes Tier noch auf derselben Stufe, in der die ersten seiner Art am Tage der Schöpfung standen. Warum? Weil ihnen die Gabe der Mitteilung fehlt, weil sie nur als Individuen da sind, weil sie nur im Verstande des Menschen eine Gattung ausmachen, in der That aber Einzelwesen sind, höchstens Generationen, mit bloß physischer Wechselwirkung der Mitlebenden, jede eingeschlossen in den Zwischenraum von Geburt und Tod. Der Mensch aber erbt von früheren Jahrtausenden, und spätere Jahrtausende erben von ihm. Ein unreifer Knabe unsrer Zeiten weiß Dinge, die den Weisen Griechenlands ein Rätsel waren, die Geschichte ist sein Leitstern in Wollen und Handeln; er ißt und trinkt und pflanzt sich fort als Individuum, aber er *lebt* nur als Mensch, als Glied seiner Gattung. Darin liegt das Heiligtum seiner Existenz, das

ist das Palladium seiner Vorzüge, in dieser allgemeinen Menscheneinsicht, in diesem allgemeinen Menschenwillen tritt der Gott ein in die Natur. Daher ist jedes absichtliche Stehenbleiben der einzelnen oder der moralischen Person ein Verbrechen an dem Geschlechte, ein Vergehen gegen Gott. Wollen wir nichts hinzufügen zu dem Schatze der Menschheit, wer gibt uns ein Recht, das vor uns Gesammelte zu gebrauchen? Wollt ihr stehen bleiben, so gebt vorerst zurück, was eure Eltern euch geliehen, damit ihr es in organischer Fortentwicklung vererbt an ihre Enkel. Zieht euch in Höhlen, knirscht Eicheln, tragt zur Schau die Blöße eures tierischen Selbst, gebt auf Sprache und Schrift und schämt euch nicht, Bestien zu heißen, wenn ihr es durchaus sein wolltet. Ich wollte lieber ein Hund sein und den Mond anbellen als ein Mensch und gegen die Entwicklung der Menschheit reden.

## IV.

Hast du gelesen, was Jacobi im Woldemar sagt über die Formen der Menschheit, oder vielmehr über die Formen, in denen sich das Höhere im Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zeigt? Wie das Gefäß nach und nach verwittert, der Gehalt verfliegt, und welche Kämpfe es kostet, bis eine neue Hülle des Göttlichen aufgefunden und anerkannt ist? Wie aber doch das Höhere, das Gottähnliche nie zu Grunde gehen kann, sondern nur in einer Art Seelenwanderung in neue Körper übergeht. Die traurigsten Zeiten sind dann offenbar die, wo eine solche Form im Verscheiden ist und die eine Hälfte der Menschheit sich abmüht, das inhaltsleere Gefäß zusammenzuhalten und zu flicken, die andere Hälfte aber den Gehalt überhaupt leugnet, weil er in dem verwitterten Gefäße nicht mehr zu finden ist. Die Zeit unmittelbar vor und nach der französischen Revolution war eine solche traurige; aber mir deucht, die Morgenröte einer neuen Existenz schimmert hervor über den fernen Bergen. Wenn damals eine mächtige Hülle des Göttlichen, der Tugend, vielleicht auf lange zu Grunde ging: die Religion als positive Anstalt, so beginnt dafür ein neues Vehikel der Tugend, virtus, sich zu bilden in dem Streben der Völker nach Freiheit, nach bürgerlicher und politischer Freiheit. Schon ist der Mensch nicht mehr

auf sein enges Selbst beschränkt, schon nimmt er wieder teil an einem Allgemeinen, die Begeisterung erwacht, und die Tugenden haben ja das gemein mit den Lastern, daß, wenn man einer die Thüre öffnet, sich die andern ungerufen miteindrängen. — Land! Land! Armer Schiffer!

---

(1824.)

In einem philosophischen Werke verstehe ich nichts, bevor ich nicht weiß, worauf das Ganze hinausgeht; für mich gibt's keine Form ohne Inhalt.

---

(1824.)

Bin ich nicht mit meinem Streben, mich der Poesie zu entziehen und im gewöhnlichen Leben unterzutauchen, eine Art Ludwig XV., der, indes er wollüstig die Vorteile seines hohen Amtes genoß, sich den Anforderungen ihrer Bürden gemein-idealisierend dadurch zu entziehen strebte, daß er sich gern als Privatmann dachte, knickerig ein Privatvermögen sammelte, indes er das öffentliche vergeudete, und hoffte, sich um so mehr als eigentlicher Mensch zu fühlen, je schlechter er als König sich erkennen mußte?

---

(1834.)

Mir ist es Bedürfnis, mich immer mit einem Lerngegenstande zu beschäftigen. Durch diesen Kunstgriff genieß' ich im Mannesalter fortwährend den Nachgeschmack der Kinderzeit, und es soll mich, hoff' ich, jung erhalten noch zwei Stunden vor meinem Tode.

---

(1836.)

Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goetheschen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden gethan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können.

*

Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entschlüssen, meine Meinungen sind aber so eisern mit meiner innersten Natur verflochten, daß, solange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe. Wer mir die Unrichtigkeit einer derselben bewiese, könnte mich höchstens bedauern machen, sie zu haben; sie gegen eine andere zu vertauschen, wäre mir ebenso unmöglich, als einen Teil meines Leibes verbessern, er möchte so schlecht sein, als er wollte. Mein Denken ist immer nur ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da.

---

(1837.)

Die Empfindung hat bei mir immer eine vorherrschende Neigung zum Formlosen; das Formgeben bringt mich dem Verstande näher, als billig ist.

---

(1838.)

Daß meine im Grunde schwache Gesundheit nie bis zur eigentlichen Krankheit kommt, davon ist wohl die Ursache, daß bei geistiger Beschäftigung sich mein Organismus sehr steigert und dadurch die Ausdünstung vermehrt. Das gleicht die Einflüsse der Witterung wieder aus, denen ich sehr unterworfen bin.

---

(1842.)

Ich bin froh, ein Deutscher zu sein. Nicht als ob ich die Nation so hoch stellte, eher das Gegenteil. Aber wenn der Mensch Papier ist, auf welches das Leben schreibt, so will ich als unbeschriebenes zur Welt gekommen sein. Der Deutsche bringt von allen Völkern die wenigsten Vorurteile mit. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.

---

(1843.)

Man hat unrecht, über seine Zeit ärgerlich zu sein. Man nenne mir erst eine, die besser war als die gegenwärtige, ich weiß keine. Selbst wo sie einem zuwider ist, ja anekelt, ist es nur in dem Wenigen, was man versteht und worin man sich ihr überlegen fühlt, indes in dem Vielen, das man nicht versteht, man den andern vielleicht ebenso zur Last ist. So kann ich mir recht gut einen vernünftigen Legitimisten denken, dem ich mit meinen liberalen Perfektibilitätsideen, und mit Recht, ebenso widerlich bin als er mir mit seinen litterarischen. Man sollte derlei eben ertragen können und seinen Weg gehen, ohne sich um die andern viel zu kümmern.

---

(1852.)

Daß mir die meisten Dinge im Leben mißlingen, kommt wohl nur daher, daß ich sie nicht so angreife, wie es sein

müßte, um sie zum besten Ende zu bringen, sondern nur suche, sie sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Daher kommen die Verlegenheiten immer wieder zurück, und ich weiß recht wohl, daß, wenn ich mich über mein böses Geschick beklage, ich die Schuld auf meine Ungeschicklichkeit, mein Aufschieben, mein Zaudern und Uebereilen nehmen muß.

# Tagebuch

## auf der Reise nach Italien.

(1819.)

Ginselsdorf. Das Haus des Hieronymus Bonaparte. Er darf nur auf eine gewisse Weite sich davon entfernen. Die Besitzung ist herrlich. Traurige Herrlichkeit!

Theresienfeld. Für Invaliden nach einem bestimmten Plane von Maria Theresia angelegt. Zwischen jedem Hause ein Stück Feld. Vor Feuer ist man sicher, aber ungesellig muß der Ort machen und düster. Von einem Ende des Dorfes bis zum andern hat man eine halbe Stunde zu gehen, und wo sind die Menschen, die nur halb so weit gehen, um zu trösten und zu helfen?

Dort taucht Wiener-Neustadt auf mit seinen zwei schwarzen Türmen. Diese wahrhaft gute und getreue Stadt der Oestreicher. In dieser weiten Ebene, von Bergen umkränzt, über die der greise Schneeberg herübersieht, wie ein Ahnherr über seine Enkel, hier lagerte Kaiser Friedrichs Belagerungsheer, hier die Macht feindlicher Ungarn. — Friedrich der Streitbare — Andreas Baumkircher! —

Hinter Wiener-Neustadt, links auf den Bergen: Sebenstein. Sitz der Ritter von der roten Erde.

Glühen der Spitzen des Schneeberges, wie durchsichtig beim Untergang der Sonne. Wie ein feuerspeiender Berg.

Neunkirchen. Ein ansehnlicher, altertümlicher Ort, die Kirche mit Mauer und Schießscharten umgeben.

In der Nacht von Neunkirchen nach Schottwien. Tiefes Dunkel, das aber doch rechts am Wege tiefe Schlüchte und schauerliche Abstürze, links wilde Felsen, mit Schnee bedeckt gleich dem Wege, erkennen läßt.

Die Marter der ersten, ohne Ausruhen und Schlaf durchreisten Nacht bedeckt alles übrige.

Der kalte, aber schöne Donnerstagmorgen bricht an. Das Mürzthal, das im Sommer herrlich sein muß; jetzt stand es noch unbelaubt und kahl, zum Teil noch mit Schnee bedeckt. Zwei alte Ritterburgen, die letzte das Stammschloß der Stubenberge.

In Prugg die Reiseroute geändert, statt über Klagenfurt nach Venedig: über Gräz nach Triest. Schönheit des Murthales. Die Berge nehmen einen größern Charakter an und gleichen mehr denen in Salzburg. Ein Felsen von jenen schroffen, die über das linke Ufer der Mur herabhängen, heißt der Jungfernsprung.

Gräz, herrlich umgeben, macht, wenn man aus den Bergen kommt, den Eindruck, als ob man zum Frieden käme aus dem Krieg. Der Schloßberg überragt es wie ein Beschützer. Die Stadt ist groß, die Gassen eng, das Pflaster schlecht. Ohne Aufenthalt die Pferde vorgespannt und fort im Dunkel.

Zweite Reisenacht. Schlecht gefahren, besser geschlafen. Vielleicht heilsame Wirkung der genommenen Hallersäure.

Freitags morgens früh Marburg. Schlechtes Frühstück.

Hier ändert sich das Land. Die schöne, freudige Gegend der deutschen Steirer hört auf. Wenden fangen an. Leibgürtel der Weiber. Anfang des Bettelns der Kinder. Gewaltsamer Sturm auf den Bergen vor Feistritz, der selbst unsern Wagen beschädigt.

Herrliches Thal gegen Gonobitz zu. Auffallende Aehnlichkeit der Lage von Cilly mit der von Salzburg, weniger was die Form der einzelnen Berge, als was den Charakter des Ganzen betrifft.

Cilly, artige Stadt. Links auf einem Berge das Schloß des alten Grafen. Ohne Aufenthalt fort nach St. Peter. Der Sturm von heute vormittag war nicht umsonst dagewesen. Gleich außer Cilly fielen Tropfen, die sich bald in einen entsetzlichen Platzregen verwandelten. Während desselben wechselten wir Pferde in St. Peter. Die Nacht brach herein, Regen und Dunkelheit ließen den unwilligen Postillon nur Schritt für Schritt fahren. Endlich, da wir unter diesen Umständen nicht hoffen konnten, während der Nacht unsre Reise viel zu fördern, kehrten wir in Franz in einem ziemlich schlechten Wirtshause bei sehr guten Menschen ein. Schlechtes Abendessen, nicht viel bessere Betten, aber seit sechs Stunden nichts gegessen und zwei Nächte gefahren statt zu schlafen — essen und schlafen ging beides recht gut.

Samstag. Morgens nach St. Oswald. Die Gegend wird jetzt kahl und unansprechend, die Hütten im ganzen

windischen Steiermark schlecht und schmutzig; das Volk sieht ärmlich aus, die Kinder laufen bettelnd halbe Meilen neben dem Wagen her. Nicht weit von Franz die Grenze von Krain.

Was uns als Regen gequält hatte, war hier in den Bergen Schnee gewesen, der alles umher bedeckte.

Endlich Laibach. Die Stadt sieht traurig und öde aus, ist es aber von inwendig weniger, als sie es von außen scheint. Schlechte Wirtshäuser, elendes Essen, endlich Abfahrt abends um fünf Uhr. Wir hatten bei unserer übereilten Abreise von Wien nur Pässe bis Venedig mitgenommen und hofften, in Laibach sie auf Rom ausdehnen lassen zu können. Unsere Hoffnung schlug fehl.

Die ganze Nacht hindurch reisten wir schnell und unausgesetzt in der größten Kälte durch die öde, mit Schnee überdeckte Gegend. Diese Fahrt ward noch dadurch unangenehmer gemacht, daß es dort herum, besonders bei Nacht, nicht allzu sicher zu reisen ist, welchem Gerüchte selbst der Polizeikommissar in Laibach, als ich ihn darum befragte, nicht ganz widersprechen konnte.

Als der ersehnte Morgen anbrach, waren wir über Planina, Adelsberg, Prewald hinaus, und Sessana, die letzte Station vor Triest, lag vor uns. Als ich zuerst vor der abnehmenden Dunkelheit um mich blicken konnte, war mir, als hätte mich ein Zauberer während der Nacht in ein weit entferntes Land versetzt. Da lag eine Wüste vor uns. Ein beinahe ganz unbebauter, nur hier und da mit Kastanienbäumen, die ihr vertrocknetes Laub aus dem letzten Herbste — ein trauriger Gewinn — in den gegenwärtigen Frühling herübergerettet hatten, .... standen vereinzelt da, zwischen ihnen verkrüppelte Maulbeerbäume, von Reben umzogen. Felsentrümmer bedeckten zahllos die Felder und schufen das Ganze zu einem steinernen Meere um. Es war, als hätte Gott hier gestanden, als er nach dem Falle der Menschen den Fluch über die Erde aussprach.

Allmählich, wie wir uns Triest näherten, merkten wir eine beträchtliche Veränderung des Klimas, die rauhe, kalte Luft ward milder, und alles schien uns anzukündigen, daß wir am Eingang Hesperiens ständen. Einige Landleute, die, bizarr braun und rot gekleidet, zu Pferde und zu Wagen uns begegneten, stimmten mit all dem überein und spannten unsere Erwartung so hoch, als es nach drei durchwachten Nächten, nach einem Kurierritt von achtzig Meilen immer

möglich war. Endlich die Dogana von Optschina. — Ein Hügel! — Hinauf! — Ah! und da lag es vor uns weit und blau und hell, und es war das Meer. Ich sprang aus dem Wagen und lief hin, daß mein Reisegefährte mir zurief, acht zu geben, um nicht hinabzustürzen. Mich ergriff eine sonderbare Empfindung. Früher schon hatte ich mich aus Erzählungen überzeugt, daß der Anblick des Meeres mich bei weitem nicht mit dem Gefühl der Erhabenheit erfüllen würde, das es in der Phantasie in mir hervorbrachte, und ich hatte mich daher auf den wirklichen Anblick fast mehr gefürchtet als gefreut: ich fürchtete nämlich um ein erhabenes Bild ärmer zu werden und nur ein richtigeres dafür zu erhalten — ein zweifelhafter Gewinn für einen Dichter. Und was ich vorher geahndet, traf wirklich zum Teil ein. Das Bild vom Meere in meiner Phantasie war allerdings mächtiger, gewaltiger gewesen als die Wirklichkeit, und doch fesselte mich der Eindruck so, daß ich mich kaum trennen konnte, ich hatte mir das Meer nämlich nicht so schön gedacht, nicht so unbeschreiblich schön. Wie es dalag, ein holdes Mittelbild zwischen einer grünen wallenden Wiese und dem ruhigen blauen Himmel, so weich anzuschauen, daß die Sprache kein Wort hat, es zu bezeichnen, so sanft und mild, das starre, ungebändigte Element, wie eine besänftigte Geliebte, die doppelt schön ist, wenn sie gezürnt hat und getobt, und nun doppelt hold den Teuern schmeichelnd und besänftigend umfängt — so hatte ich mir's nie gedacht, und darum überraschte und fesselte es mich im höchsten Grade. Einen eigentlich großen Anblick gewährt das Meer bei Triest nicht. Die Unermeßlichkeit, welche die Vorstellung des Meeres begleitet und sie zur erhabensten macht, die die sichtbare Welt hat, verschwindet hier ganz, da auf drei Seiten die Ufer sichtbar sind, und auf der vierten, schrankenlosen das Auge aus Wolken und Dünsten sich leicht auch ein Ufer bildet.

Ueberhaupt gewährt Triest, sowohl vom Berge herab, an dem es liegt, als von der Seeseite betrachtet, einen außerordentlich schönen Anblick. Das Meer in seiner Herrlichkeit, die zahllosen Masten der Schiffe, das Gewimmel von Menschen aller Kleidung und Sprache, alles ist ansprechend und neu. Einen besonders fremden Anblick gewährt es, mitten auf dem Platze der Stadt bedeutende Meerschiffe in den Kanälen liegen zu sehen, deren Masten die umliegenden Häuser weit überragen.

Wir kehrten in der Locanda grande ein, und sobald ich ein wenig adjustiert und der aufgesetzte, unbeschreiblich elende Kaffee getrunken war, ging ich aus, die Stadt zu besehen. Wie fremd kam mir alles vor. Die Menschen wimmelten lebhaft untereinander — es war Sonntag — alles schrie statt zu reden, jubelte statt zu lachen, sang und zankte, lief und rannte, wie es jedem eben beikam. Die sonderbaren Kleidungen der Boccheser, Albaneser u. s. w., die recht jenen Eindruck machen, den die Griechen mit dem Ausdruck: barbarisch bezeichnen, stachen sonderbar gegen den französischen und englischen Zuschnitt der Triester petits maîtres und maîtresses ab. Aeußerst hübsch sind die Laden der Obstverkäufer, die sehr groß und so reich mit Aepfeln, Pomeranzen und getrockneten Früchten aller Art besetzt waren (andere Früchte hatte die frühe Jahreszeit noch nicht), daß sie wahrhaft Appetit erweckten. Ich ging in den Hafen auf den Molo. Mit den Schiffen ging es mir beinahe wie mit dem Meere. Jedes einzelne war kleiner, als meine Vorstellung davon gewesen war, aber alle zusammen, zu einem dichten Mastenwald vereinigt, erfreuten mich doch ungemein. Voran standen als Verteidiger und Führer der Herde ein paar Briggs, mit Kanonen und Soldaten besetzt, hinterher wimmelte das unzählbare Volk der Pieleghi, Trabaccoli, Barken u. s. w., auf denen die Schiffsjungen ihr lustiges Wesen trieben und unter Singen und Schreien wie Maulwürfe aus dem Verdeck in die Kajüten und wieder zurück durch enge Oeffnungen schlüpften.

Wir hatten den Plan gefaßt, uns in Triest nach Ancona einzuschiffen, um so noch vor der Karwoche in Rom zu sein, aber wie wurden unsere Plane vereitelt! Man verweigerte uns die Ausfertigung der Pässe, die wir in der Eile nur bis Venedig genommen hatten, und es blieb nichts übrig, als nach Venedig zu gehen und dort beim Gubernium unser Glück zu versuchen. Das Dampfboot, das von einem Orte zum andern geht, hatten wir versäumt: wir mieteten daher eine Barke, mit der wir morgen abends, wenn die bonaccia fortwährt oder wohl gar günstigere, frische Winde eintreten, nach Venedig abgehen wollen.

Gegen Abend ließen wir uns auf einer Barke im Golf spazieren fahren. Es war für mich ein ungemein erhebender Gedanke, das Adriatische Meer unter mir zu haben, und ich ließ mit Wonne die Wellen um meine hineingestreckte Hand spielen.

Die Sonne ging unter. Welch ein Schauspiel: Auf dem Meere ruhend und darin eintauchend, entzündete sie dasselbe samt der Luft des Horizontes, und die beiden geschiedenen Elemente schienen sich vereinigt zu haben in das des Feuers. Ist die See schön, wenn die Morgen- oder Mittagsonne sie beleuchtet, so ist sie es noch unendliche Male mehr beim Untergange. Die Wellen haben ihr sanftes Grünlichblau abgelegt und spielen, von der Sonne schräg beleuchtet, in allen Farben des Regenbogens. Blau und rot und grün und golden schwamm es um uns her, und ich dachte mir im Feenlande zu sein, bis die Sonne hinabgegangen war und die Herrlichkeit des Tages unterging in ein düsteres Grau. Geschaukelt von den durch den Abendwind etwas erregten Wellen kehrten wir zurück, und ich ging heim, mich zu erholen von der Entzückung, die mir die Natur, und von dem Verdruß, den mir die Menschen (oder vielmehr die Polizei) bereitet hatten.

Um halb acht Uhr ins Theater. Man gab die unter uns als Oper bekannte Vestalin als Schauspiel. Das Theater ist sehr groß, aber geschmacklos. Wenige Menschen waren versammelt, die aber Lärm machten für viele. Nach einer mittelmäßigen Musik, zu der die Musiker in drei Reihen aufgestellt waren, ging der Vorhang auf, und auf einem im modernen Stil gemalten Forum standen Licinius und Lucius mit mächtigen Backenbärten und in Sagums mit langen, bis an die Finger reichenden Aermeln und schrieen taktmäßig ihre Rollen ab, mit Bewegungen, die so waren, daß sie auf die Vermutung führten, man wolle die Alten nachahmen, die unter zwei Schauspielern die Deklamation und Aktion teilten, nur schien hier der Fehler obzuwalten, daß der Akteur immer später oder früher gestikulierte, als der Deklamator spräche, so abgeschmackt und unbedeutend war jede Bewegung. Der Console, Vater der Julia, entsetzlich. Es schien mir ausgemacht, daß die Schauspieler sich die italienischen Prediger zum Muster genommen hatten. Immer die Handbewegung, mit der drohend die Prediger ihre Lehren einschärfen, immer dasselbe schreiende Steigen der Stimme am Schlusse des Satzes, mit dem jene die Unbußfertigen zu Paaren zu treiben suchen. Julia. Sie schrie an den Stufen des Altars wie eine Nichtvestale, die man um ihren Verdienst betrügen will. Im zweiten Akt kamen nach einem elenden Waffentanze Gladiatorspiele vor,

in denen Licinius (!) den Preis gewann und von Julia bekränzt wurde. In den Spielen selbst rangen die Kämpfer wie die Schifferjungen auf den Gassen von Triest, sie warfen sich sieben-, achtmal hintereinander zu Boden, daß die kurzen Leibröcke über den Köpfen zusammenschlugen, und das jubelnde Publikum über die auf sie gekehrten Hintern der Kämpfer außer sich vor Freude kam.

Jetzt ist's Nacht; das Meer rauscht still unter meinen Fenstern. Auch der Mond ist untergegangen, und nur die Sterne schauen, sich spiegelnd, in die stille See. Die Schifferjungen singen mehrstimmige Gesänge, kunstlos und zum Teil mit gellenden Stimmen, aber so rein und harmonisch, daß man staunen muß. Eine oft wiederkehrende Diskantpassage klingt äußerst lieblich. Der Gesang hört auf, ich will es auch thun und schlafen gehn.

Montags abends schifften wir uns um acht Uhr während eines leichten Landwindes ein, der, wenn er anhielt, uns eine leidliche Reise versprach. Es war ein kleines Trabaccolo, einem Römer gehörig, das uns aufnahm. Wir betraten die Kajüte. Gott im Himmel, welch ein Ort! Höchstens sechs Fuß Länge und etwa fünf Fuß Höhe und Breite, dabei ein Teergestank zum Ersticken, und zwei Betten, oder vielmehr Hundepolster, auf denen wir zwei Nächte zubringen sollten, denn der Wind, der bei unserer Abreise uns zu begünstigen schien, hörte bald ganz auf, und beschränkte uns bloß auf den Gebrauch der Ruder, mit denen wir uns kaum von der Stelle bewegten. Wie unerträglich die Nacht in unserer Kajüte war, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Endlich brach der Morgen an. Taumelnd, schlaftrunken, die Eingeweide umgekehrt von dem unabläßlichen Schaukeln des Schiffes trat ich aufs Verdeck und sah die majestätische Sonne hinter den Bergen von Istrien hervorsteigen, aber beinahe ohne Seelenerhebung, so sehr wird das Innere durch den Körper bestimmt. So ging es fort einen langweiligen Vormittag. Mein ganzes Leben wird es mir gegenwärtig bleiben, wie wir zur Mittagszeit uns alle auf Matten aufs Verdeck lagerten und nun, den Himmel über und die spielende See unter uns, das frugale Schiffermahl verzehrten in recht patriarchalischer Einfachheit. Endlich erhob sich ein Lüftchen. Alle Segel werden aufgespannt, und jetzt ist die Spitze von Friaul erreicht und mit ihr die Hälfte des Weges. Gegen Abend erblickten wir den Glockenturm

von St. Markus in neblichter Ferne, aber eine neue Windstille ließ uns nicht hoffen, ihn so bald zu erreichen. Noch einmal mußten wir hinab in unser Gefängnis, und schlafend trug uns die Barke, wie den Ulyß in die Heimat, nach Venedig. Als wir erwachten und aufs Verdeck traten, lagen wir schon in den Lagunen, der Dogana gegenüber. Man hat oft den ersten Anblick von Venedig als so wunderbar beschrieben, ich habe es kaum so gefunden. Es hat zwar allerdings etwas Befremdendes, Häuser und Paläste gerade aus dem Meere heraufsteigen zu sehen, aber die Phantasie ersetzt leicht das fehlende Erdreich, und man glaubt eben einen breiten Fluß mit vielen Inseln vor sich zu sehen. Auch fehlt es in solcher Nähe, als ich beim Anbruch des Tages die Stadt bereits sah, dem Anblick an Einheit und Umfang; in einer größern Entfernung mag das anders sein. Der erste Eindruck, den Venedig auf mich machte, war befremdend, einengend, unangenehm. Diese morastigen Lagunen, diese stinkenden Kanäle, der Schmutz und das Geschrei des unverschämten, betrügerischen Volkes geben einen verdrießlichen Kontrast mit dem kaum verlassenen, heiteren Triest. Wenn man sich aber erst ein wenig erholt hat und den Totaleindruck dieser schwarzen Steinmassen gesondert auf sich einwirken läßt, dann wird man eben so ergriffen, als man vorher verstimmt war. Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, wo das Altertum mit solcher Lebendigkeit den Menschen anspräche. Rom ist tot, ein herrlicher Leichnam, aber Venedig regt sich noch und dehnt seine Riesenglieder zum unfreiwilligen Abschied aus dem Leben. Wer nicht sein Herz stärker klopfen fühlt, wenn er auf dem Markusplatze steht, der lasse sich begraben, denn er ist tot, unwiederbringlich tot. Dieser Palast des Dogen, ein Bild der Republik und der Stadt, mit seinem unförmlichen Körper auf den Stützen wunderlicher Säulen und Bögen ruhend, vereinend die Starrheit in seinen ungefügen, unbeworfenen Wänden mit aller Zierlichkeit der Kunst in seinen Arkaden und Zinnen. Ich weiß nicht warum, aber mir fiel ein Krokodil ein, als ich ihn sah, obschon seine Form nicht die geringste Aehnlichkeit mit diesem Tiere hat. Was da beschlossen wird, denkt man, muß geheimnisvoll sein und klug und unerschütterlich und hart. Wie ein Rätsel sieht er aus, dieser Palast, und scheint Rätsel zu beherbergen. Auf der andern Seite die Prokuratien, schön, herrlich, aber sie gleichen

andern Gebäuden, und andere Gebäude gleichen ihnen: hier wohnt das Sichtbare, in jener Höhle brütete das unsichtbare Prinzip, das sich nur bemerkbar machte durch seine Wirkungen. Als ich in der Nacht beim Mondschein in der Gondel an diesem Palast hinum fuhr, bei den Staatsgefängnissen vorbei und nun in dem durch Streiflichter manchmal unterbrochenen Schatten, welchen diese Riesengebäude einander geheimnisvoll zuwerfen, der Ponte dei sospiri über mir schwebte, über den die Staatsverbrecher einst aus dem Gefängnis zum Tode geführt wurden, da überfiel es mich mit Fieberschauer. All die Gewesenen und all die Verblichenen, all die Verfolger und Verfolgten, Mörder und Gemordete schienen aufzusteigen vor mir mit verhüllten Häuptern. Auf dieser Brücke ging Marin Falieri, ging vor ihm und nach ihm so mancher dem Tode entgegen, und dort erwarteten sie Henker und Richter, die Menschenleiden nicht beben machte und ein Mord nicht zittern. Schaut hin, Unbeugsame, Starre, Unmenschliche! Das, wofür ihr gemordet habt und gerichtet, es ist nicht mehr. In Schutt liegt eure Größe, euren Abgott hat die Zeit verschlungen, eure Thaten sind zur Fabel geworden und euer Streben zum Märchen. Ueber euren Gräbern wandelt eine entartete Menge, die bald den Namen vergessen wird, für den ihr starbet.

Noch einmal: Wer am Markusplatz sein Herz nicht schlagen fühlt, hat keines. Hier die drei Säulen mit den drei Kronen der drei Königreiche, die sich dienstbar nannten der stolzen Republik, dort die Pferde, Siegeszeichen aus dem eroberten Konstantinopel, und außer jenen zwei Säulen im Canal grande das Meer, das, gebändigt, statt zu grollen, schmeichelnd die Füße leckt der es beherrschenden Stadt. Steh auf aus dem Grabe, entschlafener Doge, und wirf deinen Ring hinab, deine Braut hat andere Bräutigame gefunden, seit du schläfst.

Man durchwandelt die Stadt: überall Größe, Stolz, Reichtum, Weltherrschaft. Palast an Palast, fast alle gleich gebaut. Zwei Eingänge, einer auf den Kanal, der andere ans Land. Im ersten Geschosse ein großer mit Marmor gepflasterter Saal, dessen eine Wand ganz aus Fenstern besteht, von außen mit Säulen geziert, wert, breitere Straßen zu zieren, alles düster, ernst, streng. Die Massen tragen den Charakter der Republik. Man möchte weinen, wenn man die Namen hört und die Reste sieht. Das Hotel all' Europa,

wo ich wohnte, war einst das Haus der uralten Giustiniani, und in dem Saale, wo der alte Badoar seine Siegesfeste feierte, putzt der Bediente meine Schuhe und hängt meinen Rock dahin, wo sonst eroberte Fahnen hingen. Als ich in den Laden des Buchhändlers Fuchs trat, um nach etwas zu fragen, stand ich in dem Zimmer, wo Bianca Capello geboren ist, kurz, für einen, der ein Gemüt hat, gibt's keinen zweiten Ort wie Venedig. Abends im Theater S. Simone, wo Oper war: Der erste Akt vom Barbiere di Seviglia und der zweite der Capriciosa. Die Gesellschaft ist äußerst mittelmäßig, es sang jedoch eine Madame Fodor, die im Begriffe stand, nach Paris zu gehen und die wirklich beinahe alles übertraf, was ich bis daher gehört hatte.

Wir haben Pässe erhalten und werden morgen nach Rom abgehen, drum schnell noch im Fluge kosten, da es zum Genießen zu kurz ist.

Donnerstag am 31. Ich war auf dem Torre di S. Marco. Ein herrlicher Ueberblick. Die Stadt liegt vor dem Blicke wie ein geöffneter Bienenstock voll summender Bienen (Drohnen?) und voll Zellen, aber der Honig ist ausgenommen.

Ponte di Rialto. Schön ist die Brücke nicht, wenngleich von Marmor, aber grandios, wie alles in Venedig.

Meine Gedanken drehten sich, solange ich in dieser Stadt bin, immer um den Palast S. Marco, ich ging daher hin, ihn von innen zu besehen. Gerichtsbehörden und Stellen haben darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen und treiben darin ihr Wesen, als ob es so sein müßte. Die Leute müssen sich offenbar nicht vor Gespenstern fürchten, sonst könnten sie nicht in diesen Sälen ihr Handwerk ausüben. In der Sala dei dieci hält der Appellationshof seine Sitzungen und die toten Doges sehen von den Wänden herab, lebendiger als die lebenden Appellationsräte. Der Ratssaal des Dogen, ernst und würdig, die Sitze mit rotem, am Rande vergoldetem Leder beschlagen. Die Sala dei Pregadi macht eine außerordentliche Wirkung mit ihren schwarzen Tribünen und Sitzen. Hier ward der Untergang der Republik entschieden, zwischen entarteten Nobilis und ein paar Adjutanten Bonapartes. Alle diese Zimmer sind mit unaussprechlich schönen Gemälden, vorzüglich von Paul Veronese, Titian und Tintoret verziert, die Gegenstände teils aus der heiligen, teils aus der venetianischen Geschichte genommen. Vorzüglich schön

fand ich eine Verlobung der h. Katharina und eine Europa, beide, glaube ich, von Veronese.

Der Saal der Bibliothek von S. Marco zeichnet sich vorzüglich durch seine Gemälde aus der venetianischen Geschichte von den berühmtesten Meistern, durch das Paradies von Tintoret und durch eine Suite von Porträts aller venetianischen Doges aus. Erschütternd ist die schwarze Decke, die an der Stelle des Porträts von Marin Falieri hingemalt ist, mit den Worten: Hic locus Marini Falieri, occisi propter peccata. Das Paradies von Tintoret kann mir nicht recht gefallen. Es wimmelt von Figuren, die kaum ein Ganzes ausmachen, auch kam mir die Verteilung der dunklen und lichten Tinten widerlich vor. Die historischen Gemälde sind größtenteils vortrefflich. Ich danke Gott, daß ich kein Venetianer bin, der Anblick dieses Saales und dieses Palastes könnte einen wahnsinnig machen. Von den Antiken, unter denen eine Danae und ein Ganymed die berühmtesten sind, konnte ich dem letztern keinen Geschmack abgewinnen. Gewiß ist er aus keiner guten Zeit der Kunst, denn abgesehen von der geringen Reinheit der Form und der Ausdrucklosigkeit des Gesichts, ist auch die Idee, einen fliegenden Adler mit einem Jungen in den Klauen darzustellen, der also, als fliegend, nicht aufgestellt, sondern aufgehangen werden muß, der guten Zeit der Kunst unwürdig und vielleicht ohne Beispiel im Altertum. Die Leda hat einen außerordentlichen, beinahe malerischen Ausdruck. Ob Correggio diese Statue gekannt hat, da er seine Leda malte? Stellung und Ausdruck haben viel Aehnliches.

Endlich die Stunde der Abreise. Nicht als ob Venedig mich nicht festgehalten hätte mit seinen Herrlichkeiten, im Gegenteil zweifle ich, ob ich je etwas sehen werde, was ich ihnen an die Seite stellen könnte, aber der Zweck meiner Reise war denn doch Rom, und die nächste Absicht, noch in der Osterwoche dort zu sein, daher war mir jede Stunde der Verzögerung eine Marter.

Endlich eingepackt, die Gondel bestiegen und verlassen die Meeresbraut mit all ihrem Schmucke.

Mit einbrechender Nacht erreichten wir Fusina und, wieder einmal festen Boden unter den Füßen, bestiegen wir freudig die vorausgesandte Kutsche zur weitern Pilgerschaft.

Nacht verhüllte rechts und links die Gegenden ringsumher, was uns um so mehr leid that, als wir in Venedig gar

manches von den Schönheiten der Ufer der Brenta, an denen wir jetzt fuhren, gehört hatten, und herrliche Landhäuser, deren neblichte Umrisse majestätisch durch das Dunkel drangen, jene Sage in reichem Maße bestätigten.

Wie traurig, daß wir alle diese Gegenden durchfliegen mußten, die allein eine eigene Reise verdient hätten.

Endlich kündigte eine dunkel vor uns liegende Häusermasse eine Stadt an: es war Padua, das alte, berühmte Padua mit seinem Dom, mit seiner hohen Schule in all seiner historischen Merkwürdigkeit. Aber wir mußten vorüber, nur im Vorbeifliegen sahen wir die wahrhaft herrliche Domkirche, vermuteten an einem großen, mit Arkaden gezierten Gebäude die Universität gesehen zu haben, und wieder fort, mit frischen Pferden.

Noch in der Nacht passierten wir Monselice; endlich brach der Tag an, eben als Rovigo vor uns lag. Ich schaute um mich her und schaute wieder, aber es war kein Traum. Schien es doch, als ob die Welt der Märchen wiedergekehrt wäre, und irgend ein wohlthätiger Zauberer uns in der Nacht in einen andern Weltteil geführt hätte. Auf unserer Reise bis Triest fanden wir überall noch Schnee und Winter; die See, das ἄλς ἀτρύγετος, bot kein Grün als das ihres Wassers, in Venedig sproßt und grünt nichts, selbst keine Bäume; nach der Ueberfahrt über die Lagunen fanden wir das Land schon in Nacht verhüllt, wir befanden uns daher mit unsern Gedanken noch im Winter, und wenn wir auch glaubten, manches weiter vorgerückt zu sehen, als in den Gegenden, die wir verlassen, so konnte doch der Unterschied, Zeit und Entfernung betrachtet, unserer Meinung nach, nicht so groß sein. Nun stellte sich uns aber mit einemmal eine ganz andere Welt dar. Grüne Felder, von lebendigen Zäunen umfangen, mit Feigen- und Maulbeerbäumen besetzt, an denen sich festonartig Weinreben fortwanden; mit einem Worte: wir waren in Italien angelangt. Man schilt die Italiener faul; hier herum sind sie's gewiß nicht. Man sehe diesen fortlaufenden Garten und urteile.

Mit dem fremden Lande stimmten auch die fremdartigen Menschen überein.

Jede Spur von Deutschheit war von hier an verschwunden. In übergeschlagene Mäntel eingehüllt, den breitgekrämpten Hut in die Augen gedrückt, schritten die Menschen auf der Straße einher, oder fuhren auf Kariolen mit zwei Rädern,

die fast wie Schlafsessel aussahen und pfeilschnell dahinflogen, oder ritten, meistens auf Maultieren oder Eseln, welches letztere auf uns Deutsche einen besonders komischen Eindruck macht, zumal wenn die Esel klein sind und die Beine des stämmigen Reiters beinahe auf der Erde nachschleppen. In Rovigo kehrten wir zuerst in einem Wirtshause auf echt italienische Weise ein. Luftige Zimmer, mit Ziegelsteinen gepflastert, zweischläfrige Betten, Kamin statt des Ofens, Fenster und Thüren verwahrlost. Zum Frühstück: Frittata in Oel gebacken, mit geriebenem Käse bestreut, süßlichen Landwein, elendes, schlechtgebackenes Brot mit Käse, zum Beschluß getrocknete Feigen.

Nun ging es fort von Rovigo nach Polesella mit vortrefflichen Postpferden durch schöne grünende Wiesen und Felder. Endlich zeigte sich von ferne ein Gewässer, es war der Po, der hier die Grenze zwischen dem venetianischen und päpstlichen Gebiete macht. Mit klopfendem Herzen betrat ich die Fähre, die bei Ponte di Lago Scuro uns und unsern Wagen ans jenseitige Ufer brachte: obschon noch so fern von Rom, betraten wir doch nun zum erstenmale das Gebiet, das demselben Herrn gehorcht. Am jenseitigen Ufer wimmelte alles von Menschen. Weiber, die wuschen, Zollbeamte und Fuhrleute, die fluchten und schrieen, dazwischen schwarze Schweine und Esel, die ohne Führer frei herum gingen, ihr Futter zu suchen, und die bei ihrer Menge einem manchmal glauben machten, man sei in Swifts Lande der Hauyhnhnms angelangt. Auch an päpstlichen Soldaten fehlte es nicht, die, ganz hübsch montiert, viel besser aussahen, als ich sie mir vorgestellt hatte, und das Pax auf den rings herum hängenden päpstlichen Wappenschildern zu erfordern schien. Die Zollbeamten waren so höflich, als man es nur irgend wünschen kann, und ein Korporal der päpstlichen Soldaten schlug hochherzig ein Dreipaolistück aus, das ich ihm für seine Mühewaltung bei Untersuchung der Pässe anbot. Ich weiß nicht, entstand dieses Ablehnen aus wirklicher Großmut, oder genierte er sich vor den Beamten, die rings herum standen, so viel ist gewiß, daß ich etwas Aehnliches in ganz Italien weder beim Militär noch Zivil erlebt habe.

Während des Umspannens unterhielt ich mich mit einem engelschönen Kinde, das mich angenehm erinnerte, daß ich mich dem Lande näherte, wo Raphael die Urbilder zu seinen Madonnen und Christuskindern gefunden hatte.

Hier hatten wir zum erstenmale Gelegenheit, uns von der Vortrefflichkeit der römischen Posten zu überzeugen. Schon im Venetianischen waren wir, in Vergleich mit den deutschen Posten, herrlich gefahren, aber wie man im Römischen dahinfliegt, davon hat man keine Vorstellung. Der Postillon sitzt nie auf dem Kutschsitze, sondern reitet, auch bei zwei Pferden, beständig. Von da herab setzt er mit einer kurzen Peitsche und unter fortwährendem aufmunterndem Geschrei den Tieren unaufhörlich zu, so daß wir einmal, aus Mitleid mit den Pferden und aus Besorgnis, den Wagen zu zerbrechen, den Postillon auffordern mußten, langsamer zu fahren. Immer geht's im Galopp oder wenigstens in scharfem Trab. So angenehm das übrigens für den Reisenden ist, so gereicht der Grund dieses Eilens den römischen Postknechten eben nicht zur Ehre. Es ist nämlich nur auf das Trinkgeld abgesehen. Um einen Paolo mehr zu erhaschen, martert der Kerl seine Pferde, daß man Mitleid mit ihnen haben muß, indes der deutsche Postillon seinen letzten Bissen Brot mit seinen Tieren teilt, und durch kein Trinkgeld vermocht werden könnte, sie in Gefahr zu setzen.

Die Schönheit der Gegend von Ferrara ist unbeschreiblich. Ueberall Wiesengrün und Blütenrot und -weiß, dabei die herrliche, gepflasterte Landstraße. Man fühlt sich sehr glücklich da. Das Schloß, groß und altertümlich, voll Spuren ehemaliger Pracht, ist dasselbe, in dem Tasso lange lebte, liebte und litt. Ich fragte mehrere Personen nach dem Gefängnisse, in dem er gesessen und das noch zu sehen sein soll, aber niemand wollte etwas davon wissen. Einer meinte sogar, ich irre: Nicht Tasso, Ariost sei der Gefangene gewesen, den eigentlichen Ort aber wisse er nicht. Ich muß zur Ehre Italiens bekennen, daß mir eine ähnliche Unwissenheit einheimischer Denkwürdigkeiten in dem ganzen Lande nicht wieder vorgekommen ist. Das Mittagsmahl, das wir hier einnahmen, zeichnete sich durch Ungenießbarkeit von allen bisher genommenen aus, was in der That viel sagen will. Nicht einmal der Kalbsbraten, an dem ich mich entschädigen wollte, war zu essen. Man hatte ihn nämlich mit Rosmarin gespickt und man hätte ihn fast als Brechmittel gebrauchen können. Die Kaufleute in Ferrara brachten uns übrigens keine sehr vorteilhafte Meinung von der Gefälligkeit der Einwohner bei. Wir wollten zu unserem Reisegebrauche hier römische Münze einwechseln, aber, trotzdem daß der Maire,

an den wir adressiert waren, sich alle Mühe gab, wollte keiner der häufigen Wechsler sich zu der kleinen Gefälligkeit bequemen! Am Eingange des Schlosses stand ein Soldat in päpstlicher Uniform, der sich durch erbärmliche Haltung besonders auffallend machte. Der Maire, der mein Erstaunen bemerkte, versicherte, daß diese Soldaten nur auf den Tag aufgenommen würden, daher man sich über ihr schlechtes Aussehen nicht wundern müsse. Mir deuchte der Grund beinahe noch wunderlicher als die Sache selbst.

Die nächsten Stationen, Malalbergo und Capo d'Argine zeichnen sich durch nichts als durch ihre geringe Fruchtbarkeit, verglichen mit der Gegend vor Ferrara, aus.

---

# Rom.

Beinahe schon hinter Viterbo kündigt sich die Nähe der Priesterstadt auf eine traurige Art an. Unfruchtbare, dürre Heiden, ohne Kultur, ohne Wohnung, ohne Menschen, sagen vernehmlich: hier ist ein Wahlreich, und der Gewählte ist ein Priester, und dieser Priester ist gewöhnlich ein Greis. Man hatte wegen der Reise des Kaisers und seines Gefolges das Gesträuche weghauen lassen, das sonst zu beiden Seiten der Straße stand, weil es den Räubern zu Schlupfwinkeln diente. Dadurch aber ward die Gegend noch kahler, noch trauriger. Den Gipfel zu alledem setzen noch die zerrissenen Ueberreste von Räubern und Mördern auf, die, an der Sonne getrocknet, rechts und links an der Straße baumeln und dem armen Reisenden die Stellen bezeichnen, wo seine Vorgänger geplündert und ermordet worden sind. Schneidend ist der Kontrast dieser Oede mit der herrlichen Via Flaminia, auf der man fährt und die auf jedem Schritte erinnert, wie reich und glücklich einst Gegenden waren, wo man derlei Straßen bauen konnte. Mit einem eigenen Gefühl fährt man auf der Straße, auf der einst römische Heere zogen, und hinter jedem Hügel glaubt man beinah Helme und Spieße hervorragen zu sehen.

Endlich hielt der Postillon, wies mit der Peitsche vor sich hin und sagte: Ecco la città, und am Horizonte zeigte sich ein ferner grauer Punkt, und es war die Peterskirche.

*

Wenn man Lust hätte, Vergleichungen anzustellen, so würde man sagen, St. Stephan in Wien sei eine Kirche für deutsche, St. Peter in Rom eine für italienische Andacht.

Ich finde St. Peter auf allen bildlichen Darstellungen bei weitem erhabener, als beim ersten Anblick in der Wirklichkeit.

Diese Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß es keinen Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Kolonnaden erreicht hat, sieht man diese nicht, sondern bloß die Kirche, weil elende Häuser die erstere verdecken; hat man aber einmal die Kolonnaden erreicht, so muß man nicht bloß *vor* sich blicken, sondern auch *um* sich, und hat somit keinen Gesamtüberblick mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältnisse, in denen diese Kirche gebaut ist, daß man nur durch Vergleichungen mit daneben befindlichen Gegenständen sich die eigentliche Größe derselben versinnlichen kann. Nach einer solchen Vergleichung ist es aber denn auch natürlich schon um das Erhabene des Eindrucks geschehen, das als Unermeßliches erscheinen muß und daher durch Messen verloren geht. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Innern. Hier geben die Statuen und Verzierungen schon beim ersten Anblick unwillkürlich einen Maßstab zur Vergleichung, und daher verfehlt auch das Innere seine Wirkung nicht. Wenn man auch der Peterskirche als *Kirche* etwas vorziehen könnte, so kann man es doch nicht als *Gebäude*.

Es ist schauerlich, wie dieses Gebäude mit dem Himmel durch seine Kuppel und mit der Unterwelt durch das Grab der Apostel Peter und Paul zusammenhängt, das gerade unter der Kuppel auf geheimnisvollen Treppen unter die Erde hinabsteigt. Daß dieses Grab eine Treppe tief, statt mit einer Thür, mit einem goldenen, aber nur halb durchsichtigen Gitter verschlossen ist, zeigt, wie diejenigen, die die Kirche bauten, wußten, wie auf das Gemüt des Menschen gewirkt werden muß.

Von allen Osterfestlichkeiten, die ich bisher gesehen, hat keine so sehr auf mich gewirkt, als die Austeilung des päpstlichen Segens vom Altan der Peterskirche. Der ungeheure Altan, dunkelrot ausgeschlagen, mit einer Reihe von Kardinälen besetzt, von denen jeder für sich schon aussieht wie ein König, und nun, über all diesen Königen in Purpur hoch erhaben, auf seinem weit hervorragenden Throne der Papst in vollem Schmuck, mit ausgestreckter Hand den Segen spendend orbi et urbi, alles niedergeworfen, er allein, ein Gott, thronend hoch über allem — ich werde den Augenblick nie vergessen.

Man lacht über die Rüstungen der Schweizer am Osterdonnerstag: ich finde die Beibehaltung des Altertümlichen gerade hier sehr an seinem Platze. Sehr gut sehen die Kerls darin aus, die sonst so ziemlich Hanswursten gleichen; und

wäre ich ein Maler, ich würde nicht versäumen, den alten, beinahe achtzigjährigen Schweizer-Cameriere des Papstes, der die Aufsicht am Eingang der Sixtina hat, zu malen in seinem Harnisch und grauseidenen Kleide. Er sieht aus wie ein Zurückgekommener aus dem dreizehnten Jahrhundert.

In Rom ließ ich mir ein Beinkleid machen. Der Schneider, ein Lombarde, versicherte auf meine Ausstellungen, daß der Kasimir dazu von der feinsten Gattung sei. Ich äußerte meine Zweifel. Glauben Sie etwa, ich wolle Sie hintergehen? rief er: ich bin kein Römer! Als ich mich weiter mit ihm ins Gespräch einließ, versicherte er, er könne keinen Römer als Gesellen brauchen, i Romani sono tutti ladri, meinte er.

Ostermontag. Wir hatten uns mit Meyern, dem Verfasser der Dianasore, verabredet, die Reste des Forums zu besehen. Um neun Uhr morgens fanden wir uns beim Bogen des Septimius Severus unterm Kapitol. Dieser Bogen ist nebst dem des Constantinus beinahe das besterhaltene unter allen Denkmälern der Vorzeit. Von beiden diesen Bogen gilt fast das Nämliche: was daran aus früherer Zeit und von andern Denkmalen, besonders von denen des Trajan geraubt ist, kann man wohl vortrefflich nennen, die zeitgenössische Arbeit daran ist schlecht, wie z. B. die Siegesgöttinnen am Bogen des Konstantin und die meisten Basreliefs mit Ausnahme der obersten, die eben aus dem Bogen Trajans genommen sind. Die Tempel des Jupiter tonans und stator bestehen nur noch in einigen Säulen. Was uns in Rom am meisten auffiel, war die ausnehmende Kleinheit aller öffentlichen Gebäude. All diese Werke, die sich die Phantasie als so groß vorstellt, waren, aus dem Raum zu schließen, der von einer Ruine bis zur andern geht, nur äußerst klein, und demungeachtet mußte wegen ihrer Menge das Forum so mit Gebäuden überladen sein, daß man kaum an ein gutes Aussehen desselben glauben kann. Hierzu kommt noch, daß die Gebäude offenbar ohne Symmetrie unter sich hingepflanzt waren; mit einem Wort, man kann sich keine klare Vorstellung machen, wie das je schön sein konnte.

Der Vorwurf der Kleinheit, den man den ältesten Bauwerken mit Grund machen kann, trifft keineswegs die Gebäude, welche die spätern Zeiten hervorgebracht haben. Der Tempel des Friedens, von Titus erbaut, von dem nur noch die Reste der hinteren Hälfte stehen, ist ein ungeheures Gebäude mit seinen drei mächtigen Hallengewölben und den Spuren einer

Kolonnade, die sich von außen herumzog. Konstantin ließ das Ganze in eine Kirche umgestalten, und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelste Halle hinausgebauten Ausbuges die Verschiedenheit der Zeitalter in der Verschiedenheit der Arbeit zu beobachten.

Der Tempel der Sonne und des Mondes, oder der Roma und Venus, die miteinander vereinigt waren, steht nur noch mit halben Kuppeln.

Die Säule des Phokas ist ganz aus ältern Monumenten zusammengestohlen.

Die ungeheuren Mauern des Tempels des Antonin und der Faustina hat man benützt, um eine Kirche des heiligen Lorenz daran zu flicken, die jetzt Antonins herrliche Säulen unwillig schmücken. Dieses Gebäude zeichnet sich noch vorzüglich durch sein vortrefflich gearbeitetes Säulengebälke aus.

Der Bogen des Titus, der einfachste von allen, mit herrlichen Basreliefs, worunter der heilige Leuchter von Jerusalem bemerkbar ist.

Von hier gingen wir in die Bäder des Titus, eine unförmliche wildbewachsene Steinmasse. So bewunderungswürdig alle diese Gebäude, besonders der spätern Zeit sind, so ist doch ihre Größe eine barbarische, und man kann nicht verkennen, daß sie von Despoten gebaut sind. Das dringt sich einem schon hier in den Bädern des Titus auf, noch mehr aber in den Kaiserpalästen. Hohe, aber enge Kammern und Gänge, ohne Fenster, ohne Licht, die sich schweigend winden durch die Nacht; ein lebensfroher Grieche hätte es darin gewiß nicht aushalten können. Zeigen auch diese Höhlen wilder Tiere jetzt noch Spuren kunstreicher Verzierungen, so ist doch auch die Art, wie sie angebracht sind, barbarisch. Ungeheuer hohe Gänge sind an der Decke mit Bildchen bemalt, die man in der Hand halten müßte, um sie betrachten zu können. Dort oben verschwinden sie beinahe zu unförmlichen Farbenpunkten. So mißbraucht die Kunst nur ein Tyrann, und war Titus auch keiner de facto, so war er doch einer de jure, sein Zeitalter war so, wenn auch er nicht.

Der Umfang dieser Bäder ist über allen Begriff. Man hat nur den kleinsten Teil davon aufgegraben, und davon kann man auf das übrige schließen. In diesen Bädern ist der herrliche Laokoon gefunden worden.

Ein lebhaftes Bild der römischen Größe, so daß die

Phantasie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hiesigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Kolosseum. Herrlicheres kann man nicht mehr sehen. Dieses wird besonders in Rom klar, wo man so viele vorzügliche Gebäude sieht und doch verschwinden alle in nichts vor diesem Koloß. Es ist interessant, eine Vergleichung zwischen dem Eindruck anzustellen, den die noch ungeheurere Peterskirche macht, gegen den des Kolosseums. Wenn man in Rom ausspricht, daß die Peterskirche beim ersten Anblick nur eine mäßige Idee von Größe erwecke, so pflegt man gewöhnlich zu sagen: das rühre von den richtigen Verhältnissen her, in denen sie gebaut ist. Aber ist es denn das Kolosseum in minder richtigen? und doch erscheint es beim ersten Anblick als ein Großes, indes man die Peterskirche mehreremale sehen und erst Vergleichungen anstellen muß, um sie ganz zu würdigen. Meiner Meinung nach rührt diese Verschiedenheit nicht von daher, daß die Peterskirche in richtigen, sondern daß sie in ungeheuern Verhältnissen gebaut ist, das Kolosseum aber nur in großen. Diese fünf Reihen Bogen überreinander, deren jeder sich sogleich als sehr groß darstellt, machen mich die Größe des letztern beim ersten Blick erkennen; wer sagt mir denn aber bei der Peterskirche, wie hoch diese einzige Säulenreihe sei, welche das Gebälk trägt? Erst wenn man die Entfernung des Petersplatzes praktisch erfahren hat, bewundert man die Kirche, und man muß die Größe herausrechnen, statt sie anzuschauen.

Wendet man sich nun hinüber gegen den palatinischen Berg, so hat man von den Stufen der Basilika St. Gregorio den herrlichsten Anblick der Kaiserpaläste, die sich in mannigfachen, übereinander getürmten Mauern und Wölbungen auf jenen Hügel hinüberziehen. So ungeheuer diese Masse von Gebäuden ist, an der fast alle Kaiser der frühern Zeit gebaut haben, so genügte sie doch dem nach Betäubung und Sinnenberauschung haschenden Nero nicht. Sein goldenes Haus füllte nebst dem palatinischen Hügel auch das Thal zwischen diesem und dem esquilinischen und bedeckte sogar noch diesen letzteren, wo in der Folge Titus seine Thermen hinsetzte.

Auf dem Wege zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel hin liegen rechts die Trümmer des Circus maximus, an denen nichts mehr zu erkennen ist. Weiterhin, auf der Via di S. Sebastiano findet man die Thermen des Cara-

calla. Staunend betrat ich sie. Eine Reihe von einst gewölbten Hallen, jede so groß, daß sie für sich ein bedeutendes Gebäude ausmachen würden, ziehen sich aneinander hin. Ueberall ungeheure Massen, überall Spuren von Pracht, an den noch hie und da mit Marmor bedeckten Gewölben, an dem an manchen Orten aufgedeckten musivischen Fußboden aus den seltensten Marmorarten. In der Ecke von einer der innersten Hallen sieht man noch die Reste eines halb verlöschten Madonnenbildes, von wem gemalt, wann und zu welchem Ende? weiß niemand. Erst wenn man diese Thermen mit jenen des Titus zusammenhält, kann man sich einige Vorstellung von der eigentlichen Beschaffenheit solcher Kaiserbäder machen. Wahrscheinlich stand über dem noch vorhandenen Erdgeschoß der letzteren Thermen noch ein ähnliches Obergeschoß, wie hier Caracallas Bäder zeigen, was denn freilich die Sache verändert. Die Gemächer Caracallas haben übrigens durchaus Fenster, wenn nicht etwa die lichtlosen tiefer, noch unenthüllt unter der Erde liegen.

Weiter fort auf der Straße liegen die Gräber der Scipionen, die aber, seit der dort gestandene Sarkophag ins Museum Clementinum gebracht worden ist, kein Interesse haben.

Durchs Thor St. Sebastian wandelt man auf der Appischen Straße fort, die, obschon nicht der Flaminischen gleichkommend, doch noch in alter Herrlichkeit prangt. In der Kirche St. Sebastian ist der eine Eingang in die Katakomben. Ungeheure Felsengänge winden sich, bald eng, bald weiter, bald niedrig, so daß man mit gebücktem Haupte fortwandeln muß, bald höher strebend, unter der Erde fort, und rechts und links sind Höhlungen in den rippenförmig übereinander laufenden Felsen, die wohl allerdings so aussehen, daß man sie als Grabhöhlen betrachten könnte. Mein Führer, der Küster von St. Sebastian, nannte mir eine unermeßliche Zahl von Märtyrern, die hier begraben gewesen sein sollen. Uebrigens begreift sich die düstere Richtung, welche die Religion des schönmenschlichen Christus bei seinen Verehrern genommen hat, einigermaßen, wenn man sieht, an welchen Orten sie gezwungen waren zu beten und zu lehren. Aristipp hätte in den Katakomben zum Heautontimorumenos werden müssen. Die tiefern Gänge der Katakomben sind jetzt vermauert, seit viele Menschen, unter andern auch, wie mein Führer versicherte, eine Abteilung von Zöglingen des Collegio

Romano, darin sich verirrt und nie mehr den Rückweg gefunden haben.

Als ich herausgestiegen war aus diesen Klüften der Unterwelt und hinüberblickte nach dem herrlichen Rom und seinen Denkmalen der Vergangenheit, da ward mir nachdenklich und sonderbar zu Mute. Dort die Stadt, urbs et orbis, thronend und prangend, und hier die Katakomben, wie Repräsentanten des Heidentums und des Christentums. Und all deine Kraft und all deine Pracht hat dich nicht retten können, göttliche Roma, du bist erlegen, und auf den Zinnen deiner Götter prangt das Zeichen, das hervorging aus diesen Klüften und, langsam wandelnd, aber unabläßlich, dich überholte, als du müde warst und nicht mehr fliegen konntest.

Langsam weiter wandelnd sah ich noch die Ruinen von Caracallas Cirkus und das wohlerhaltene Grabmal der Cäcilia Metella, zu schön für eine so unbedeutende Frau, und müde, aber heiteren Geistes kehrte ich auf derselben Straße zurück, immer in einer Hand den Plan von Rom und in der andern Vasis verdienstliches Itinerario.

*

Ich war in Thorwaldsens Studio. Es war an einem unglückseligen Tage. Von einer Diarrhöe und verdorbenem Magen, den traurigen Wirkungen des römischen Klima und meiner Unbekanntschaft mit der hiesigen Lebensweise, geplagt, schlenderte ich mißmutig durch die lauten Straßen, an all den rings sich aufdrängenden Kunstwerken vorüber, ohne daß mir etwas auch nur einen Blick abgewinnen konnte. Da, vor dem Palast Barberini, gewahre ich Marmortrümmer. Gedankenlos trete ich hinzu und frage: es ist Thorwaldsens Studio. Ich trete hinein und fahre erstaunt zurück. So etwas hatte ich nicht vermutet. Als ich Canovas Werkstätte betreten, glaubte ich das Beste gesehen zu haben, was die neuere Zeit gegenüber der alten an Bildwerken aufzuweisen hätte, und achselzuckend bedauerte ich den ungeheuern Abstand; aber hier —. Canovas Bilder sind schön, aber tot und nebstdem so behandelt, daß mir dabei immer der Simson einfiel, den ich in der Osterwoche hier in einem Laden sah und der höchst kunstreich aus — Butter gemacht war. Dagegen Thorwaldsen. Ich habe keine seiner ganz fertigen Statuen

gesehen, und ich weiß daher nicht, ob er in der Vollendung des mechanischen Teils der Arbeit seinem Nebenbuhler gleichkommt — und eine Statue in seinem Studio, von der mir die Gehilfen sagten, es fehle nichts als die Politur, schien diesen Zweifel eher zu bekräftigen, als zu heben — aber was die edle Form, die Belebung des Toten und die Komposition betrifft, hierin steht meiner Meinung nach Thorwaldsen weit über Canova. Da ist ein Ganymed, der den Adler trinken läßt. Die Formen schmächtig, jugendlich, beinahe dünn, und doch wie reizend, gerade durch diese keusche Behandlung reizend. Welche himmlische Unschuld in dem ganzen Knaben, der auf nichts anders denkt, als sein Geschäft, und in genügsamer Geduld wartet, bis das gierige Tier genug getrunken hat. Und dagegen der Adler mit seinem gierigen Auge, als ob er Trank, Schale und Knaben mit einem Zuge verschlingen wollte, in herrlichem Kontraste mit dem sanften Kinde. — Ein anderer Hirtenknabe, wahrscheinlich auch ein Ganymed, mit der Rechten seinen Fuß nachlässig umfassend, die Linke hinter sich aufgestemmt und unschuldig, halb gedankenlos vor sich hin in die Welt blickend, weicht dem andern an Schönheit kaum. Ich habe durchaus in meinem Leben nichts gesehen, was in dieser Gattung jenen beiden Statuen die Wage halten könnte. — Eine Venus mit dem Apfel, unbeschreiblich reizend. — Ein Antinous, vielleicht weniger vollendet, ebenso ein Amor mit dem Pfeil. Herrlich wieder eine in köstliche Falten gehüllte Tänzerin. Alles andere aber übertreffen die Basreliefs. Da ist ein Herkules, gegenüber einer Hebe, im herrlichsten Kontraste. Bemerkt man gleich, daß der Bildner des Werkes den farnesischen Herkules gesehen hat, und ist vielleicht auch mit Rücksicht auf diesen der Nacken des Unbändigen zu stark geraten, so kann man doch der kühnen, übermenschlichen Form seine Bewunderung nicht versagen. Briseis, die Agamemnons Herolde dem Achill entführen; der eine Herold hat das Mädchen angefaßt, die, mit Zögern ihm folgend, den traurigen Blick zurückwendet nach dem blühenden Bettgenossen. Dieser sitzt herrlich auf einem Stuhle in der linken Ecke des Bildes, die linke Hand krampfig auf die Brust gepreßt. Vielleicht wäre übrigens, bei aller Vortrefflichkeit dieser Figur, mehr Zorn und weniger Schmerz besser gewesen. Beinahe wird er von dem im Vorgrunde stehenden Patroklus verdunkelt. Oder wäre die Bedeutung der Figuren umgekehrt,

dann wäre der Schmerz der sitzenden Figur zu heftig; so trauert man nur über eigenen Verlust. Alles andere übertrifft der Triumphzug des Alexander, ein Basrelief, dergleichen ich kaum unter den Antiken gesehen habe. Diese Krieger, immer verschieden und nur an Schönheit sich gleich, diese Pferde, diese Kinder voll unschuldiger Bewußtlosigkeit, diese Viktoria, diese Griechen, diese Perser — was helfen die Worte, wo man kaum dem Sehen traut.

*

Ich war im Theater El nobile teatro di Pordenone. Man gab eine Oper Isabella e Florange mit Musik von Pacini, dann ein Schauspiel, dessen Namen ich vergessen habe. Ich hatte gehofft, daß man wegen Anwesenheit des östreichischen Hofes sich doch ein wenig ins Zeug werfen und den übeln Ruf zu widerlegen suchen würde, in dem das römische Theater in ganz Italien steht, aber vergebliche Hoffnung. Schon die Anordnung der aufzuführenden Stücke war sonderbar. Erst kam der erste Akt der Oper, dann ein Aufzug des Drama, hierauf die Fortsetzung der Oper, so daß der Rest des Schauspiels den Beschluß machte. Das Ding ging erst alle due di notte, d. h. gegen neun Uhr, an und dauerte daher wahrscheinlich bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht, wenigstens war, als ich in der Hälfte der Vorstellung, ermüdet und halb tot vor Langweile, das Haus verließ, eilf Uhr schon vorüber. Die Oper war wirklich elend: gewöhnliche italienische Musik, von einem höchst zahlreichen Orchester mittelmäßig ausgeführt. Unter den Sängern war noch ein Herr Bottari am erträglichsten, der einen eindringlichen Baß sang, sich aber zuweilen durch das Bestreben, die Stärke seiner Stimme zu zeigen, zu höchst ohrenzerreißenden Anstrengungen hinreißen ließ, wobei besonders lächerlich anzusehen war, wie er sich zu jeder Passage aufblies, wie der Frosch in der Fabel. Die Primadonna ein dürres, widerliches Geschöpf ohne nur irgend ausgezeichnete Stimme oder Vortrag. Der Buffo unergötzlich bis zur Widerwärtigkeit. Die Krone von allem aber war der erste Tenor. Gebaut wie ein Lastträger, die emporgehobenen Schultern beinahe zum Buckel mißstaltet, den Kopf hinabgedrückt, das Gesicht ein Gemisch von Roheit, Häßlichkeit und Stupidität, dabei in ein pomeranzenfarbiges Gewand mit brennend blauer Leibbinde und goldenen Tressen

auf den Nähten gekleidet; machte er einen wahrhaft unausstehlichen Eindruck und glich auf ein Haar dem Prinzen Höckerich im Feenmärchen. Ihn als kampfgerüsteten Ritter bei dem vorkommenden Lumpenturnier am Schluß des ersten Akts zu sehen, war wirklich merkwürdig. Zu dem allem noch die Dekorationen elend, die Kleidung geschmacklos und lumpenhaft, die Chöre schwach und schlecht, Aufzüge und Komparsen so erbärmlich, daß es vielleicht kaum in dem geringsten Landstädtchen in Deutschland ärger sein kann. Mehr unterhielt mich das recitierte Stück, halb Lustspiel, halb Drama, von der empfindsamen Art, wo eine Amerikanerin, von ihrem Gatten verlassen, als Kammermädchen in das Haus der Geliebten ihres Treubrüchigen sich einschleicht und mit Hilfe eines gutherzigen Murrkopfes von Oheim alles wieder ins Geleise bringt. Hier sah ich zum erstenmal die Schauspielkunst des eigentlichen Italiens. Außerordentlich sprechend war jede Bewegung des alten Onkels. Keinen Augenblick ruhte das Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes, und in alledem war unleugbar viele Wahrheit, obgleich italienische Wahrheit, die einem Deutschen leicht an Karikatur zu streifen scheinen konnte. Die verkleidete Gattin ward in dem gefälligen Teil ihrer Rolle recht verdienstlich, in dem ernsthaften aber mit all dem Pathos und der Heftigkeit dargestellt, die den Italienern so geläufig ist. Das übrige war schlecht. — Artig ist das Innere des Theaters mit sechs Reihen verschiedenartig gezierter Logen übereinander, und das Publikum benahm sich ziemlich gut, indem es während der Recitative, statt zu schreien, laut zu sprechen sich begnügte. Es ist bei den hiesigen Theatern noch eine eigene Einrichtung, die mir nicht übel scheint. Sowohl Logen als Parterre haben keinen bestimmten Preis, sondern das Eintrittsgeld richtet sich nach dem Maße der Neuheit oder Beliebtheit des gegebenen Stückes oder der auftretenden Künstler. Auf diese Art bezahlen die ersten Abende immer die Hauptauslagen, und auch in der Folge wird das Theater wegen des niedrigeren Preises nie zu leer.

Die Römer sind bis zu einem unglaublichen Grade kindisch. Nicht allein, daß man Erwachsene allenthalben Spiele treiben sieht, die bei uns nur Knaben vergnügen; auch Leute von Distinktion bleiben stehen, wo dergleichen gespielt wird, und nehmen den lebhaftesten Anteil an dem Gange und dem Ausschlage der Kinderei. So sah ich heute

einen Haufen Trasteveriner auf dem Petersplatze ein Spiel treiben, das darin bestand, daß einem die Augen verbunden wurden und er so blindlings versuchen mußte, den Obelisk zu finden. Die bärtigen Kerls gebärdeten sich alle wie besessen mit Jauchzen und Schreien, ja selbst Abbates, die dabei standen, hüpften vor Lust und riefen ihr: tocca, tocca! so gut als die andern.

*

Wir hatten unsere Reise auf Kosten aller Bequemlichkeit, ja selbst des Vergnügens und der Gesundheit beschleunigt, um noch zu den Feierlichkeiten der Osterwoche in Rom zu sein, da wir uns nicht anders vorstellen konnten, als daß dieselben in der Metropole der katholischen Christenheit von außerordentlicher Wirkung und Erhabenheit sein müßten, worin wir auch durch Erzählungen und Beschreibungen früherer Reisender bestärkt wurden. Hierin fand ich mich meines Teils ziemlich getäuscht. Alle Zeremonien der Karwoche, an sich rührend und erhaben, haben durch die Länge der Zeit und die abstumpfende Macht der Gewohnheit von Seite der mitwirkenden Personen so sehr alle Bedeutendheit, so allen Geist verloren, daß sie mit wenigen Ausnahmen sich beinah komödienmäßig ausnehmen. Dazu kommt noch, daß der Zweck, zu verblüffen, zu blenden, auf den Haufen zu wirken, größtenteils so grell hervorsticht, daß an irgend eine Erbauung kaum zu denken ist. Dies war besonders der Fall mit der Pontifikalmesse des Papstes in der Peterskirche am Ostersonntag. Ich hatte einen sehr guten Platz auf einer Tribüne gewonnen, wo ich der in Andacht versunkenen Kaiserin gerade gegenüber war und den Papst kaum dreißig Schritte vor mir hatte. Der Einzug, in welchem derselbe auf Menschenschultern, die Tiara auf dem Haupte, in ein weißes, mit Gold gesticktes Gewand gekleidet, durch die ungeheuren Hallen der Peterskirche herumgetragen wird, während alles auf die Knie fällt, hat etwas Erhebendes, das durch die ehrwürdige, geistvolle, durch Jahre und Leiden gebeugte Gestalt Pius' VII. sehr vermehrt wird und es noch mehr werden würde, wenn die häufigen Kreuzeszeichen langsam und weit vor sich hin, statt schnell und mit kaum vom Leibe getrennter Hand gemacht würden. Hinter dem Hochaltar wird der Tragthron niedergesetzt, worauf sich der Papst zum Gebet niederwirft und nach vollbrachter

Andacht, von zwei Kardinälen geleitet (Consalvi und Ruffo), den auf mehreren Stufen erhobenen Thron besteigt, indes der ihn umgebende Haufe von Kardinälen und Prälaten sich zu beiden Seiten reiht. Das macht sich schön, wenn gleich der Verstand sich zuzugeben sträubt, daß der oberste Priester der Gottheit, statt als servus servorum ein Beispiel der Demut zu geben, sich selbst als einen Götzen hinstellt, nicht minder hoch und glänzend auf seinem Thron, als der Gott gegenüber auf seinem Tabernakel. Wenn nun aber erst die langen und langweiligen, ohne Geist und Bedeutung abgehaspelten Zeremonien der Pontifikalmesse beginnen, während welcher die Kardinäle und Prälaten wie Gassenbuben sich auf die Stufen des Thrones halb hinsetzen und halb legen, wenn man in die geistlosen Gesichter dieses Kirchenpöbels schaut, der da mitspielt, weil er seinen Anteil am Gewinn zieht, so ekelt einem, und selbst der würdige Anblick des Papstes kann die widrige Empfindung nicht zerstreuen. Wie da die Zeremonienmeister herumlaufen, gleich als wäre der Dom ein Gesellschaftssaal, wie alles sich marionettenmäßig bewegt. Pfui! — Ich wollte, man hätte uns auf den Posten die Pferde hartnäckiger verweigert, als man that, damit ich erst nach der Osterwoche nach Rom gekommen und mir der Anblick solcher Entwürdigungen erspart worden wäre. Mit all diesen Zeremonien stimmt der Anblick des Innern der Peterskirche ganz überein. Dieses Gebäude ist durchaus mit keiner Kirche, sondern etwa mit den Rittersälen in den Schlössern unsrer Fürsten zu vergleichen. Ungeheuer, hell, geschmückt, ist Pracht und Majestät der erste Eindruck, den sie erweckt. Kein Betstuhl, kein Winkel, wo bescheidene Andacht sich zurückziehen könnte, um von niemand gesehen zu werden, als von Gott. Wie in Rom Abbates die Stelle von Kammerherrn und Pagen vertreten, so muß die Peterskirche statt des Prunksaales dienen. Es bleibe daher jeder Andächtige fern und gönne seinen Platz dem Neugierigen.

*

Ich habe Maffeis Merope im Theater Pordenone aufführen gesehen. Die Raserei, mit der diese Italiener tragieren, ist unbeschreiblich. Die Königin gebärdete sich wie eine Megäre und schrie zum Zerplatzen. Wenn vom

Niederstürzen die Rede war, so wirbelte sie blitzschnell die Arme und geballten Fäuste übereinander, wie man wohl in der outrierten Ballettmanier zu thun pflegt. In der höchsten Wut griff sie mit den Fingern in die Augen, als ob sie sich die Augäpfel ausreißen wollte. — Obgleich auch häufig bis zur Karikatur heftig, zeigte doch der Schauspieler, der den Aegisth gab, unverkennbare Spuren von Talent. Der Ton einer jugendlichen Unschuld gelang ihm manchmal vortrefflich, und in der Scene, wo er das Geheimnis seiner Abkunft erfährt, riß er hin. Herrlich gebaut und mit einem ausdrucksvollen Gesichte, bot jede seiner Stellungen ein Modell für den Maler, besonders da auch seine Kleidung, weit entfernt von den knappen Jacken, in denen wir unsere Griechen gleich Bäckerjungen auftreten lassen, sehr gut gewählt war. Die übrigen Mitspielenden waren schlecht, hatten aber durchaus gut memoriert und spielten in den Ensembles rasch und gut zusammen.

*

Die Musik in der Sistina bei den Metten in der Karwoche hat wirklich etwas Außerordentliches. Ohne Instrumentalbegleitung wird sie bloß von Männerstimmen ausgeführt, die durchaus vortrefflich sind und worunter Diskant und Alt von Kastraten gesungen werden. Der Gesang dieser letztern verstärkt durch sein Sonderbares, Eindringliches die Wirkung ungemein. Den Anfang machen Psalmen in dem sogenannten Canto fermo, die, so schön sie in ihrer Art sind, doch durch ihre Länge ermüden und zuletzt bei dem ungeheuren Gedränge, in dem man gequetscht dasteht, beinahe widerlich werden. Nun ist das letzte Licht an dem großen Leuchter verlöscht, die Psalmen verklingen, und es wird still in der Kapelle, die während dem immer dunkler und dunkler geworden ist, mit Ausnahme des vergitterten Chors, der, beleuchtet, allein noch sparsames Licht ausstreut. Da — nach einer langen Stille, klingt auf einmal ein jammernder, schneidender Diskantton durch das Schweigen, und — das Miserere beginnt. Diese Verkettung der Töne, diese langsame zögernde Auflösung der disharmonischen Klänge, dieses scheinbar einfache und doch kunstreiche Fortschreiten des Gesanges verfehlt seine Wirkung nicht. Selbst die derben Naturen der Engländer konnten der Macht dieser Musik nicht widerstehen, sie wurden still und horchten, sicht-

bar berührt. Aber auch die Ausführung der Sänger kann nicht genug gelobt werden. Durchaus genau und rein, kann das geübteste Ohr bei all den Ausweichungen und Auflösungen keinen falschen Ton bemerken. Die Diskante waren vorzüglich, besonders ausgezeichnet aber der Bassist, der mit einem sonoren Organ und richtigen Sinn kräftige Schatten in das Rembrandtische Nachtgemälde hineinlegte. Man gibt abwechselnd zwei Kompositionen dieses Miserere von verschiedenen Meistern, wovon mir aber das von Allegri besser gefällt, da die gehäuften disharmonischen Töne des andern zu häufig sind, und in ihrer Gesuchtheit häufig zu wirklichen Mißtönen werden.

All dieser Genuß wird einem übrigens sehr durch das unermeßliche Gedränge verleidet, das in der engen Sistina in der Karwoche immer ist und heuer durch die Anwesenheit so unverhältnismäßig vieler Fremder ganz besonders war. Am Karfreitag fürchtete ich wirklich im Ernste totgedrückt zu werden. Hierbei tritt nun die Derbheit der päpstlichen Schweizer in ihr volles Licht, die ich aber übrigens nicht Grobheit nennen möchte, da diese tüchtigen Kerls nur genau erfüllen, was ihnen befohlen worden, ohne daß sie je eigentlich beleidigen, wenn man sich nicht widersetzt oder der Drang so groß wird, daß eine gradweise Steigerung der Milde zur Strenge nicht mehr möglich ist. Man muß auch nur den Ungestüm sehen, mit dem sich alles, besonders die Engländer, bei solchen Gelegenheiten zudrängt. Da stoßen und schlagen denn endlich zuletzt die ehrlichen Schweizer, was das Zeug hält, und ich war selbst Zeuge einer solchen Scene, wo sie mit umgekehrten Hellebarden auf Herrn und Damen losschlugen, die mit Gewalt die Thüre erstürmen wollten, die zu dem Saale der Fußwaschung führt. Einen solchen Lärm, ein solches Gewühl und Gedräng werde ich vielleicht nie mehr erleben. Wie alles die Treppen hinaufstürzte und die Schweizer, beinahe übermannt, den andrängenden Haufen wieder die Stufen hinunterwarfen, daß die Mittelsten, von beiden Seiten gedrängt, beinah erdrückt wurden. Drohen, Schreien, ohnmächtige Damen, brüllende Engländer, prügelnde Schweizer, ich war froh, aus dem Gedränge mit Aufopferung der Fußwaschung nur wieder herauszukommen.

*

Es ist ein Zeitpunkt, wo Rom dem Fremden, besonders demjenigen, der sich nur kurze Zeit dort aufhalten kann, unerträglich wird, nämlich in den ersten acht Tagen nach der Ankunft. Man langt an, von der Reise ermattet und körperlich herabgestimmt. Die ersten Eindrücke, welche man von der Stadt selbst und ihren Umgebungen erhält, sind nichts weniger als erfreulich, und demungeachtet quält man sich selbst, aus alledem etwas Bedeutendes herauszubringen, da man sich beinahe schämt, in dem hochgepriesenen Rom nur einen Augenblick kalt gewesen zu sein. In dieser unbehaglichen, mit Unzufriedenheit über sich selbst verbundenen Stimmung fängt man nun die Jagd nach Sehenswürdigkeiten an. Aber die Fülle von Gegenständen erdrückt. Dabei ist noch das Traurige, daß alles Einzelne beinahe durchaus unter der Idee bleibt, die eine dichterische, durch Hyperbeln der Reisebeschreiber gespannte Phantasie sich gebildet hatte, und erst wieder eine Bedeutendheit erhält, oder vielmehr, um es recht eigentlich auszudrücken: was man sieht, läßt beim ersten Anblick unbefriedigt, weil es die ungeheuern Bilder, die sich die Phantasie davon gemacht hat, nicht erreichen kann, in der Folge aber, wenn einmal der Verdruß über diese getäuschte Erwartung vorüber ist und man sich einmal gewöhnt hat, die Sache aus dem neuen, gemäßigten Gesichtspunkte zu betrachten, fängt erst der Gegenstand wieder zu interessieren an, besonders, da doch die Umrisse, was sie an Größe verlieren, an Deutlichkeit gewinnen, wozu noch der unendliche Reiz kommt, der in jeder Berichtigung unserer Erkenntnis liegt.

# Neapel.

Wir hatten einen Plan gemacht, nach dem wir unsere Exkursionen durch die Umgegenden Neapels einrichten wollten, und zufolge desselben sollte der Anfang mit der westlichen Seite gemacht und demnach zuerst der Meerbusen von Bajä mit seinen Trümmern und Naturwundern besucht werden. Am .. Mai brachen wir, durch Mißverständnisse bis zehn Uhr vormittags verspätet, in zwei Wagen auf. Wir machten eine frohe Gesellschaft von jungen Männern aus, an Büchern und antiquarischen Nachweisungen fehlte es nicht, ebensowenig als an kalter Küche und vielleicht nur zu reichlichem Vorrat von Wein; der Tag war herrlich, kurz, es ließ sich mit Grund aller nur ersinnlicher Genuß im voraus versprechen.

Am nordwestlichen Ufer des Golfs von Neapel läuft eine köstliche Hügelkette hin, die man den Posilipp nennt. Mit Landhäusern und anderen Gebäuden sowie mit Weinpflanzungen und Bäumen aller Art überdeckt, an seinem Fuße vom Meere bespült, gewährt er den reizendsten Anblick, den man sich nur irgend denken kann. Da wo seine Seite mit der Verlängerung der herrlichen Straße Chiaja zusammentrifft, ist, man weiß nicht von wem, der Hügel durchstochen, und zu einer ungeheuren Pforte ausgehauen, stellt sich ein Durchgang dar, der von einer Breite, daß drei Wagen nebeneinander ausweichen können, und so hoch, daß die beträchtliche Breite fast eng scheint, den ganzen Berg durchschneidet und nach einer unterirdischen Fahrt von mehr als zehn Minuten auf der andern Seite wieder ans Tageslicht führt. So schauerlich ist der Eingang in eine Gegend, die die Natur schon vor Jahrtausenden zum Schauplatz ihrer Schauerscenen gemacht hat. Nach einer ahnungsvollen Fahrt durch den hallenden Bergang, nachdem der Lichtpunkt, der

schon am Eingange vom andern Ende herüberschimmerte, sich nach und nach zur Pforte vergrößert und als Ausgang den Wanderer von sich gelassen hat, stellt sich eine herrliche, üppig blühende Landschaft dem Auge dar. Auf einer vortrefflichen Straße, rechts und links mit Baumreihen und weiterhin mit Pflanzungen bedeckt, wo Weinreben von Ulme zu Ulme sich ihre Gehänge zureichen, dazwischen frischer Mais und Flachs mit blauen Blüten, gelangten wir wieder ans Meer, das, vom unbewölkten Himmel überwölbt, einen zweiten blauen Himmel aus seinen Wellen uns entgegenhielt. Die Wunder des Lago d'Agnano und seiner Umgebungen für den nächsten Tag versparend, schlugen wir den Weg ein, der links am Gestade des Meeres nach Puzzuoli führt. Hier ist die rechte Seite der Straße mit Felsenreihen besetzt, die den Anfang der phlegräischen Felder machen und ihren vulkanischen Ursprung auf der grau und schwarzen, wild abgerissenen Oberfläche zur Schau tragen. Schauerlich ist der Anblick dieser Massen, deren Rücken aber, so kahl ihre Seiten sind, doch mit mannigfachem Grün und zum Teil selbst mit nutzbaren Pflanzungen bedeckt ist. Endlich, zwischen Meer und Felsen durch graue Staubwolken hingeschleppt, erblickten wir Puzzuoli, das auf einer Anhöhe malerisch daliegt. Diese Stadt, das alte Puteoli, der Schauplatz römischer Ueppigkeit und römischen Frevels, ist am linken Gestade des Meerbusens von Bajä.

*

Es ward beschlossen, den Vesuv zu besteigen. Man hatte mir so viel von den Beschwerlichkeiten dieser Bergreise gesagt, daß ich, besonders da ich mich eben nicht wohl befand, beinahe Anstand nahm, sie mitzumachen. Nur das Verlangen, das Wunder in der Nähe zu sehen, und die Betrachtung, daß meine Gesundheit wohl während meines ganzen Aufenthaltes in dem mir nicht zuträglichen Neapel dem Unternehmen nie günstiger sein dürfte, bewogen mich, trotz des Abratens aller meiner Bekannten, in guter Gesellschaft es zu wagen. Freitags, am 14. Mai, fuhr ich mit Karolyi und Chialli nach Portici, wo wir bei Esterhazy ein fröhliches Mahl einnahmen und dem Vesuv, der in seiner düstern Pracht vor uns lag, aus vollen Champagnergläsern nur allzuhäufige Lebehochs brachten. Endlich kam es zum

Aufbruch, den die Freuden der Tafel wohl um zwei Stunden über unser erstes Vornehmen hinausgeschoben hatten, und wir fuhren um vier Uhr in zwei Wagen von Portici ab. In Resina, von wo aus man nicht mehr weiter zu Wagen gehen kann, hielten wir an und waren in einem Augenblicke von einem Haufen zerlumpter Kerls umringt, die, jeder einen gesattelten Esel an der Hand, uns ihr Tier zum Besteigen anboten, wobei sie mit entsetzlichem Geschrei sich bald untereinander wegdrängten und wegstießen, bald sogar an uns selbst Hand anlegten, um uns Zögernde kurz und gut auf die Tiere hinaufzuheben. Ich suchte mir aus dem Haufen den stärksten Kerl samt dem tüchtigsten Esel aus und machte mich so reisefertig. Bald war die ganze Gesellschaft im Sattel, und umringt von Eseltreibern und lärmenden Gassenbuben, die teils Wein und Orangen nachtrugen, teils durch Eselhalten oder andere kleine Handreichungen eine buona mano zu erhaschen hofften, traten wir unsern komisch-romantischen Zug an. Der Berg lag vor uns da, von den Strahlen der dem Untergang nahen Sonne malerisch beleuchtet, und der dicke Rauch, der seinem Gipfel entstieg, ließ auf eine interessante Nacht hoffen, was uns auch unsere Führer im voraus zusicherten. Man kann sich überhaupt nicht leicht etwas Schöneres denken, als diesen Vesuv, besonders von der jenseitigen, der Stadt abgewendeten Seite betrachtet. Am Fuße mit herrlichem Grün bedeckt, schneiden sich die scharfen Konturen seiner höhern Teile durch ihr Schwarz herrlich von dem tiefblauen Himmel ab. Dazu die glühende Rauchsäule vom Gipfel und das blaugrüne Meer zu seinen Füßen, — ich konnte während meines ganzen Aufenthaltes in Neapel nicht satt werden, ihn zu betrachten und mich zu freuen. Wir nun stiegen aber auf unsern Tieren den sanften Abhang hinauf, der von Resina zu dem Sattel führt, von dem aus die beiden Gipfel des Berges sich trennen, und wo die Hütte eines Einsiedlers als Grenzscheide dasteht zwischen dem Gebiete der Menschen und dem freien Reiche der ungebändigten Natur. Anfangs geht der Weg sehr anmutig zwischen Rebengehängen und Baumgruppen, aber bald wirft das Ungeheuer den gleißenden Schein ab und steht da, schroff und kahl und schwarz wie das Verderben. Nun hatten wir einige Höhe erreicht und konnten die veralteten Ströme der Lava verfolgen, wie sie von Epoche zu Epoche ihren verwüstenden Lauf genommen hatten ins blühende

Thal. Hier weit verbreitet der Ausbruch von 1794, der Torre del Greco begrub und bis ins kochende Meer hinab sich stürzte, an dessen Ufern er noch gestockt dasteht wie ein gesprengter Fels; dort frühere und spätere, die sich durch Farbe und Dichtigkeit leicht unterscheiden lassen. Gräßlich ist der Anblick dieser Lavafelder, die von nun an, fast durch keine Vegetation unterbrochen, sich schwarz und schroff bis zur Hütte des Einsiedlers hin erstrecken. Aber blickt man hinter sich, dann merkt man wohl, daß man sich trotz all des Gräuels doch noch immer auf der schönen Erde befinde, wo das Gräßliche wohl auch vorkommt, aber nur als Ausnahme, unbeschadet der lieblichen Regel. Rechts, tief unten, das herrliche Neapel und der sorgenbrechende Pausilipp, links die reiche Küste von Castell a Mare und Sorrent, samt Vico, von seiner Felsenplatte hinabschauend ins abendbeleuchtete Meer, das sich unermeßlich ausbreitet, mit Inseln gekrönt. Hier begegneten wir der Kaiserin, die, grün verschleiert, auf einem Maultiere reitend, nur von ihrem Obersthofmeister und einigen Frauen begleitet, den Berg hinabstieg und sich fast feenhaft ausnahm, so beritten und begleitet mitten im Zauber dieser Wunderwelt. Symbolisch bedeutend dünkte uns allen das Erscheinen der herrlichen Frau gerade auf diesem Platze, der als ein versöhnender Vermittler daliegt zwischen des Berges schroffer Größe und der anmutigen Milde des Thales. Wir aber ritten aufwärts. Die Sonne senkte sich glühend ins glühende Meer, vor uns begann's zu dämmern, schon leuchteten die Rauchsäulen des Vesuvs, und die Lava brannte. Endlich war des Berges Sattel erreicht, und wir sahen die Hütte des Einsiedlers, wo das Pflanzenleben als Laub und Gras zum letztenmale sich zeigt und Abschied nimmt von dem Wanderer zur Behausung des Feuers. Ohne uns aufzuhalten, setzten wir unsern Weg weiter fort, um noch vor einbrechender Nacht den Gipfel zu erreichen, der bei völliger Dunkelheit beschwerlich zu erklimmen ist, und bald war der Ort erreicht, wo der Berg so schroff sich emporhebt, daß an kein Reiten mehr zu denken ist und man sich den eigenen Füßen vertrauen muß. Auf dem Wege dahin begegnete mir, vom Berg herabkommend, ein einzelner Wanderer, der mich bei Namen rief und mühsam sein Reittier auf mich zuzulenken suchte. Ich hielt an. Es war der preußische Major Seidel. Allein mit einem Führer und totenblaß. Ums Himmels willen, rief er mir

zu, wenn Ihnen Ihre Gesundheit lieb ist, kehren Sie jetzt noch um, da es Zeit ist! Man kann sich den Tod holen auf dem Berge! — Ich, die leuchtenden Flammen des Vesuvs vor mir und von brennender Begierde angespornt, dachte weder an Gesundheit noch Gefahr, und mit lustigem Uebermut für die Warnung dankend, ritt ich davon, dem allanziehenden Magnetberge entgegen. Jetzt waren wir am Fuße der letzten Spitze, auf deren Gipfel der Krater sich befindet. Wir stiegen von den Tieren, ergriffen mächtige Stöcke und folgten jeder unserm Führer, die, Gürtel um den Leib geschlungen, an denen man sich auf den beschwerlichsten Stellen anhalten kann, den Berg zu erklimmen begannen. Das ist nun wirklich ein höchst mühevolles Beginnen. Einmal ist der Berg ungemein steil, so daß, wenn nicht das lebhafte Interesse wäre, das er einflößt und das jede andere Betrachtung verschlingt, es einem manchmal schauerlich zu Mute werden müßte; dann wird das Klettern selbst noch dadurch sehr beschwerlich, daß man teils auf lockerm Geschiebe fortklimmt, das dem Tritte nachgibt und hinabrollend den Fuß nach sich zieht, teils in Sand und Asche, in der man waten muß bis an die Knöchel, teils endlich auf fester Lava, die durch ihre Zacken und Unebenheiten sehr beschwerlich wird. So klettert man wohl eine Stunde. Ich aber war so begeistert von dem, was ich sah, daß ich oben auf dem Gipfel mich kräftiger fühlte, als unten am Fuß des Berges. Es war bereits dunkel geworden, als ein uns entgegenwehender schweflichter Dunst uns ankündigte, daß wir uns dem Feuerherde näherten. Zugleich fing der Boden unter unsern Füßen an warm zu werden; denn, da der Lavastrom sich erst vor einigen Tagen geändert und aus der Richtung von Portici sich nach der Gegend von Torre del Greco hingezogen hatte, wandelten wir auf Lava, die nicht älter war als drei Tage, und die erst auf der Oberfläche etwas abgekühlt war, unten aber noch glühte, wie wir leicht durch die tiefen Ritzen sehen konnten, die allenthalben klafften. Man sagte mir, das sei grausenhaft anzusehen, ich fand es nur begeisternd und erhaben. Habe Dank, Natur, daß es ein Land gibt, wo du herausgehst aus deiner Werkeltagsgeschäftigkeit und dich erweisest als Götterbraut und Weltenkönigin, habe Dank! Und mir sei vergönnt, dich von Zeit zu Zeit zu schauen in deiner Majestät, wenn du mich lang genug ermüdet hast in deiner Alltäglichkeit! — Dichter

und dichter wurden die Dämpfe, heißer und heißer der Boden, da quoll's rechts hervor wie ein leuchtender Strom, und es war die Lava, die durch eine Seitenöffnung des Berges tief unter dem Krater sich glühend ergoß. Wir darauf hin über Rauch und Qualm. Der feurige Strom hatte sich eine Rinne gebildet aus seiner eigenen gestockten Masse, in dieser Rinne wälzte er sich nun, etwa ellenbreit, weitleuchtend fort. Wie geschmolzenes, schwerflüssiges Metall war sein langsamer Lauf, der in der Dunkelheit der bereits hereingebrochenen Nacht einen fürchterlich schönen Anblick darbot. Wir traten hinzu, ungeachtet der Hitze, die der im Innern eines Schmelzwerkes gleichkam und den Schweiß am ganzen Körper ausbrechen machte. Die Masse war so hochglühend, daß ein hineingestoßener Stock sich auf der Stelle entzündete, und so zäh und dicht, daß man nicht ohne Mühe tief hineinstechen konnte. Dabei war der Boden so heiß, daß man kaum einige Sekunden auf derselben Stelle stehen konnte und immer den Platz wechseln mußte. Meine Füße waren durch die Sohlen meiner ungewöhnlich starken Stiefel halb gebraten, als wir endlich uns entfernten, nachdem wir vorher sämtlich allerlei Münzen in herausgeholte Lava getaucht und diese zum Andenken mitgenommen hatten.

Nun galt es, den letzten Aschenhügel zu erklimmen, auf dessen Spitze sich der Krater befindet. Dieser letztere liegt eigentlich, von Portici aus betrachtet, etwas tiefer und wird von einer Spitze gedeckt, die, mit ihm zusammenhängend, ihn überragt.

Eine dritte Spitze desselben Lavahügels liegt fast in gleicher Höhe mit dem Krater weiter links. Wir begannen die obengenannte zweite Spitze zu erklettern, von der man, da sie höher liegt, den Krater übersehen und auch zu demselben hinabsteigen kann. Bis dahin hatte sich der Berg ziemlich ruhig verhalten. Regelmäßige Ausbrüche, von mäßigen Steinwürfen begleitet, die alle größtenteils wieder in den Krater zurückfielen, schienen unserm Unternehmen günstig zu sein. Aber eben, als wir nun hinaufzusteigen begannen, änderte sich die Scene. Nach einer Stille, die länger dauerte, als sonst gewöhnlich, erdonnerte es tief unten, und mit einer hoch emporschlagenden Flamme flogen Hunderte von Steinen nach allen Richtungen durch die Luft. Noch erreichte uns zwar der Wurf der Steine nicht, aber, wenn sie am Hügel niederfielen, sprangen die größten davon in weiten Sätzen

den Abhang hinunter, so daß man kaum ausweichen konnte und statt auf den Weg immer in die Luft sehen mußte. Von diesen Steinen, die bis zu unseren Füßen fielen und wohl noch tiefer hinabrollten, waren einige größer als ein Menschenkopf und nicht etwa ausgebrannte leichte Schlacken, sondern dichte Felstrümmer, die wir kaum mit unseren Stöcken vom Platze fortschieben konnten, dabei so glühend, daß an einem derselben, der einen von uns beinah am Fuße beschädigt hatte, unsere Führer die Fackeln anzündeten. Diese Ausbrüche wiederholten sich ohne Aufhören, so daß die glühenden Steine allenthalben herumflogen und wir zurückweichen mußten. Zugleich erklärten unsere Führer, daß sie um keinen Preis weiter vorgehen würden, da jeder Schritt todesgefährlich sein könne. Güte und Drohen war vergebens. Da es nun überdies wirklich Tollkühnheit gewesen wäre, sich in dunkler Nacht auf einem unsichern Wege, Gefahr von unten und oben, dem fortwährenden Steinregen auszusetzen, so blieb nichts übrig, als das Besteigen des Kraters auf einen ruhigern Tag zu verschieben und sich für jetzt mit der Betrachtung der Ausbrüche zu begnügen, zu welchem Ende wir die Spitze links vom Krater bestiegen und nun in das uns gegenüber liegende Flammenmeer hineinsahen, ohne daß die Steinwürfe uns erreichen konnten. Unausgesetzt, als wollte er uns ein Fest geben, fuhr der Berg in seinen Ausbrüchen fort, die mit ungewöhnlicher Stärke jedesmal die ganze Gegend in Flammen setzten und ein Schauspiel darboten, mit dem nichts verglichen werden kann. Nachdem wir eine Stunde uns an der Herrlichkeit geweidet und vergeblich erwartet hatten, daß ein Nachlassen der Ausbrüche uns Gelegenheit verschaffen würde, dennoch den Krater zu besteigen, traten wir unsern Rückweg an, der auf einer andern Seite steilrecht durch Asche und Gerölle geht, in der man ganz eigentlich bis über die Kniee waten muß. Wie wir nun mit großer Beschwerlichkeit beim Schein der Fackeln hinabglitten, die Hütte des Einsiedlers erreichten, ohne uns aufzuhalten, fortritten, um eilf Uhr nachts in Portici angelangt, die Bergfahrt ebenso, wie wir sie begonnen — mit einem fröhlichen Mahle schlossen und endlich ziemlich ermüdet nach Neapel zurückkehrten, beut nichts dar, was einer besondern Erinnerung würdig wäre.

*

Als wir den Vesuv bestiegen, stießen wir auf eine Gesellschaft, die anfangs weit vor uns voraus war und nun, da wir bessere Kletterer waren, hinter uns zurückblieb. Unsere Führer, selbst Neapolitaner, wiesen hohnlachend auf die Zurückbleibenden, indem sie sagten: è genti neapolitannaccio, non hanno coraggio!

*

Wir waren zur Revue aufs Campo di Marte gefahren. Daselbst angelangt, stiegen wir aus und hießen den Mietwagen warten. Die Musterung verspätete sich, und erst nach drei Stunden kehrten wir zum Wagen zurück. Schon von weitem winkte uns freudig der Kutscher, wie von einer großen Angst befreit. Wir stiegen ein. Siehst du, sagte der Kamerad unseres Kutschers zu diesem, daß die Herren zurückgekommen sind! Du glaubtest schon, sie würden sich fortmachen, ohne zu zahlen! Sind's doch Fremde! Ja, wenn's Neapolitaner gewesen wären! — Was soll man denken, wenn das Volk selbst von sich so urteilt! — So haben mich ganz unbekannte Leute auf der Straße erinnert, den aus der Tasche heraushängenden Zipfel des Schnupftuches einzustecken, damit es nicht gestohlen werde: es gibt gar schlechte Leute hier, sagten sie.

*

Der König von Neapel befindet sich in einer komischen Verlegenheit. Er hat zur Zeit seiner höchsten Bedrängnis gelobt, dem heiligen Franz von Padua eine Kirche zu bauen. Kaum nach Neapel zurückgekehrt, fängt er an, auf einem dazu bereiteten Platze, dem königlichen Schlosse gegenüber, das Werk nach einem weitläuftigen Plane ausführen zu lassen. Nun wird ihm aber prophezeit, daß der Tag, an dem die Kirche vollendet sein werde, sein Todestag sei. — Was nun thun? — Dem Heiligen das Wort brechen? oder es erfüllen und sterben? — Es wird fortgebaut, durch drei Arbeiter nämlich, so daß der 60jährige König, was die Vollendung der Kirche betrifft, leicht noch einmal so alt werden kann, als er ist. — Noch ist zu merken, daß diese Kirche von dem Ertrag der Pacht der Hazardspiele gebaut wird. Ein wahrhaft gottgefälliges Werk!

*

In der hiesigen sehr elenden Kunstausstellung hat eines der bessern Bilder den Besuch des heiligen Franz von Paula in einem Nonnenkloster zum Gegenstand. Nonnen und Zöglinge der Schule umringen den Heiligen, der durch das Frische seiner Züge mich gleich beim ersten Anblick in Erstaunen setzte. Endlich löste man mir das Rätsel. Das Bild stellte eigentlich einen Besuch Murats in dem Kloster vor, und der Maler, besorgt, seine Mühe zu verlieren, übermalte die Figur des Exkönigs und kanonisierte ihn zum Heiligen.

*

Der Chirurg versicherte mich, es gäbe nie so viele Beinbrüche als in den Monaten Juli und August. Da sei die Zeit der Melonen. Diejenigen nun, welche derlei Früchte essen, würfen die abgenagten Schalen vor sich hin auf die Straße. Die Vorübergehenden treten auf die schlüpfrigen Schalen, gleiten aus und brechen zu Dutzenden die Beine. — O Polizei! Kannst du denn nur zu viel und zu wenig sein und nie genug.

Der Pulcinella der Neapolitaner hat eine Natürlichkeit und Gutmütigkeit, die dem Arlechin der Franzosen und übrigen Italiener fremd ist. Dasselbe gilt von der neapolitanischen Kolombine, die mit ihrer brausenden Lebhaftigkeit und ihrer spitzbübischen Naivetät ohne Arg eine sehr anziehende Figur macht. Die vorherrschende Gutmütigkeit in diesen beiden Nationalmasken läßt einen günstigen Schluß auf den Volkscharakter thun.

*

Ich war in der Januariuskirche, um das Wunder der Flüssigmachung des Blutes des Heiligen mit anzusehen. Leider konnte ich an dem eigentlichen Festtage, an dem Tage der Uebertragung der Reliquien nämlich, nicht zugegen sein, wodurch ich den Hauptgenuß, den ersten Eindruck der Sache auf das Volk zu sehen, versäumte. Ich mußte mich daher mit der kirchlichen Feierlichkeit begnügen. In der Kapelle angelangt, fand ich sie weniger voll, als ich bei der allgemeinen Verehrung der Neapolitaner für ihren Heiligen vermutet hätte. Auf geziemendes Ansuchen bei einem der Bewahrer der Kirche ward mir und mehreren Fremden das Gitter des Altares geöffnet, so daß wir uns auf die Stufen

reihen und die ganze Handlung aus der nächsten Nähe betrachten konnten. Während der Messe, die noch nicht zu Ende war, betrachtete ich mir die Kapelle. Geschmacklose Pracht schimmerte ringsherum. Eine Unzahl von Heiligenbüsten, durchaus von Silber, die silbernen Stirnen höchst widrig mit farbigen Infeln geziert, stand an den Wänden herum. Auf den Altären, deren größter gleichfalls massives Silber mit erhabenen Figuren war, wechselten silberne Leuchter mit Blumenstöcken, gleichfalls von Silber, wozu noch silberne ungeheure Kandelaber kamen, so daß das Auge von der Einförmigkeit dieses, matt gearbeitet ohnehin nicht sehr gut in die Augen fallenden Metalles bis zum Ueberdruß ermüdet ward; besonders da der Kunstwert aller dieser Bildwerke nichts weniger als bedeutend ist. Kostbare Marmorgattungen bedecken die Wände, aber ohne daß die Verzierung irgend einen erfreulichen Anblick gewährte. Endlich war die Messe geendigt, und die Zeremonie ging an. Das Volk, das bisher ruhig gewesen war, geriet nunmehr mit einemmale in Bewegung. Vorzüglich drängten sich die alten Weiber vor, denen man überall Platz machte, und die, wie man mir sagte, einen Vorrang auch mit Grund ansprechen, da ein altes Weib es war, die das Blut des Heiligen, als er enthauptet ward, im Sand auffing und so den Schatz auf die Nachwelt brachte. Auch schrie ein solches Weib, das durch seine markierte Physiognomie, sowie durch Grimassen und Geschrei während der Zeremonie sich vor allen auszeichnete, als man zögerte, sie vorzulassen: via! via! son parente del Santo! Man brachte nun Blumen und Schmuck, was alles auf dem Altar ausgebreitet wurde. Endlich erschien ein Domherr mit dem Blute des Heiligen. Dieses befindet sich in zwei Phiolen von ungleicher Größe, die wieder beide in einem größern Gefäße eingeschlossen sind, das auf beiden Seiten mit Gläsern versehen ist und an Größe und Gestalt fast unsern Wagenlaternen gleicht. Beim Erscheinen dieses Heiligtums fing das Volk an, unbändig zu schreien, wobei sich besonders die Weiber wie Besessene gebärdeten. Das Blut ward in der Mitte eines Blumenstraußes auf dem Altare dem Anblick freigestellt, bis ein paar andere Geistliche die silberne und vergoldete Büste des Heiligen herbeigebracht und gleichfalls auf den Altar hingestellt hatten. Das Bild ward nun seines einfachen Mantels, seiner Bischofsmütze und eines umgehangenen Perlen-

schmuckes entkleidet und statt dessen in Goldstoff und Edelsteine gehüllt, aus welchen letzteren die Bischofsmütze ganz zusammengesetzt war, indes eine ungeheure Menge als Halsschmuck, als Sterne und Kreuze von allen Seiten herabhing. Nachdem nun der Heilige im Angesicht seines Blutes hingestellt war, ergriff der Domherr das letztere und zeigte es ringsherum, indem er dazu setzte: è duro. Das war es denn auch offenbar. Nach allen Seiten gewendet und geschüttelt, blieb es unverrückt in dem untern Teile der Fläschchen, und so weit war die Sache über alle Kritik. Nun faßte der Fungierende das Gefäß, wobei er den Stiel desselben in der geschlossenen rechten Hand hielt, den Daumen dieser letzteren aber über den untern Rand des Gefäßes an die Seite des Glases legte. Dabei stand er auf einem Schemel, ohne Not, da schon die Stufen des Altares ihn hinlänglich erhöhten. (Ich konnte den Schemel nicht näher untersuchen, aber ich habe beinahe auf einen Isolierschemel gedacht.)

Nun gingen die Bemühungen an. Der Domherr, das Gefäß, und ein Priester hinter ihm, ein Licht in der Hand haltend, mit dem er manchmal hinleuchtete, den Fortgang der Liquefaktion zu beobachten, beteten laut, wobei das Volk schreiend einstimmte, indem es dem Heiligen alle ersinnlichen Schmeicheleien sagte, um ihn zu bewegen. Besonders wiederholten die Weiber immer in dem widerlichen Tone der aufdringlichsten Schmeichelei: o che buono, che bello! womit sie den Heiligen meinten. Ungefähr zehn Minuten waren vorüber und das Blut bewegte sich noch immer nicht. Das Volk ward lauter, die Geistlichen anscheinend ängstlicher.

Mir waren diese Pfaffen interessant. Der Domherr, der das Blut hielt, war ausgelernt. Er machte eine so verzückte Miene, so begeisterte Augen, zitterte so natürlich und wischte sich so eifrig den Angstschweiß von der Stirne, daß man ihn für wahrhaft hätte halten können, hätte ich nicht bemerkt, wie er in der höchsten Ekstase immer verstohlen nach mir schielte, der ich ihn unverrückt beobachtete, und wie er unter all den Grimassen gewaltsam die Augen zusammenpreßte, um eine Thräne herauszupressen, die aber nicht kam, daher er die wegwischte, die nicht da war. Weniger geschickt war sein Assistent, ein wohlgenährter, feister Pfaffe. Auch er drückte die Augen zusammen und that ängstlich und an-

dächtig, es wollte aber durchaus nicht von statten gehen, so widerspenstig war sein mit Fett ausgepolstertes, unbewegliches Gesicht. Nur ganz zuletzt, als es zur Traurigkeit durchaus schon zu spät und das Blut schon flüssig geworden war, erpreßte er eine Thräne, mit der im Auge er sich triumphierend gegen die versammelte Menge wandte. Siebenundzwanzig Minuten waren schon vorüber, und das Volk wurde bereits so laut, daß ich das Geschrei beinahe nicht mehr aushalten konnte. Da fingen auf einmal die Gesichter der Priester an, sich zu verklären, das Licht ward hingehalten, und siehe da! das Blut floß. Was das Volk nun trieb, wie es tobte und schrie, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Nun ward das Gefäß mit dem Blute im Kreise zum Küssen herumgereicht und jedem einzelnen besonders gezeigt, nach allen Seiten umgekehrt, vornen und hinten beleuchtet, um nur zu überzeugen, daß das Wunder wirklich geschehen sei. Ueberhaupt war das Betragen dieser Menschen bei der Zeremonie ganz das der Taschenspieler, die vor und nach ihren Kunststücken immer den Aermel und Schoß sehen lassen und aufmerksam machen, daß alles ohne Betrug abgelaufen sei. Dieses immerwährende Hindeuten auf die Möglichkeit eines Betruges ist überhaupt höchst naiv. Man hat schon früher bemerkt, daß die Flüssigkeit in den Phiolen nicht die Substanz von Blut hat, weil es am Glase nicht anklebt, und so ist es auch. Zudem ward diesesmal nur die Flüssigkeit in der größern Phiole fließend, die in der kleinern blieb fest, ohne daß jemand daran ein Arges genommen hätte. Merkwürdig war mir die Toleranz der Neapolitaner bei dieser Gelegenheit. Ich und ein paar Engländer, wir betrachteten die Flaschen mit mehr Neugierde und Mißtrauen als Andacht; aber man zeigte uns das Heiligtum darum nicht minder und unermüdlich, so oft wir es nur verlangten. Il miraculo fu fatto, und alles verlief sich.

*

Wir waren auf Capo di Chino in Herrn Heugelins Villa, eine Stunde von der Stadt. Was sich doch der gute Mann Mühe gegeben hat, den herrlichen Hügel, den er an sich gebracht und der schon als der schönste Park aus den Händen der Natur hervorging, nach Möglichkeit zu verunstalten. Da hat er ein kleines Pompeji zusammenkleben

lassen und kleine Tempel und kleine Katakomben, und das alles in einer Gegend, wo einem die großen Originale vor der Nase liegen. Da ist ein Tempel aller Religionen, in dem kaum ein einzelner Glaubensgenosse der katholischen, ich nämlich, sich umkehren konnte. Da ist alles Große im kleinen, daß einem angst und bange dabei wird und man beinahe den Maßstab aller Dinge darüber verliert. Auf der schönsten Aussicht des Gartens steht eine halblebensgroße Puppe in rotem altfränkischen Kleide, eine Knotenperücke auf dem Kopf und den Hut unterm Arm.

*

Pharao ist ein eigentlich schändliches Spiel. Mit der brennenden Begierde im Busen in einer scheinbaren Ruhe dazusitzen und zu warten, bis die zögernden Verbindungen des langweiligen Spieles sich ergeben haben, hat etwas Empörendes und muß auf die Länge schlechte, heimtückische Menschen machen. Rouge et noir mag man spielen, wenn man sich selbst trauen darf. Da ist nichts zu verlieren als Geld und um ein stagnantes Dasein aufzurühren, mag es unter Umständen nicht übel sein.

# Rückreise von Neapel bis Florenz.

(Vom 24. Juni bis 8. Juli 1819.)

---

Am 24. Juni morgens um 8 Uhr von Neapel weg. Durch herrliche Felder, die eben jetzt mit glänzend grünem Mais und Hanf bedeckt sind, nach Aversa. Ein fortgesetzter Garten bis Capua. Das Getreide liegt bereits geschnitten auf dem Felde.

Capua, eine Festung, aber mit so niedrigen Mauern, daß man sie ohne große Beschwerlichkeit überspringen könnte. An dem Fuße kahler Berge liegt es in der reizendsten Ebene da. Mehrere Kirchen, worunter drei mit Kuppeln, machen sie schon aus der Ferne bemerkt. Die Wälle umgibt der Fluß Volturno. Das Thor gegen Neapel ist mit offenbar antiker Skulptur geziert, Waffen und Trophäen mit Viktorien vorstellend. Am Ausgang der Stadt sitzt in seiner Nische ein alter Römer ohne Kopf. Die Inschrift konnte ich nicht lesen. Die Gegend ist ein Paradies.

Die Berge, welche das Thal von Capua umgeben, sind durchaus kahl und haben stellenweise schwarze Flecken, als ob sie einmal Vulkane gewesen wären.

Zwischen Sparanisi und St. Agatha. Die Gegend nimmt an Reiz zu. Die kahlen Hügel verwandeln sich in bewachsene, die, terrassenartig mit Bäumen erhoben, den Gesichtskreis begrenzen. Rechts am Wege liegt ein Ort mit einem alten Schloß in der Mitte. Schöner kann man nichts sehen.

An der Straße ein niedliches Körbchen von Eisen auf einer Stange und darin der Schädel eines hingerichteten Räubers, der hier auf dieser Stelle einen Mord begangen. Auch jetzt scheinen diese Hohlwege noch nicht recht sicher zu sein, denn nebst mehreren Wachposten ist hier ein berittener Gendarm aufgestellt, der die Wägen begleitet.

Von dem Gipfel der Anhöhen vor St. Agatha erblickt man wieder das Meer. Willkommener Anblick um so mehr, als man sich dem Augenblicke nähert, wo man ihn auf immer verlieren soll.

Herrlich sind die Kastanienbäume mit ihren sonderbaren spindelförmigen Blüten.

Hinter St. Agatha fängt eine außerordentlich schöne Reihe hügelartiger Berge an, reich mit Bäumen und hier und da mit malerischen Ortschaften gekrönt. Hinter denselben, schroff und steil, sie wohl dreimal überragend, ziehen die Apenninen ans Meer hin, bis wo die Feste Gaeta, weitumschauend vom luftigen Fels, die Reihe schließt.

Beinahe blendend ist das Grün des Mais, von der Sonne beschienen.

Bei Garigliano, dem Minturnum der Alten, passiert man den gelben Liris auf einer Schiffbrücke. Mehrere Ruinen, zu einer Wasserleitung und einem Amphitheater gehörig, verschönen die reizende Gegend. Rechts von Garigliano liegt ein unbeschreiblich schöner Hügel und hierauf Teto oder Treto ebenda, wo einst der Falerner gewachsen haben soll.

Endlich Gaeta, vom Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet, mitten in der See, wie eine Meeresbraut daliegend.

Die Nacht in Molo di Gaeta zugebracht. Es war Johannisfest und alles im Sonntagsstaat. Tamburins schwirrten von allen Seiten, selbst von den Schiffen her, auf denen mutwillige, geputzte Mädchen die Tarantella tanzten, indes ebenfalls bunt geschmückte Bursche ruderten. Die Hauptergötzlichkeit war, wie man mir sagte, dem Völkchen verdorben; das sonst an diesem Tage übliche Wettfahren auf der See nämlich. Der Pfarrer hatte es für dieses Mal verboten. Warum? wußte man nicht. Wenn man das wirklich nicht weiß, so ist das schlimm für den Herrn Pfarrer.

Die Reize der Bucht von Gaeta samt der Umgebungen und der Stadt Gaeta selbst, sind unbeschreiblich. Nicht leicht sah ich irgendwo so viel Pomeranzen- und Zitronenbäume. Aeneas hat hier seiner alten Amme einen hübschen Gedächtnisort ausgesucht.

Am 25. Um 5 Uhr morgens von Molo di Gaeta fort. Herrlicher Tag. Die Festung Gaeta von der aufgehenden Sonne in Gold verwandelt, sieht aus wie ein ungeheures Feenschloß.

Molo, kleiner enger Ort, hat aber den schönsten Weiberschlag, den ich noch im südlichen Italien gesehen. Beinahe keine von den vielen Mädchen und Weibern, die herausgelaufen waren, unsern respektablen Zug zu sehen, die nicht hübsch, großenteils sehr hübsch gewesen wäre. Klare Gesichter, häufig blondes Haar, mitunter auch blaue Augen. Läßt sich vielleicht hier ein eingewanderter fremder Menschenschlag nachweisen? besonders, da sich diese Besonderheit außer der Gegend um Gaeta bald wieder verliert. An den Männern bemerkte ich diese große Verschiedenheit weniger.

Außer Molo nähert sich links der Apennin der Straße, und die Gegend wird weniger üppig, aber darum nicht weniger schön. Die hohen Berge ringsherum sind bewachsen und haben ein grandioses Ansehen.

In Itri dauert der hübsche Menschenschlag fort. Ueberall blonde Mädchen und selbst der Junge, der die Stangenpferde an meinem Wagen reitet, sieht aus wie ein bildhübscher, blonder deutscher Junge. Aber, o weh! Diese so celtisch aussehenden Menschen sind gerade als die größten Spitzbuben verschrieen und nirgends geschehen so viele Räubereien als gerade auf der Straße zwischen Molo, Fondi und Itri, so zwar, daß man selbst in Neapel versicherte, besonders die letzten zwei Orte seien durchaus von Räubern bewohnt, von solchen nämlich, die die Wegelagerung nur als Nebenbeschäftigung bei ihrer Wirtschaftsarbeit treiben. Arm genug sieht das Völklein dazu aus. Man hat uns deshalb auch von Molo aus vier Gendarmes zur Begleitung mitgegeben, die sich mit Patrouillieren und Spionieren wichtig machen und höchst gefährliche Gesichter schneiden.

Der Weg ist aber auch wie zu Hinterhalten gemacht; durchaus bergigt, bildet er einen Engpaß, der am Rande eines Absturzes zwischen zwei Reihen der Apenninen fortläuft.

Von der Höhe herabgekommen, breitet sich ein weites herrliches Thal aus, dessen üppiger Reichtum durch die Nacktheit der Berge, die es umgeben, noch mehr gehoben wird.

Fondi, eine kleine Stadt, mit einem sehr gut erhaltenen festen Schloß aus dem Mittelalter mit Zinnen und Türmen. Derlei Festen sind überhaupt in dieser Gegend ziemlich häufig.

Es begegnen einem sehr häufig Leute zu Fuß und zu Pferde mit Flinten bewaffnet. Ob sie das sind, sich selbst

zu schützen, oder andere anzufallen, weiß ich nicht. Wenn sie übrigens ehrliche Leute sind, so haben sie vollgültige Ursache, sich über die Natur zu beklagen, denn sie sehen aufs Haar aus wie Spitzbuben. Die Gendarmen ritten jedesmal gegen sie vor, wie zum Schutze; nie fiel ihnen aber ein, die Kerls zu fragen, wer sie seien und warum sie diese Waffen trügen.

Torre de' Confini bezeichnet die Grenze zwischen Neapel und dem Kirchenstaate. Wie mit einem Zauberschlage ist nun das Land verändert, fast ganz ohne Anbau und Frucht liegt es da und bereitet auf die pontinischen Sümpfe vor.

Am Wege weidet eine Herde Büffel. Wie roh, dumm und grausam die Tiere aussehen!

Es ist nicht Einbildung, man spürt deutlich die aria cattiva, wie man sich mehr und mehr Terracina, dem Anxur der Volsker, nähert. In Terracina zum letztenmal auf dieser Reise den Anblick des Meeres. Es hatte sich noch recht schön gemacht und lag da in himmelblauer Herrlichkeit, als ob es mir das Herz recht schwer machen wollte. Ich nahm traurig Abschied von dem poetischen Element, das Furchtbarkeit und Milde so zauberisch vereint.

Hinter Terracina fangen sogleich die pontinischen Sümpfe an. Man denkt sich bei diesem Namen wohl allerdings ein viel greulicheres Bild, als man in der Wirklichkeit findet; denn durch diese Sümpfe bekommt man eigentlichen Sumpf nur sehr selten zu Gesichte, auch läuft ein herrlicher Straßendamm durch, zu beiden Seiten mit grünen Ulmenreihen und mannigfaltigem Gebüsch besetzt; aber diese Einförmigkeit selbst, auf einer Strecke von sechs Posten, ohne Dorf, ohne Haus, ohne Menschen; und dann, wo die maskierenden Bäume den Blick durchlassen, die Aussicht auf eine unübersehbare, moorige Steppe mit einem von schädlichen Dünsten blauen Gesichtskreise, wer könnte sich da anders als unbehaglich fühlen.

Station Ponte Maggiore, ein einzelnes Haus, ebenso Mesa.

Vier Geier zur Rechten des Weges. Das ist wohl ein glückliches Augurium.

Bocca di Fiume. Kurze Posten, gute Pferde. Aber wie die Menschen aussehen! Geisterbleich und Krankheit im Gesichte, scheint es ihnen an Kraft zu fehlen, die Spitz-

bübereien auszuführen, die in ihren verschmitzten, lauernden Zügen und spähenden Augen sich nur zu deutlich malen.

Torre de' tre ponti.

Endlich vor Cisterna aus den Sümpfen heraus und wieder bebautes Land. —

In Velletri übernachtet, das herrlich auf einem Hügel daliegt und hinabschaut ins alte Land der Volsker. Eine reichere Aussicht, als man von den hintern Zimmern des großen Wirtshauses hat, läßt sich kaum denken. Vor sich den Apennin, doppelt übereinander getürmt, kahl in seinen Gipfeln, aber mit Feld und Wald bedeckt auf der untern Hälfte, bis dahin, wo Cori unter Gärten sich gelagert. Zwischen beiden Hügeln ein lustiges Thal, das jeden entzücken müßte, der nicht aus Campaniens Wunderfluren kömmt. Mit diesen verglichen aber, wie matt, wie farblos, gerade so wie mir Deutschlands Ebenen vorkommen werden gegen die von Rom. Der Mais, dessen Glanz bei Capua fast dem Auge wehe thut, ist hier — nun eben grün und nichts weiter. Die dunkeln, saftiggrünen Bäume und der tiefblaue Himmel, die in Neapel sich so bestimmt abschneiden, verflößen sich hier schon wieder leidlich, nachdem sie wechselseitig jedes etwas von der unsozialen Schärfe ihres Charakters abgelegt haben. Aber das Ding ist doch noch immer recht hübsch. Rechts bezeichnet ein langer Strich die Baumreihen, die längs der Straße durch die pontinischen Sümpfe führen. Ganz rechts in weitester Ferne kündigt ein leiser Silberduft das Meer an, das glänzend die Küste umgürtet und den äußersten Gesichtspunkt, das Cap Circeji bespült; der alten Circe fabelhaften Sitz. Links begrenzen die Aussicht die sabinischen Berge.

Genzano eine Stadt mit deutschen Dächern. Ich wollte schon in ein künstlerisches Entsetzen über diese barbarische Bedeckung ausbrechen, als ich gewahr wurde, daß mir das Ding nicht übel gefiel. Ob es an sich nicht so schlimm ist, oder die Aehnlichkeit mit meinem Vaterlande das Ihrige dazu beitrug, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß derlei Giebeldächer einen eigenen, wohlthätigen Eindruck von Häuslichkeit und Sicherheit vor Wind und Wetter machen.

An der Straße bei einem Quellbrunnen ein Rudel Engländerinnen in all ihrer natürlichen Steifheit. Wahrscheinlich aus einer Villa in der Nachbarschaft.

Auf der Anhöhe außer dem Thore von Riccia, dem

alten Ariccia, weite Aussicht auf die kahlen Umgebungen von Rom.

Rechts vom Wege das Grab der Horazier und Kuriazier.

Albano eine hübsche Stadt. Hier sieht man zum erstenmal wieder bei den Weibern die großen silbernen Nadeln nach der Art der Römerinnen, quer durch die Haare gesteckt, auch die sonderbaren Schleier, tüchtig gesteift, sodann viereckt und flach, in Form eines Brettchens oben zusammengelegt. Das Häßlichste aber ist ein Mieder, steif wie ein Panzer, mit einem von der Brust weit vorstehenden Rande.

Außer Albano sieht man wieder die ewige Weltstadt, in der aria cattiva, wie auf Nebelwolken schwimmend.

Zur Seite des Weges überall Villen und Ruinen alter Zeit.

Ein Wagen mit Militärbegleitung und drei gebundenen Räubern darauf. Die Hauptperson, eine verfluchte Physiognomie.

Heiden und Steppen, Steppen und Heiden, dazu noch eine fühlbar immer schlechter werdende Luft, wie man von den albanischen Bergen herabsteigt und sich Rom nähert.

Torre di mezza via letzter Postenwechsel. Ungeheure Ruinen mehrerer Wasserleitungen.

## Endlich Rom!

Der heilige Vater hatte den Grafen schon in Neapel einladen lassen auf seiner Rückreise im Quirinal einzukehren und er hat uns denn auch jetzt empfangen, wie sich's gehört. Mein Zimmer, das ich statt eines mir angetragenen ganzen apartamento wählte, ist freundlich und hell, nur beinahe zu hübsch, mit seinen rosenroten Tapeten und goldenen Leisten, eine schöne Aussicht über Rom nach den albanischen Bergen, die nur dadurch gestört wird, daß gerade unter mir der Garten der Jesuiten liegt und ich die Herren, die ich nicht recht wohl leiden mag, vor meinen Augen herumgehen sehen muß. Eine eigene Equipage samt einem Bedienten zur Disposition, kurz prosaisches Wohlergehen ohne Ende!

Gleich nach dem Essen fuhren wir nach St. Peter, das der Arzt noch nicht gesehen hatte. Die Kirche machte heut zum zehntenmal gerade den Eindruck auf mich, wie das erste Mal. In der Entfernung scheint sie nicht groß und ganz nahe fehlt ein Totaleindruck. Die Kuppel wird zur Hälfte von der Attika verdeckt. Das Innere zu voll und doch wieder

leer, hohl. Man kann sie klein finden, und — hat man die Verhältnisse gefaßt und einen Maßstab gefunden — ungeheuer; groß wohl nie. Zu all den Zieraten und Schnörkeln, die da wie Schwalbennester an allen Wänden kleben, hat während meiner Anwesenheit in Neapel nun auch Canova neuerdings sein Scherflein hinzugethan, ein Grabmal des letzten Kardinals von York nämlich. Etwas Kleinlicheres kann man nicht mehr sehen. Erstens ist das ganze Ding schon physisch klein und wird von den großenteils kolossalen Denkmalen ringsherum ganz erdrückt, dann aber auch Idee und Anordnung des Ganzen. Eine Pyramide von weißem Marmor auf graulichem Grund. Eine solche Farbengebung des Grundes scheint mir schon an sich verwerflich, nebstdem sieht es aber hier in der Peterskirche, deren übrige Wände hell weiß sind, höchst grell und häßlich aus. In der Pyramide ist eine verschlossene Thür, anzeigend, daß es mit dem Geschlecht des Kardinals aus ist. Daneben stehen zu beiden Seiten zwei Genien mit umgestürzten Fackeln — wie neu! Diesen Genien scheint der Schmerz das Bewußtsein geraubt zu haben, so gedankenlos und leer sind ihre Milchgesichter. Die Körper und Arme sind, wie von Canova zu erwarten, hübsch genug, an tüchtigen, durch die Beugung des Körpers herausgepreßten Hinterbacken fehlt es nicht, und von den Schenkeln wünschte ich, daß die Buben dem Perseus ihres Meisters etwas abgeben könnten; sie behielten noch immer genug, und der arme Heros käme ein wenig zu Fleisch. Das Schönste am Ganzen aber sind drei hohe Verwandte des Kardinals, die auf einer Art Fenstergesims wie Perückenstöcke stehen und sich wundern, daß man die Thüre schon zugemacht, indes sie noch heraußen sind.

Man sagt, Canova habe bei dieser Arbeit eine Zeichnung zu Grunde legen müssen, die man ihm aus England zugeschickt. — Müssen? Wer konnte ihn zwingen, wenn er sie für albern erkannte!

27. Vormittags im Vatikan die Statuen, die Bibliothek und die Teppiche nach Raphael besehen. Nachmittags die Stanzen und die Bildergalerie.

28. Vormittags das kapitolinische Museum nebst den Sälen der Konservatoren. Nachmittags, als dem Vorabend des Peterfestes, der Vesper beigewohnt, die der Papst selbst hielt. Abends Beleuchtung der Peterskuppel und Girandola auf der Engelsburg.

Am 29. war der Arzt krank, weshalb wir keine Exkursion machen konnten. Ich schlug ab, der Pontifikalmesse zu St. Peter beizuwohnen, da ich mir das leere Possenspiel schon oft genug angesehen hatte und nicht drei Stunden langweilig hinbringen wollte. Dafür besah ich mir Santa Maria degli Angeli, eine der schönsten Kirchen Roms, von Michelangelo aus zwei Sälen der Bäder Diokletians gebildet. Auch trat ich in S. Maria Maggiore ein, die darin herrschende feuchte Kälte trieb mich aber bald wieder heraus, da ich etwas unpaß war und das römische Fieber fürchtete. Nachmittags ließ ich mich ins Trastevere nach der Longara fahren und besah die Farnesina. Welche Bilder! welcher Reichtum, welche Formen in der Geschichte der Psyche; welche Mannigfaltigkeit in den herrlichen Amorinen; welches Leben, welcher üppige Reiz in der Galatea! Schade nur, ich mochte anstellen, was ich wollte, ich konnte das Gesicht der Galatea selbst nicht recht ausnehmen. Aber diese Nymphe, die, indem sie sich dem Rücken des derben Halbmenschen anvertraut, zu sagen scheint: Wohlan, ich vertraue mich dir; maiz soyez sage! Dann der andere Seemensch, mit welchen liebeverzehrenden Blicken er die Gelegenheit auf seinem Rücken . . . anblickt. Etwas Reizvolleres als den Körper und die Stellung der Galatea selbst kann man sich nicht denken. Ebenso die mutwilligen Buben, die sich die überflüssige Mühe geben mit ihren Pfeilen da zünden zu wollen, wo es schon die Blicke gethan haben.

Sodann nach S. Onofrio, wo Tasso begraben ist. Hinter der Kirchenthüre ruht er. Ein kleiner Stein bedeckt sein Grab, ober dem sein Bildnis hängt, das ich nicht recht ausnehmen konnte, obschon ich Lichter herbeibringen ließ. Auf der Anhöhe hinter der Kirche steht eine Eiche, Tassos Eiche genannt, von wo aus man die reichste Aussicht über Rom und die Umgegend hat. Hier soll der Unglückliche gern gesessen und gedacht haben.

3. Juli. Ich habe dem Papst den Pantoffel geküßt. Der Wunsch, ihn recht nah zu sehen, führte mich in die Galerie, die er passiert, wenn er ausfährt, was er alle Tage um sechs Uhr thut; auch wollte ich einige Rosenkränze von ihm segnen lassen, die zu Geschenken für andächtige Seelen bestimmt waren. Der Papst kam, wir fielen auf die Kniee. Vor ihm traten vier Gardisten, er selbst wurde von zwei Prälaten geführt. Klein und hager, wie er ist, nahm er sich in einer Art von Pilgerkleide aus weißem Seidenstoff mit einem runden, zu

beiden Seiten aufgeschlagenen Hütchen aus purpurroter Seide mit schmalen Treßchen verbrämt, äußerst sonderbar aus. Hätte ich die hündische Art gekannt, wie der Fußkuß geschieht, ich wäre weggeblieben. Man muß sich dazu, da der schwache Alte den Fuß nicht heben kann, fast auf den Bauch niederlegen. Ins Himmelsnamen! Man thut wohl viel ärgere Dinge!

In der Galerie des Kardinal Fesch gewesen. Eine fürstliche Sammlung, aber in einem schlechten Lokal, schlecht geordnet. Wo mag der heilige Mann all die herrlichen Dinge zusammenge — kauft haben. Eine heilige Familie von Raphael in seinem zwölften Jahre gemalt; mit weniger Sinn für Farbe als man denken sollte. Ein Christus am Kreuz mit mehreren Heiligen aus Raphaels erster Manier. Göttlich trotz ziemlicher Trockenheit. Es ist wirklich etwas daran, daß Raphael den Ausdruck des Heiligen in seinen spätern Jahren etwas verlernt, aber er hat es reichlich durch andere Vorzüge ersetzt. Diese Figuren und Gesichter haben eine Reinheit, einen Nimbus, der den Beschauer außer sich selbst setzt. Deutlich ist in diesem Bilde noch die Manier seines Meisters, Peter Perugino. Eine strenge, aber schöne Madonna von Francia. Ein paar Peruginos, ein herrlicher Paul Veronese, eine Madonna von Guido, die mir nicht recht gefällt. Die vier Doktoren der Kirche von Tizian, herrlich u. s. w. Der Hauptreichtum besteht aber in den Bildern aus der niederländischen Schule. Herrliche Rubens, ein Vandyck, Wouvermans und Teniers zum Entzücken; eine Reihe von Rembrandt, wie man sie wohl selten findet. Potter, Breughel, kurz Schätze ohne Zahl. Vor dem Bett Sr. Eminenz steht die Büste Napoleons mit Lorbeer gekrönt.

Die Räuber überfielen vor einigen Tagen in der Gegend von Albano ein Landhaus in der Hoffnung, den reichen Besitzer desselben zu erhaschen. Statt dessen fanden sie aber einen armen Maler, den jener bei sich hatte, und nahmen ihn aus Verwechslung mit. Drei Tage schleppten sie ihn mit sich, wobei sie ihm oft mit Dolch und Flinte drohten, wenn er einen Versuch machte, zu entfliehen oder um Hilfe zu rufen. Endlich entdeckte sich der Irrtum. Der junge Mensch, ein Schweizer, der sich etwas auf die Artillerie verstand, hatte inzwischen dadurch ihre Gunst gewonnen, daß er ihnen manches von seiner Feuerwerkskunst mitteilte und durch Zeichnungen versinnlichte. Die Räuber hörten ihm mit

großem Vergnügen zu und meinten, wenn sie nur erst einmal Kanonen hätten, dann sollte es ganz anders hergehen. Endlich ließen sie ihn los, indem sie ihn einluden, sie zu besuchen, wenn er wollte. Der Sohn des Wirtes aus demselben Orte, der mit ihm zugleich gefangen wurde, blieb in ihren Händen. Sie wollten ihn nur für sechstausend Scudi losgeben. Zur Zeit, als der Maler, der jetzt in Rom ist, sie verließ, lag der arme Mensch in lebensgefährlichen Krämpfen . . .

*

Am 5. Juli um sechs Uhr morgens von Rom fort. So verlaß ich dich denn vielleicht auf immer, du stolze Weltgebieterin, zu der es mich von meiner Kindheit mit so magischem Zuge hintrieb, das ich mir so überirdisch herrlich ausgemalt hatte, daß ich jetzt, da die Wirklichkeit mich abgekühlt, kaum noch das Phantasiebild in der Erinnerung hervorrufen kann, das mich so lockend umschwebte. Nicht als ob ich Rom nicht bewunderungswürdig gefunden hätte, aber wann hat die Wirklichkeit noch gehalten, was die Phantasie versprochen?

Mit schwerem Herzen fahre ich durch die lautschallenden Gassen, noch sparsam von Menschen belebt, und suche mit den Augen die großen Punkte, die die Gegenwart oder die Vergangenheit verklären. Vom Quirinal herab über den spanischen Platz, zur Porta del Popolo hinaus und fort.

Ponte milvio passiert, wo die Schlacht zwischen Konstantin und Maxentius geschlagen ward, die Raphaels Griffel in den Stanzen verherrlicht.

Links die Hügelkette, die mit Monte Mario und andern sich an den Janiculus anschließt, rechts die sabinischen Berge.

Öde Heide ohne Menschen außer denen, die zerstückt und gedörrt auf den Pfählen zur Seite der Straße baumeln.

Alla Storta. Postenwechsel, einzelner Hof.

Was man uns auf diesen beiden Stationen für profaische Postillons gegeben hat. Vierschrötig und plump, wie böhmische Fuhrleute, baumeln sie auf den Pferden, daß die Schatten aller römischen Ritter sich im Grabe umkehren möchten. „Die Römer wurden ja nicht begraben, sondern auf einen Holzstoß (rogo)“ — ich danke, Herr Hofrat Böttiger.

Baccano Postenwechsel, einzelner Hof. Der Weg noch immer zwischen Hügeln zu beiden Seiten durch größtenteils

wüstes Land, wo nichts freundlich, als der reine tiefblaue Himmel.

Von der Anhöhe hinter Baccano die Aussicht in das flache Land hinab, das, obschon auch ziemlich dürr, doch von größeren und kleineren Baumpartien artig durchschnitten, nicht übel aussieht. Hier zeigt sich wieder von ferne der Apennin mit seinen grandiosen Formen, der vorher nur in einzelnen blauen Spitzen durch die Oeffnungen der kleinlichen dürftigen Hügel durchblickte.

So viele Raubvögel als in der Gegend von Rom sah ich noch nirgends. Natürlich fallen einem dabei die Augurien samt Romulus und Remus mit ihren Geiern wie auch des ältern Tarquinius Adler ein.

Vor Monterosi sehr schönes Thal mit Anbau.

Monterosi, ein recht hübscher Ort, liegt an dem sanften Abhange eines ungemein schön bewachsenen Hügels und beherrscht ein recht malerisches, wenngleich nicht allzu fruchtbares Thal.

Zwischen Monterosi und Nepi ein sehr schöner Eichenwald, der dem entwöhnten deutschen Auge wohl thut. Wie man sich jetzt von der Campagna ab- und den Gebirgen zuwendet, wird die Gegend frisch und grün.

Nepi, eine altertümliche, befestigte Stadt, mit einem malerischen festen Turm aus dem Mittelalter. Der Feste gegenüber steht ein kleines Schloß und vor diesem ein noch kleineres Schloß en miniature, das einen Springbrunnen bildet.

Hinter Nepi geht der Weg durch Eichenwälder, die von Stelle zu Stelle ausgerodet sind, so daß Korn zwischen den Bäumen steht und wieder Bäume mitten im Korn, was sehr gut aussieht.

Endlich wird die Gegend baumfrei, und man sieht vor sich den mächtigen Apennin, zu dem ein malerisches Thal hinführt.

Man ist jetzt im Lande der alten Falisker.

Gräßlicher Staub, unerträgliche Hitze.

Oelbäume bedecken die Gegend. Es ist unbeschreiblich, wie zart und duftig diese Bäume mit ihrem weichen, grauverfließenden Blätterschlag eine Landschaft machen. In der Ferne sind sie ganz violett getuscht.

Cività Castellana, eine hübsche Stadt, auf einen steilen, aber nicht hohen Felsen gebaut, mit einem schönen

Fort. Auf den felsichten Anhöhen hinter der Stadt links Ruinen von der alten Stadt Falerii, wie man sagt. Eine sehr schöne Brücke über eine Kluft führt dahin.

Man spannt Reisenden, die mit vier Pferden fahren, hier herum fast durchaus ganz ungebändigte Pferde vor, wie man sie von der Weide hereinholt, wodurch man manchmal in schlimme Verlegenheit kommen kann. Hier hätten zwei solche Pferde bald den Postillon totgeschlagen.

Längs der den Horizont begrenzenden Apenninenreihe läuft eine Kette von reichbewachsenen Hügeln fort, auf deren einem Marignano liegt, so schön, als es die Phantasie kaum ausdenken könnte.

Borghetto, einige Häuser. Daneben auf einem Hügel eine alte große Feste, sehr schön gelegen.

Außer Borghetto passiert man die Tiber, über die eine schöne steinerne Brücke führt.

Rechts an der Straße auf einer Anhöhe ein vortrefflich erhaltenes Schloß aus dem Mittelalter. Hier mögen recht die Condottieri ihr Wesen getrieben haben.

Vor Otricoli links auf einem Berge, an dem die Tiber vorbeifließt, gleichfalls ein verfallenes Nest.

Otricoli, eine vormals befestigte Stadt auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges mit Mauern und Türmen. Herrliche Apenninenlandschaft, die sanft abhängigen, obschon hohen Berge durch weite, frische Thäler verbunden.

Eine schönere Berggegend als die von Rignano kann es nicht mehr geben. Man ist jetzt schon so hoch, daß, obschon auf der rechten Seite des Weges die Berge noch weiter hinaufsteigen, man links eine ungeheure Aussicht in die lachendsten Thäler hat, die mit Oel- und Feigenbäumen, wie ein Garten, besetzt sind.

Schöne Brücke, wobei der Ueberrest einer andern, die, wie man sagt, August bauen ließ.

Keine Sprache der Welt reicht hin, die Schönheit der Gegend zu beschreiben, in der Narni liegt. Zwei Reihen ungeheurer, schön bewachsener Berge schließen eine Thalschlucht ein, wo in einer schwindlichten Tiefe die gelbe Tiber dahinzieht. Ueber die Berge rechts an schroffen Abstürzen läuft die Straße und liegt, in das tiefe Thal hinabschauend, Narni, eine beträchtliche Stadt, von einer festen Burg gekrönt, die noch höher, ganz auf dem Gipfel des Berges liegt.

Hier ist man im Land der Sabiner.

Ebenso schön ist das darauffolgende Thal, voll Anbau und Frucht. Waren die Berge bis hier bewachsen, so sind sie jetzt nackt und ragen als graue Felsen gegen den tiefblauen Himmel.

Ich weiß nicht, wie ich meine Ausdrücke steigern soll, wenn ich von der Schönheit des Thales von Terni zu reden komme. Ein fortgesetzter Garten im strengsten Verstande, von Oel- und Feigenbäumen gebildet, die durch Weingehänge verbunden sind. Rings von majestätischen Felsen umgeben, die vom Strahl der Sonne beleuchtet, auf eine eigene Art alle Farben spielen und Jaspis, Achat und Opale zu sein scheinen. Mitten drin die artige Stadt: an Schönheit ein Eden und an Frieden. Da möcht ich leben und sterben!

Um fünf Uhr kamen wir an, halb tot von der Hitze, die wirklich einen fürchterlichen Grad zwischen diesen Felsen erreicht hatte.

Gleich nach dem Essen, um halb sieben Uhr, setzte ich mich mit dem Sohn des gräflichen Hauses, in dem wir abgestiegen waren, neuerdings in den Wagen, um den berühmten Fall des Velino zu sehen.

Eine Stunde fährt man dahin durch die herrliche Gegend, die die sinkende Sonne mit Gold bestrahlte. Immer aufwärts geht's eine Stunde auf einer guten Straße. Wenn auch nichts anderes zu sehen wäre als die herrliche Gegend, so verlohnte sich dieser Gang. Endlich langt man beim Falle an, der sich wohl . . Fuß hoch über eine steilrechte Höhe in einem Sprunge herabstürzt, daß der Schaum wie eine Wölbung fast bis auf ein Vierteil seiner Höhe wieder emporsteigt. Abend, wie es war, konnten wir eine seiner Hauptschönheiten, die vielen Regenbogen, die er, von der Sonne beleuchtet, zeigt, nicht sehen, aber was wir sahen, war genug. Hätte ich Salzburgs Wasserfälle nicht gesehen gehabt, ich wäre außer mir gewesen.

6. Juli.

Morgens um sechs Uhr aus dem gastfreundlichen Hause der Gräfin (Manasse heißt sie, wenn ich nicht irre), wo, damit des Glückes nicht allzuviel sei, die schöne 16jährige Tochter, das Opfer einer unglücklichen Leidenschaft, an einer Brustkrankheit dem Tode nahe war.

Gleich hinter Terni steigt man einen Berg hinab und gelangt in ein äußerst schönes enges Bergthal, das der Lauf eines in der jetzigen Jahreszeit größtenteils vertrockneten Waldstromes durchzieht.

Bei Strettura hat man rechts auf dem Berge eine Feste angelegt, den Paß zu verteidigen, der sich recht hübsch ausnimmt.

Hinter Strettura erklimmt man im Monte di Somma einen äußerst steilen Berg, den höchsten Punkt der Apenninen in dieser ganzen Gegend. So hoch er ist, gewährt er doch keine Aussicht, da er in einem Meer von andern Bergen eingehüllt ist. Nur auf der Spitze sieht man durch einen kleinen Ausschnitt in die Thäler der Menschen hinab.

Weitläuftige Maulbeerbaumpflanzungen deuten auf die Nähe einer beträchtlicher bewohnten Stelle. Jetzt öffnen sich die hohen Berge zu beiden Seiten des Weges und machen, wie ungeheure Coulissen, einem herrlichen Hintergrunde Platz, der aus mehreren einander terrassenförmig überragenden Höhen besteht. In dieser Oeffnung liegt Spoleto amphitheatralisch da, von einem rechts daneben höher liegenden Schlosse geschirmt.

Hinter Spoleto erweitert sich das Thal immer mehr und mehr. Rechts und links weite Felder, wo eben jetzt Ernte ist.

Eine Hauptschönheit dieser Apenninen besteht darin, daß ihre kahlen Gipfel, wenn sie von der Sonne beschienen werden, ganz glühend scheinen und dunkelrot gegen den blauen Himmel leuchten.

Le Vene, Postenwechsel, einige Häuser.

Ein hoher Berg rechts an der Straße, eine Stunde außer le Vene, bis zum Gipfel ganz mit Häusern bedeckt, die die Stadt Trevi bilden.

Foligno, eine große Stadt. Von hier aus wird die Gegend flacher und gemeiner, obgleich auch fruchtbarer. Das prosaische Korn steht allerwärts, daß einem Wirtschaftsverwalter das Herz im Leibe lachen müßte.

Gleich außer Foligno passiert man Spello, einen wenig bedeutenden Ort.

Degli Angeli, Postenwechsel. Kurz bevor man hinkommt liegt rechts auf einem Berge Assisi, der Geburtsort des heiligen Franz, der den Beinamen von ihr führt. Herrliche Lage. Dem Anschein nach ist die Stadt recht artig.

In Degli Angeli prächtige Kirche, hart an der Straße, unsinnigerweise nebst der Kuppel zugleich mit einem Glockenturm verziert, oder vielmehr verunziert.

Schöne Brücke über die Tiber, besonders steil und hoch gewölbt. Ueppige Fruchtbarkeit der Gegend.

Der Weg steigt nun wieder aufwärts und von der Spitze eines äußerst malerischen Berges winkt Perugia dem Wanderer entgegen.

Die Stadt selbst ist sehr hübsch und sehr altertümlich. Vortreffliches Pflaster, reinliche Straßen, die jedoch alle starken Abhang haben. Von Gebäuden ist die Domkirche und der Gouvernementspalast merkwürdig. Letzterer soll nach der Angabe des Pietro Perugino gebaut sein. Das Ganze ist durchaus gotisch. Die Fenster in dem ersten Geschoß viereckt, in den obern mit spitzigen Bogen, haben jedes in der Oeffnung drei Säulchen als Gitter. Trefflich — ist das Portal, mit Laubwerk und kleinen Bildern in Stein verziert. Die kleinen Säulen an diesem Portal ruhen, statt der Basen, sonderbar genug auf liegenden Löwen. Auf der Spitze dieser Säulen stehen wieder Löwen und zwar geflügelte Löwen. Dieses letztere trägt noch mehr bei, die Erinnerung an den Markuspalast in Venedig hervorzurufen, dem das Gebäude auch sonst noch in manchem gleicht. Es ist übrigens dieses schöne Werk durch Vermauerung, Erweiterung, Verkleinerung mehrerer Fenster sehr verunstaltet worden.

Zur gotischen Domkirche steigt man auf mehreren Stufen empor, die ganz um die Kirche herumlaufen. An der Hauptfassade ist die Wand ungefähr zwei Klafter hoch mit kleinen Vierecken bedeckt, in denen sternförmige Felder, rot bemalt, eingeschlossen sind. Die Thüre hat zu beiden Seiten Wandpilaster, in denen gutgearbeitete bärtige Menschenköpfe eingehauen sind. Die Kirche hat ein gutes Bild von Baroccio, die Kreuzabnehmung. Man zeigte uns noch einen heiligen Sebastian und zwei andre kleine Bilder, angeblich von Perugino, aber die Dinger waren so schwarz und der Abend schon so nah, daß man kaum noch etwas erkennen konnte.

Sehr merkwürdig ist das sogenannte collegio di cambio samt der daranstoßenden Kapelle, ersteres von Peter Perugino selbst, letzteres nach seiner Angabe von seinem Schüler gemalt. Im ersten Saale ist eine schöne Transfiguration, wovon man behauptet, daß Christus samt den beiden Patriarchen von Raphael gemalt sein soll. Zwei Bilder, wovon eines mehrere Helden, Leonidas 2c., dann das zweite biblische Personen samt den verschiedenen Sibyllen vorstellt, konnte ich wegen der Dunkelheit nicht recht ausnehmen.

In der Kapelle ist eine Zusammenkunft Marias und der Elisabeth: sehr schöne Zeichnung und Zusammenstellung, auch

sonst noch andere größere und kleinere Bilder, aber, wie gesagt, die Dunkelheit hinderte, alles zu sehen.

Auf dem Markt vor der Kirche ist noch ein hübscher Brunnen in altdeutschem Geschmacke. Zwei Becken sind übereinandergestellt, wovon das obere auf dünnen Säulen ruht. Bildwerke, größtenteils biblisch; doch auch die Fabel vom Wolf und Kranich, ferner Romulus und Remus mit ihrer Wölfin zieren, in Felder abgeteilt und durch mancherlei gotische Säulen getrennt, den Umfang.

Die Weiber sind hier sehr hübsch, gut gebaut und haben vorzüglich schöne und volle Brüste. Auch an Lustigkeit scheint's ihnen nicht zu fehlen, denn eben jetzt, um vier Uhr, sage: vier Uhr morgens, tanzen mehrere Paare zu Tamburin, Violine und Pfeife auf dem Markte eine Art von Tarantella.

Die Sonne hier über diesem Meer von Burgen, über dieser ungeheuern, blühenden Aussicht aufgehen zu sehen, welch einziger Genuß!

7. Juli.

Abreise von Perugia morgens um fünf Uhr. Das Thal, durch welches der Weg führt, minder schön als bisher, aber doch noch immer hübsch genug.

Es ist keine Einbildung, die Gesichter der Bauernmädchen hier herum erinnern auf die Bilder des Peter Perugino.

Magione, erster Postenwechsel.

Links am Wege auf der Höhe außer dem Orte ein fester Turm aus dem Mittelalter.

Es scheint hier herum ein hübscher Weiberschlag zu sein.

Eine halbe Stunde außer Magione läuft der Weg am Trasimenischen See vorüber, heutzutage Lago di Perugia. Schöne Berge schließen von allen Seiten diesen großen, herrlich blauen See ein. Wo hier das Treffen zwischen Hannibal und den Römern vorfiel, läßt sich nicht erraten, da die vielen Berge und Hügel nirgends beinahe ein Schlachtfeld darbieten. Doch nein, die Entfernung täuschte das Auge. Die Berge sind jenseits weit genug vom Ufer entfernt und nähern sich demselben in sanften Abdachungen. Wenn die Römer am See aufgestellt waren, so begreift sich wohl, wie sie von den Karthaginensern geschlagen werden mußten, deren Stoß von der Höhe herab wirkte. Auch ist hier, zwischen zwei Reihen von Bergen eingeschlossen, kein Ausweg für den Flüchtigen, als, dem Abhang folgend, in den See hinein.

Im See watend ein hübsches, etwa 14jähriges Mädchen

mit lang herabhängenden gelben nassen Haaren. Eine Seenixe wohl gar.

Was sind die Mädchen hier herum hübsch! Hier fangen sie auch schon an, nach Art der Florentinerinnen schwarze runde Männerhüte zu tragen, aber noch lange nicht so elegant, ohne Band und Federstrauß.

Care del piano, Postenwechsel. Obschon man hier noch im Kirchenstaate ist, merkt man doch schon an den Postillons, daß man sich dem Toskanischen nähert. Voll leerer Komplimente, ein unendliches Geschwätz, wobei aber nichts zu stande kommt.

In Lurzano ist die Grenze gegen Toskana. Ein herrliches Thal bezeichnet den Eingang des schönen Landes.

Rechts auf einem Berge Cortona.

Camuscia, erste toskanische Post. Ein wunderschönes Mädchen, Tochter des Postmeisters, schien zu versprechen, was wohl ihre Schwestern am Arno halten werden.

Das Thal, das man nun passiert, heißt Chiana und ist als die Kornkammer von Toskana berühmt. Einst war es ein sumpfiger See.

In Castiglione fiorentino bekamen wir keine Pferde, weil alle für die Reise des Kaisers genommen waren. Wir mußten daher mit denselben Pferden weiter fortfahren.

Obgleich Arezzo auf einer nicht unbeträchtlichen Anhöhe liegt, so sieht man es doch erst, wenn man schon dicht davor ist, weil ein vorliegender Hügel es verdeckt.

Die Stadt war vormals befestigt. Sie hat noch Mauern; die Gräben sind aber ausgefüllt. Breite Gassen gut gepflastert, aber sehr abhängig.

Merkwürdig ist die Domkirche, in einem ähnlichen Stil gebaut wie die von Perugia, aber minder von außen verziert. Ein Deutscher, den sie Jacobo nennen, soll der Baumeister gewesen sein. Man steigt auf zehn bis zwölf Stufen in zwei Abteilungen zu dem gotischen Portal, dessen Verzierungen von gewaltthätiger Hand höchst beschädigt sind. Inwendig macht die Kirche einen sehr guten Eindruck. Herrlich sind die gemalten Fenster. So schön habe ich sie nirgends als auf dem Nonnberge in Salzburg gesehen. Den Maler nennt man Marseille, einen französischen Geistlichen. An Gemälden sind noch zwei des Aretiners Benvenuti merkwürdig: St. Donato und die bekannte Judith, die von Stufen herab den Kopf des Holofernes dem Volke zeigt; ein schönes Bild.

Wichtig ist St. Maria delle Pieve mit drei Reihen gotischer Säulen übereinander, was einen eigenen Eindruck macht. Der Turm ist geschoßweise jedesmal mit zwei Bogen durchbrochen. Es soll einst ein römischer Tempel gewesen sein. Wenigstens befinden sich im Innern nebst mehreren gotischen auch einige offenbar antike Säulen. Es sind darin gute Gemälde von Giotto und besonders von Vasari, hauptsächlich von letzterm ein hl. Georg. Es war schon zu dunkel, um das recht zu genießen.

Der palazzo publico ein altertümliches Gebäude, übrigens weniger schön als der in Perugia.

Sehr schön ist hier das weibliche Geschlecht. Herrlicher Wuchs, schöne Gesichtsbildungen. Eine Unzahl hübscher Mädchen; aus jedem Fenster guckte eine.

Hier ist Petrarca geboren und Guido, der das Solfeggieren erfand; auch der Maler Vasari.

8. Juli.

Morgens um fünf Uhr von Arezzo fort.

Ich muß den Aretinern als Spaziergängern vor den übrigen Italienern alles Lob erteilen. So früh es war, als wir die Stadt verließen, fanden wir doch schon mehrere Gruppen, die sich in der schönen Gegend ergingen und also wohl schon vor vier Uhr aufgestanden sein mußten.

Bald hinter Arezzo passiert man die Chiana, die dem ganzen Thal den Namen gibt.

Die Gegend fängt an gemein zu werden.

Levana, Postenwechsel.

Ich kann heute nicht schreiben, denn ich befinde mich recht übel. Die Hitze ist diese letzten Tage so fürchterlich gestiegen, daß man sich kaum mehr zu helfen weiß . . .

Endlich Florenz von weitem — näher und näher — nun fahren wir in die Stadt ein. Das Schloß ist schon voll, uns wird unsere Wohnung im englischen Gasthof al pelicano angewiesen.

Nach dem Essen sogleich die Stadt besehen. Florenz hat das mit Venedig gemein, daß der Anblick der Stadt die ganze Vergangenheit derselben lebhaft in die Erinnerung bringt. Ueberall, wo man in der Stadt geht, kommen einem die Mediceer und ihr edler, großer, grandioser Geist entgegen. Man hat Florenz das italienische Athen genannt; ich finde nichts Passenderes, wenigstens was die zuerst auffallende Oberfläche betrifft. Wenn man vor dem alten palazzo

ducale steht mit seinen Denkmalen und Bildwerken, in der davor liegenden Halle, in dem ehrwürdigen Umfang der Akademie, so fühlt man recht das Treffende dieser Vergleichung. Abends im Theater della Pergola. Man gab Rossinis Cenerentola. Eine Madame Mombelli sang, zwar manieriert aber sonst brav. Das übrige so unbedeutend als die Komposition. Das Ballett sehr schlecht. Das Theater ist weder besonders groß noch schön. Dagegen aber nimmt sich Gesang und Musik recht gut darin aus.

*

Am 10. Juli abends nach sechs Uhr von Florenz fort. Am Thore, durch das man hinausfährt, steht eine Art von Triumphbogen.

Vom Berge außer der Stadt warf ich noch einmal den Blick zurück nach der herrlichen Stadt, die, im Strahl der Abendsonne glühend, zauberhaft in ihrem Thale, einem der schönsten, die es geben kann, dalag.

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

# Register.


| | Seite |
|---|---|
| Achill | 217 |
| Adelung | 21 |
| Aeneas | 239 |
| Agamemnon | 217 |
| Albert, Herzog von Sachsen-Teschen | 46 |
| Alexander der Große | 108. 171. 218 |
| Alexandre, Bauchredner | 151 |
| Allegri (Miserere) | 85. 223 |
| Altmütter, Georg | 39 ff. 50. 53 |
| Anschütz, Schauspieler | 116. 120 |
| Antinous | 217 |
| Antoninus | 213 |
| Ariost | 208 |
| Aristipp | 215 |
| Artus | 185 |
| Aeschylus | 78 f. |
| Athene | 79 |
| Augustus, Kaiser | 249 |
| Baldi, Joseph, Wirt in Olevano | 247 |
| Dessen Sohn Giovanni | 247 |
| Bancbanus, Palatin | 141 f. |
| Barberini | 216 |
| Baroccio | 252 |
| Baumkircher, Andreas | 195 |
| Bayer-Bürck, Marie, Schauspielerin | 168 |
| Beethoven | 97. 154 |
| Benvenuti, Pietro, Maler | 254 |
| Bertuch (Uebersetzung des Don Quixote) | 59. 123 |
| Blaha, Professor der Naturgeschichte | 32 |
| Blanka von Kastilien | 38 |
| Blümner, Justizrat | 132 |
| Bonaparte, Hieronymus | 195 |
| Bonaparte, s. Napoleon I. | |
| Bonfinius, ungar. Geschichtschreiber | 141 |
| Börne | 156 ff. |
| Bottari, Sänger | 218 |
| Böttiger | 123. 247 |
| Brant | 159 |
| Breughel | 246 |
| Briseis | 217 |
| Brockhaus, Buchhändler | 171 |
| Brown | 42 |
| Bucciolotto, Don | 86 |
| Büffon | 25. 32 |
| Bulwer | 163 |
| Burgermeister, Franz, Ritter von Bärenburg, Sekretär im Finanzministerium | 111 f. |
| Byron | 83. 91. 98. 134. 137 |
| Childe Harold | 91. 98. |
| Cecilia Metella | 216 |
| Calderon | 59 f. 64 f. 125 f. 186 |
| Andacht zum Kreuze | 59. 64 f. |
| Leben ein Traum | 60 f. 153 |
| Canova | 216 f. 244 |
| Capello, Bianka | 204 |
| „Capriciosa", Oper | 204 |
| Caracalla | 214 ff. |
| Cäsar | 27 |
| Castelli | 132 |
| Cervantes (Don Quixote) | 59. 123 |
| Chamisso | 127 |
| Chialli | 225—231 |
| Christus | 215 |
| Cicero | 32 f. |
| Circe | 242 |
| Closset, Dr. | 42 f. 45. 57 f. |
| Collin, Matthäus | 115 f. |
| Consalvi, Kardinal | 93. 221 |
| Constantinus | 212 f. 247 |
| Cook | 25 |
| Cornelius | 141 |
| Correggio | 205 |
| Cramer, K. G. | 33 |
| Curtius, Quintus | 18. 172 |

Seite

Custine . . . . . 158
Czernin, Graf, Oberstkämmerer . . 143
Daffinger, Marie . . . . . 167
Davy . . . . . 40
Deabis . . . . . 43
Deinhardstein, Zensor und Theaterdirektor . . . . . 149 f.
Demmer, Mlle., Schauspielerin . 182 f
Demosthenes . . . . . 26
Devrient, Ludwig, Schauspieler . 128 f.
Deym, Graf . . . . 82—85. 176 f.
„Die Hochzeit auf dem Lande", Ballett 19
„Die Waise und der Mörder" . 182 f.
Dietrichstein, Graf . . . . . 141 f.
Diokletian . . . . . 245
Donato, heil. . . . . 254
Döttler, Remigius, Professor der Mathematik . . . . . 27
Dubaine, Baron . . . . . 20
Dumas, Alexandre . . . . 154. 156.
Don Juan de Maraña . . . 156
Dumas, geb. Ida, dessen Frau . 154
Eichenfeld . . . . . 59
Elisabeth, heil. . . . . 252
Emeram, heil. . . . . 142
Esterhazy, Joseph, Graf . . . . 91
Esterhazy, Gräfin, geb. Metternich . 91
Esterhazy, ein junger Graf 89 f. 225—231
Euripides . . . . . 31. 79
Falieri, Marino . . . . . 203. 205
Faustina . . . . . 213
Fenelon (Telemach) . . . . . 23
Ferdinand I., König von Neapel 232 f.
Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich . . . . 148—151. 159. 166
Ferdinand von Tirol, Erzherzog . 116
Fesch, Kardinal . . . . . 246
Fichte . . . . . 39
Figdor, Familie . . . . . 162 f.
Florian, heil. . . . . 116
Flury, Ludwig Jakob, Hofmeister bei Stadion . . . . . 112
Fodor, Sängerin . . . . . 204
Forti, Henriette, geb. Teimer, Sängerin 35
Fouqué, de la Motte . . . . 125 f.
Francia . . . . . 246
Franz von Assisi, heil. . . . . 251
Franz von Padua, heil. . . . . 232
Franz von Paula, heil. . . . . 233
Franz I., Kaiser von Oesterreich 82. 86 ff. 90 f. 94. 98 f. 104. 116. 118. 138. 143 f. 146. 148. 150 f. 166. 176. 181. 218. 252.

Seite

Friedrich II., deutscher Kaiser . . 195
Friedrich der Große . . . . . 131
Friedrich der Streitbare . . . . 195
Fröhlich, Katharina . . . . . 184
Fuchs, Buchhändler in Venedig . . 204
Fuljod, Claudius, Ritter von, Hofrat der allgemeinen Hofkammer 76 f. 94. 101
Gallus, siehe Mederitsch.
Ganymed . . . . . 217
Gärtner, Anton . . . . . 22 ff.
Gentz . . . . . 76. 115
Georg, heil. . . . . 253
Gervinus . . . . . 126
Geßner . . . . . 25. 29.
Giotto . . . . . 255
Gisela, Königin von Ungarn . . 141 f.
Giustiniani . . . . . 204
Gleich, J. A. (Der schwarze Ritter oder die drei Waisen) . . . 173 f.
Goëß, Graf . . . . . 83 f
Goldoni . . . . . 86
Goldsmith (Vicar of Wakefield) . 52
Goethe 25 f. 45. 64. 71. 74. 121 f. 125 f. 130. 134—141. 144 f. 150 ff. 155. 157. 163. 180. 185 f. 190
König von Thule . . . . . 45
Götz von Berlichingen . . 25. 150 f.
Clavigo . . . . . 25. 134
Claudine von Villabella . . . 25
Egmont . . . . . 134
Iphigenie . . . . . 138
Tasso . . . . . 138
Faust . . . . . 134
Wilhelm Meister . . . . . 185 f.
Goethe, Alma von . . . . . 136
Goethe, August von . . . 137. 140
Goethe, Ottilie von . . . . . 136
Gozzi (Der Rabe) . . . . . 26
Graff, Schauspieler . . . . . 135
Gray, siehe Guthrie.
Gregorio, St. . . . . 214
Grillparzer, Adolf . . 12. 49. 63. 68
Grillparzer, Anna, geb. Sonnleithner 12. 16. 18—22. 26. 37. 46. 49 f. 54. 56 ff. 61. 63. 65. 68 f. 74. 80 ff. 96 f. 171 ff. 176
Grillparzer, Camillo 12 f. 15. 21 f. 24. 43 f. 49. 63
Grillparzer, Franz.
An den Mond . . . . . 29
Der Hund und der Wolf . . . 30
Recht und schlecht . . . . . 34

Seite

Cherubin . . . . . 35 f.
Der Abend . . . . . 37
Irene . . . . . 38
Die Musik . . . . . 60
Die Ruinen des Campo vaccino 97ff. 180
Vision . . . . . 146
Auf die Genesung Ferdinand des Gütigen . . . . . 149 ff.
Klage . . . . . 150
Die unglücklichen Liebhaber . . 28
Blanka von Kastilien 38. 49 f. 61 f.
Die Ahnfrau 62—71. 75. 77. 103. 122. 139. 154
Sappho 71—76. 103. 117. 123. 137
Der Traum ein Leben . . 77. 152 f.
Das goldene Vließ 78—80. 96 f. 100—104. 110. 122. 127 f.
Melusine . . . . . 154
König Ottokars Glück und Ende 104. 107—111. 114—120. 152.
Ein treuer Diener seines Herrn 141—145. 152
Des Meeres und der Liebe Wellen 167 f.
Ein Bruderzwist in Habsburg . 122
Libussa . . . . . 122
Bearbeitung der Klara von Hoheneichen . . . . . 21
Drahomira . . . . . 122
Uebersetzung von Calderons „Das Leben ein Traum“ . . . . 60
Andreas Baumkircher (dram. Plan) 195
Friedrich der Streitbare . . . 195
Marino Falieri . . . . 203. 205
Grillparzer, Karl 12—15. 18. 21. 24. 43. 49. 63. 147 f.
Grillparzer, Wenzel 11—15. 17—20. 22—25 29. 33 f. 36 ff. 42—50. 61. 63. 66. 172. 174 f. 184
Gruber, Erzbischof von Salzburg 30 f.
Dessen Neffe . . . . . 30 f.
Guido von Arezzo . . . . . 255
Guido Reni . . . . . 246
Guthrie und Gray (Weltgeschichte) . 25
Halévy (Die Jüdin) . . . . . 164
Hammer, Professor der Philologie . 32
Hannibal . . . . . 253
Haydn . . . . . 97
Hebe . . . . . 217
Hebenstreit, Redakteur der Modenzeitung . . . . . 60 f. 69
Hederich (Mythologisches Lexikon) . 78
Hegel . . . . . 127 f.
Dessen Frau . . . . . 128

Seite

Heine . . . . . 156 ff.
Hell, siehe Winkler.
Hensler (Die zwölf schlafenden Jungfrauen) . . . . . 19 f.
Herberstein, Graf, Vizepräsident der Finanzhofkammer . . . 63. 96.
Herder . . . . . 183
Herkules . . . . . 217
Hero . . . . . 167
Herodot . . . . . 186
Heugelin . . . . . 236 f.
Heurteur, Schauspieler 50. 66. 77. 116
Heyne (Ilias-Ausgabe) . . . . 69
Hoffmann, E. T. A. . . . . 128
Homer . . . . . 69
Horaz . . . . . 29 f.
Horazier und Kuriazier . . . . 243
Hormayr . . . . . 118
Horn, F. (Shakespeare-Kommentar) 126
Hugo, Viktor . . . . . 154
Humboldt, A. v. . . . . 40
Hummel . . . . . 134 f. 140
Dessen Frau, geb. Röckel . . . 135
Ida, Schauspielerin, siehe Dumas
Iffland . . . . . 131
Istvanfyius, ungarischer Geschichtschreiber . . . . . 141
Jacobi, F. H. (Woldemar) . . . 188
Jacobo . . . . . 254
Jäger, Dr. Friedrich . . 87. 91. 177
Jakob, L. H. v., Professor . 133. 136
Jakob, Th. A. L., verheiratete Robinson (Pseudonym Talvj) 133. 136
Januarius, heil. . . . . 233—236
Jean Paul . . . . . 124
Joel, Dr. . . . . 71
Joseph II., Kaiser von Deutschland 103
Jouy (Die Vestalin) . . . . . 200
Judith . . . . . 254
Kant . . . 31. 39. 100. 127. 153
Karl August, Großherzog von Weimar 139
Karoline Friederike Wilhelmine, Königin von Bayern . . . . 98 f.
Karoline Augusta, Kaiserin von Oesterreich 82. 87—94. 115 f. 141. 177—179. 181. 220. 228
Karolyi, Graf . . . 89 f. 225—231
Karpe, Professor der Philosophie 31 f.
Katty, siehe Fröhlich.
Kaufmann, Johann . . . . 39 ff.
Kaunitz, Fürst, Gesandter in Rom . 93
Kemble, Charles, Schauspieler . . 163
Kleist, E. v. . . . . 25

Seite

Klopstock . . . . . 122
Kochem, Pater Martin . . . . 18
Koll, Albert . . . . . 14. 20 f. 23
Koreff, Dr. . . . . 154
Korn, Maximilian, Schauspieler 73 f.
Korn, Wilhelmine, geb. Stephanie, Schauspielerin . . . . . 73 f.
Kotzebue . . . . . 86. 118. 131
Rudolf und Ottokar . . . . . 118
Kübeck, Baron . . 104 ff. 151. 177 f.
Kuriazier . . . . . 243
Küstner, Schauspieler . . 68. 77. 152
Lafontaine, August v. . . . . 33
Lange, Schauspieler . . . . . 67
Laokoon . . . . . 213
La Roche, Schauspieler . . . . 19
Lavoisier . . . . . 41
Leander . . . . . 167
Lechner, Franz, Direktor der Wiener Universitätsbibliothek . . . . 167
Lederer, Staatsrat, und dessen Sohn 151
Lenau (Faust) . . . . . 157
Leon, Skriptor der Hofbibliothek . 61
Leonidas . . . . . 252
Lessing . . . . 25. 66. 74. 122. 175
Nathan der Weise . . . . . 25
Ligier, franz. Schauspieler . . . 155
Lorenz, heil. . . . . 213
Louze and Civet . . . . . 161
Löwe, Julie, Schauspielerin 73. 102. 155
Ludlamshöhle . . . . . 145 ff.
Ludwig I., König von Bayern 48. 141
Ludwig XV., König von Frankreich 188
Ludwig XVI., König von Frankreich 18 f. 173
Ludwig, Erzherzog . . . . . 166 f.
Lutter und Wegener . . . . . 128
Macready, engl. Schauspieler . . 163
Maffei (Merope) . . . . . 221 f.
Mailler, Ignaz . . . . 27 f. 38 f.
Manasse, Gräfin, und deren Familie 250
Mandrin, Jules . . . . . 62
Marchand, Justizkommissär . 124. 128
Dessen Frau . . . . . 128
Maria, heil. . . . . 252
Maria Ludovica, Kaiserin von Oesterreich . . . . . 138
Maria Theresia . . . . . 195
Mariveaux (Die falschen Vertraulichkeiten) . . . . . 155
Mars, franz. Schauspielerin . . . 155
Marseille, Maler . . . . . 254
Marzani, Graf, August . . . . 50

Seite

Maxentius . . . . . 247
Maximilian I. Joseph, König von Bayern . . . . . 98 f.
Medea . . . . . 78
Mederitsch, Johann (Gallus) 16 f. 20 f. 43 f. 173 f.
Dessen Tochter Marie . . . . 21
Dessen Schwester . . . . . 17
Mediceer . . . . . 255 f.
Megerle v. Mühlfeld, Archivdirektor der Finanzhofstelle . . . 148. 151
Meisl (Gisela von Bayern) . . . 142
Metternich, Fürst . 76. 86 f. 91. 98
Meyerbeer (Hugenotten) . . . 155 f.
Meyern, W. F. (Dianasore) . . 212
Michelangelo . . . . . 85. 245
Milder, Sängerin . . . . . 124
Mombelli, Sängerin . . . . . 256
Moreau, Schauspielerin . . . 72 f.
Mosel, Direktor der Wiener Hofbibliothek . . . . . 167
Mozart . . 17 f. 35. 97. 135. 171 f.
Zauberflöte . . . . 17 f. 171 f.
Figaros Hochzeit . . . . . 35
Müller, Kanzler . . . . 134 f. 138
Müllner, A. 50. 64 ff. 70. 73. 75. 132 f. 136
Die Schuld . . . . . 73. 75
Yngurd . . . . . 75
Mitternachtsblatt . . . . 75. 136
Murat . . . . . 233
Nádasdy, Michael, Graf, Finanzminister . . . . . 145. 147
Napoleon 48. 54. 107 f. 117. 131. 204. 246
Neuhof, Baron (König Theodor von Korsika) . . . . . 171
Nibelungenhort . . . . . 78
O'Connell . . . . . 162
Ottokar II., König von Böhmen 107. 117
Ottokar von Hornek (Reimchronik) . 108
Pacini (Isabella e Florange) 218 f.
Palffy, Graf . . . . . 67
Patroklus . . . . . 217
Paolo Veronese . . . . 204 f. 246
Paulus, Apostel . . . . . 211
Paumgarten, Eleonore v., geb. Sonnleithner . . . . . 72 f.
Paumgarten, Ferd. v. 82. 87. 90. 177
Peel, engl. Minister . . . . . 162
Persa, Polizeidirektor in Wien . . 146
Perseus . . . . . 244
Perugino, Pietro . . . 246. 252 f.
Peter der Grausame von Kastilien . 38

Seite

Petrarca . . . . . 255
Petrus . . . . . 211
Phokas . . . . . 213
Pichler, Karoline . . . . 97. 177
Deren Tochter . . . . . 97
Pillersdorf, Baron . . 105 f. 108. 145
Pius VII., Papst 93 f. 211 f. 220. 243 ff.
Plutarch . . . . . 186
Pompejus . . . . . 27
Potter . . . . . 246
Pustkuchen (Falsche Wanderjahre) . 185
Pyrker, L. . . . . 79
Rachel, franz. Schauspielerin . . 155
Racine . . . . . 122. 155
Raphael . . 122. 207. 244—247. 252
Reichstadt, Herzog von . . . . . 115
Remus . . . . . 248. 253
Riedler, Wilhelm, Professor der Geschichte, Direktor der Wiener Universitätsbibliothek . . . . 32. 166
Rizy, Franziska, geb. Sonnleithner 72
Röckel, Sängerin, siehe Hummel.
Romulus . . . . . 218. 253
Rossini . . . . . 158 f. 204. 256
Barbiere di Seviglia . . . . 204
Cenerentola . . . . . 256
Rothschild, Baron . . . . . 158
Rott, Schauspieler . . . . . 119 f.
Rubens . . . . . 246
Rückert . . . . . 140
Ruffo, Kardinal . . . . . 221
Rumohr, C. F. v., Besitzer des Landhauses bei Albano . . . . 246 f.
Rupprecht (Knüttelreime gegen das Gedicht: Auf die Genesung des Kronprinzen) . . . . . 150
Salathé, Maler aus Basel . . 246 f.
Saphir . . . . . 128
Sappho . . . . . 72
Scarpatetti . . . . . 24
Schaffgotsche, Graf . . . . . 93 f.
Schenk, E. v., und dessen Familie . 141
Schikaneder (Zauberflöte) . 17 f. 171 f.
Schiller 25 f. 37 f. 70 f. 79. 108. 121 f. 125. 135. 137. 140. 152. 155. 163
Die Räuber . . . . . 37. 129
Fiesko . . . . . 37
Kabale und Liebe . . . . . 37
Don Karlos . . . . . 37 f.
Wallenstein . . 25 f. 79. 108. 135
Die Braut von Messina . . 70 f.
Schlegel, A. W. v. . . . . 59
Schlegel, Dorothea . . . . . 87

Seite

Schlegel, Friedrich . . . . . 86 f.
Schmeller, Maler . . . . . 137
Schreyvogel (West) 60—67. 69. 72 f. 75 ff. 98 ff. 111. 132. 153
Das Leben ein Traum . . 60 f. 153
Sonntagsblatt . . . . . 61
Schröder, F. W. . . . . 25
Schröder, Sophie, Schauspielerin 66 ff. 73 f. 101 f. 116
Scipionen . . . . . 215
Scribe . . . . . 155. 164
Die blinde Gabriele . . . . . 155
Textbuch zu Halévys Jüdin . . 164
Sebastian, heil. . . . . 214 f. 252
Sedlnitzky, Graf . . . . 99 f. 143 f.
Seidel, preuß. Major . . . . 228 f.
Seidler, Sängerin . . . 124. 131 f.
Seilern, Christian, Graf von (Joseph Augusts älterer Bruder) . . . 52
Seilern, Johann Friedrich, Graf von, Gesandter in London (1675—1751) 52
Seilern, Joseph August, Graf von (1793—1861) . . . . 50—58. 63
Seilern, Joseph Johann, Graf von (1752—1838) . 44. 50—58. 63. 100
Seilern, Maria Crescentia, Gräfin von, geb. Fürstin von Oettingen 51. 55—58 63
Seilern, Maria Nepomucena, Gräfin von (Joseph Augusts Schwester) . 58
Septimius Severus . . . . . 212
Shakespeare 25 f. 52. 59. 69. 101. 108 122 f. 126. 130. 152. 163 f. 186
Kaufmann von Venedig . . . 123
Hamlet . . . . . 25. 126
Macbeth . . . . . 75
König Lear . . . . . 25
Romeo und Julie . . . . . 163
Julius Cäsar . . . . . 163
König Johann . . . . . 108
Heinrich IV. . . . . 108
Richard III. . . . . 164
Shiel, engl. Minister . . . . . 162
Sobrino (spanisches Wörterbuch) . 59
Sonnleithner, Familie 14 f. 23. 25 f. 33 f. 43. 50. 61. 63
Sonnleithner, Joseph . . . 33 f. 150
Sontag, Sängerin . . . . 124 f. 128
Sophokles . . . . . 30 f. 79. 123 f.
Elektra . . . . . 79
König Oedipus . . . . . 30 f.
Oedipus auf Kolonos . . . 123 f.
Southerland, Herzog von . . . 161 f.

Seite

Speiser, Nikolaus, Schullehrer in Enzersdorf . . . . . 15)
Spieß . . . . . 20. 33
Klara von Hoheneichen . . . . 20
Spontini (Die Vestalin) . . . . 200
Stadion, Johann Philipp, Graf 76. 82 95 f. 101—104. 106 f. 111—114. 145 147. 176 f.
Dessen Familie . . . . . 113 f.
Stägemann . . . . . 130
Stanislaus August, letzter König von Polen . . . . . 16
Stein, Professor . . . . 28 ff. 31. 37
Stephan, König von Ungarn . 141 f.
Stieglitz, Heinrich und Charlotte . 137
Stingel, Vincenz, Beamter der Hofbibliothek . . . . . 59. 63
Stifft, Staatsrat . . . . . 86
Stolberg, F. L., Graf von . . . 97
Suetonius . . . . . 23
Swift (Gullivers Reisen) . . . . 207
Talma, Schauspieler . . . . . 155
Talvj, siehe Jakob.
Tarquinius der ältere . . . . . 248
Tasso . . . . . 190. 208. 245
Tausendundeine Nacht . . . . . 25
Teimer, siehe Forti.
Teniers . . . . . 246
Thalberg . . . . . 156
Theodor, siehe Neuhof.
Thorwaldsen . . . . . 216 ff.
Tieck . . . . . 108. 123 f. 126
Tintoretto . . . . . 204 f.
Titus . . . . . 212—215
Tizian . . . . . 204. 246
Trajan . . . . . 212
Tree, Miß Ellen, Schauspielerin . 163
Tscherning, dänischer Offizier . . 160
Tschink, Cajetan (Geschichte eines Geistersehers) . . . . . 25
Uhland . . . . . 154
Ulysses . . . . . 202
Vandyck . . . . . 246

Seite

Varnhagen von Ense, K. A. und Rachel . . . . . 137
Vasari . . . . . 255
Vasi (Itinerario) . . . . . 216
Vega, Lope de . . . . 59. 152. 186
Velde, C. F. van der (Die Heilung der Eroberungssucht) . . . . 77
Velluti, Giovanni Battista, Sänger 182
Venus . . . . . 217
Vespasian . . . . . 132
Vogel, Anton, Edler von, Polizeidirektor in Venedig . . . . . 120
Vogel, Madame, Sängerin . . . 102
Voltaire . . . . . 77. 155
Wagner, Hofsekretär . . . . 111 f.
Wallenstein . . . . . 108
Wallishauser, Buchhändler 68 f. 75. 97 ff. 119. 154
Walpert, Professor . . . . . 27 f.
Wegener, siehe Lutter.
Weigel, Kapellmeister . . . . . 71
Weißenbach . . . . . 69
Welser, Philippine . . . . . 118
Wendt, A. . . . . 60 f. 132
Werner, Zacharias . . . 66. 70. 180
West, siehe Schreyvogel.
Wilhelm I., König von Württemberg 48
Williams, Familie . . . . . 160 f.
Winkler (Theodor Hell) . . . . 123
Winter, Kapellmeister . . . . . 16
Wittgenstein, Fürst . . . . . 130
Witthauer, Redakteur der Wiener Zeitschrift . . . . . 149 f.
Wocher, Gustav von . . . . 89 f.
Wohlgemuth, Familie . . 39—42. 50
Wouwermans . . . . . 246
Wrbna, Graf, Oberstkämmerer 92 179 f.
Wurmbrand, Graf 87—93. 96. 98. 104 177—180. 228. 243. 245
York, Kardinal von . . . . . 244
Zachariä . . . . . 28
Zedlitz . . . . . 146

Die „Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur" bietet zu dem Preise von

## 1 Mark

für den vollständigen, elegant in Leinwand gebundenen Band

die Werke klassischer Autoren Deutschlands und des Auslands in vorzüglichen Ausgaben, so daß es jedermann ermöglicht ist, sich auf bequeme und billige Weise in den Besitz

**einer klassischen Büchersammlung von nie veraltendem, unvergänglichem Werte zu setzen.**

Die Bibliothek, von welcher jeder Autor und jeder Band ohne Preiserhöhung auch einzeln käuflich ist, enthält:

**Ariosts Rasender Roland.** Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von Hermann Fleischer. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Aeschylus' ausgewählte Dramen.** Deutsch von L. Graf zu Stolberg. Mit Einleitung von L. Türkheim. 1 Leinenband 1 Mark.

**Bojardo, Der verliebte Roland.** Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von L. Fränkel. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König.** Mit Einleitung von Edmund Dörffel. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt.** Mit Einleitung von Franz Muncker. 1 Leinenband 1 Mark.

**Briefwechsel zwischen Schiller und Körner.** Mit Einleitung von Ludwig Geiger. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte** von Lengefeld. Mit Einleitung von Wilh. Fielitz. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

**Bürgers ausgewählte Werke.** Mit Einleitung von Richard Maria Werner. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Byrons sämtliche poetische Werke.** Deutsch von J. Ch. von Zedlitz u. a. Mit Einleitungen von H. T. Tuckerman und W. Kirchbach. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.

**Calderons ausgewählte Werke.** Deutsch von A. W. Schlegel und J. D. Gries. Mit Einleitung von A. F. Graf von Schack. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

**Camões Lusiaden.** Deutsch von Rudolf v. Belzig. Mit Einleitung von Karl v. Reinhardstöttner. 1 Leinenband 1 Mark.

**Cervantes' ausgewählte Werke.** Deutsch v. Hieronymus Müller. Mit Einleitung v. Otto Roquette. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

**Chamissos sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Max Koch. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Das Liederbuch vom Cid.** Deutsch von G. Regis. Mit Einleitung von Wilhelm Lauser. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Dantes Göttliche Komödie.** Deutsch von A. Streckfuß. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**A. v. Droste-Hülshoffs sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Levin Schücking. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

**Firdusis Heldensagen.** In deutscher Nachbildung nebst Einleitung von A. F. Graf von Schack. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

**Goethes sämtliche Werke.** Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 36 Leinenbänden à 1 Mark.

**Goethes Briefe an Frau von Stein.** Mit Einleitung von Karl Heinemann. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Goethes Gespräche mit Eckermann.** Mit Einleitung von Otto Roquette. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

**Grillparzers sämtliche Werke.** Mit Einleitung von August Sauer. In 20 Leinenbänden à 1 Mark.

**Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus.** Mit Einleitung von Ferdinand Khull. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Hauffs sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

**Heines sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Stephan Born. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

**Herders ausgewählte Werke.** Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

**E. T. A. Hoffmanns ausgewählte Werke.** Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Hölderlins sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Berthold Litzmann. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Homers sämtliche Werke.** Deutsch von J. H. Voß. Mit Einleitung v. Joseph Lautenbacher. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Horaz' sämtliche Werke.** Deutsch v. E. Günther u. Chr. M. Wieland. Mit Einleitung v. Hermann Fleischer. 1 Leinenband 1 Mark.

**Jean Pauls ausgewählte Werke.** Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.

**Immermanns ausgewählte Werke.** Mit Einleitung von Franz Muncker. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

**H. v. Kleists sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Klopstocks ausgewählte Werke.** Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Körners sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Lenaus sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Anastasius Grün. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Lessings sämtliche Werke.** Mit Einleitungen von Hugo Göring. In 20 Leinenbänden à 1 Mark.

**Manzoni, Die Verlobten.** Deutsch von E. von Bülow. Mit Einleitung von L. Fränkel. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Molières ausgewählte Werke.** Deutsch von F. S Bierling. Mit Einleitung von Paul Lindau. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

**Nibelungen- und Gudrunlied.** Nibelungen, übersetzt und mit Einleitung von Roman Werner. Gudrun, übersetzt und mit Einleitung v. Fritz Lemmermayer. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Platens gesammelte Werke.** Mit Einleitung von Karl Goedeke. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Racines sämtliche dramatische Werke.** In deutscher Uebersetzung. Mit Einleitung von Heinrich Welti. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Rousseaus ausgewählte Werke.** Deutsch von J. G. Heusinger u. a. Mit Einleitung. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

**Schillers sämtliche Werke.** Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 15 Leinenbänden à 1 Mark.

**Schopenhauers sämtliche Werke.** Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

**Shakespeares dramatische Werke.** Uebersetzt von Schlegel, Kauffmann, Voß. Revidiert und mit Einleitungen von Max Koch. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

**Slavische Anthologie.** In deutschen Uebersetzungen. Mit Einleitung von Gregor Krek. 1 Leinenband 1 Mark.

**Sophokles' sämtliche Werke.** Uebersetzt und eingeleitet von Leo Türkheim. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Spanisches Theater.** Uebersetzt und eingeleitet von A. F. Graf von Schack. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Tassos Befreites Jerusalem.** Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von Hermann Fleischer. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Tegnérs ausgewählte Werke.** Deutsch von G. Zeller und J. Minding. Mit Einleitung von Werner Söderhjelm. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

**Tiecks ausgewählte Werke.** Mit Einleitung von Heinrich Welti. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.

**Uhlands gesammelte Werke.** Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

**Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder.** Herausgegeben von Ludwig Uhland. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

**Wielands ausgewählte Werke.** Mit Einleitung v. Franz Muncker. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grillparzer, Franz, / Grillparzer, Franz, / Sauer, August,

Grillparzers sämtliche Werke Fünfte Ausgabe in zwanzig Bänden

Bd.: 19

[1894]
P.o.germ. 520 ti-19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11670024-9